TARTU ÜLIKOOL · UNIVERSITAS TARTUENSIS · 1632

ER 383-386

Seraphine.

Eine Erzählung

von

Ursula Zoege von Manteuffel.

Tartu Riikliku Ülikooli Raamatukogu 94216

Tartu Riikliku Ülikooli Raamatukogu

Zweite durchgesehene und veränderte Auflage.

Zweiter Band.

Bibliothek der LIVONIA.

Leipzig.
Verlag von Georg Böhme.
1886.

I.

Still und finster stand der mächtige, altersgraue Bau des Herrenschlosses Tannhausen inmitten des verwilderten, weitläufigen Parkes, wenn man die mit jungem Weidengestrüpp bedeckten einstigen Rasenflächen und die hier und da zu chaotischer Wildnis verschlungenen Baumgruppen mit diesem Namen bezeichnen konnte! Unzählige Dohlen nisteten oben im Gemäuer der beiden mächtigen runden Steintürme, welche wie graue Hüter die Front des Kastells rechts und links abschlossen. Gras wuchs jetzt am besten auf den einst mit Kunstsinn angelegten Kieswegen, während die Rasenflächen mit Haselnußstauden und Erlen bedeckt waren. In den Teichen überwucherte Schilf und Moos schon längst den Wasserspiegel und die Rohrsperlinge lärmten dicht unter den hohen Bogenfenstern der Galerie. Sie konnten es ungestört thun, denn die Fenster sahen blind, hier und da violett schimmernd, mit trübseliger Apathie von der altersgrauen Steinwand herab. Die steinernen Edelknappen und Fräulein, welche vor der, zur Veranda aufführenden Freitreppe standen, streckten hilflos ihre Arme aus dem, sie umstrickenden wilden Hopfen, welcher unbefugterweise die ganze mächtige, von Säulen getragene Vorhalle in ein Dornröschengemach einzuspinnen drohte. Der Prinz, welcher die Freitreppe erstieg, mußte gar keine so üble Klinge führen, um die dicke, traubenschwere Hopfenguirlande zu durchhauen, welche den Bogeneingang versperrte und sich bald mit den von oben herabhängenden üppigen Ranken zu einem grünen Vorhang zu vereinen strebte. Die Glasthür, welche von dieser steinernen Veranda ins Schloß führte, war verschlossen. Feste Läden lagen vor den Fenstern. Zwischen den gesprungenen Steinplatten des Fußbodens, welcher einst ein farbenreiches Mosaik gewesen, sproß das grüne Gras und blühten die blaßlila Blumen des Nachtschattens. Ziegel, welche vom Dach stürzten, fielen durch den grünen Hopfen und

zerschellten auf diesem Fußboden. Die Aussicht von hier über einen halbmondförmigen Teich in den Park hinein mochte einst wahrhaft schön gewesen sein, jetzt waren die Durchblicke und Lichtungen längst verwachsen, der Teich hatte sich in einen jungen Weidenforst verwandelt, die Bäume hatten sich beängstigend nah herangedrängt; sie warfen dunkle Schatten, die kein Sonnenstrahl durchbrach, feuchtkalt wehte die Luft, naß waren auch die Stufen der zerfallenen Freitreppe.

Auf der andern Seite war das Schloß durch einen tiefen Wallgraben, über den eine Brücke führte, vom Walde geschieden. Der Brücke gegenüber zeigte sich der mächtige, gewölbte Thorweg, durch welchen man in den innern Schloßhof gelangte. Doch einen erfreulichen Eindruck empfing man auch hier nicht. Der Schloßhof war still und düster. Die alten Kastanien darin sahen so dunkel aus wie ihr Schatten.

In dem Thorweg befanden sich rechts und links altersbraune Thüren. Die eine barg die breite Treppe, welche herauf ins Herrenschloß führte, die andere diente dem Schloßpersonal zum Eingang. Auf der breiten Steinstufe davor saß der alte Kastellan, ein grämlich aussehender Mann, und rauchte seine Pfeife, deren Rauch zum Gewölbe des Thorwegs hinanstieg. Vor ihm stand, die Hände auf dem Rücken, in einer abgetragenen Livree ein Diener, dem man ansah, daß er einst bessere Tage gesehen hatte. Auf den Pflastersteinen, den Arm auf die Stufen gelehnt, den Blick zum rauchenden Kastellan erhoben, dehnte sich ein fremdländisch aussehender Bursche. Er trug ein rotes, mit Gold gesticktes Jäckchen, welches vorne offen war und einen breiten, schärpenartigen Gürtel sehen ließ, in dem ein funkelndes Messer stak. Auch im übrigen war die Kleidung auffallend und verriet im Verein mit dem hageren, braunen Gesicht den Orientalen. Er lag träge, aber nicht ohne Anmut, auf den Steinplatten, mit denen der Thorweg gepflastert war, und horchte auf das eifrige, flüsternd geführte Gespräch der beiden Alten. Man sah, manches verstand er nicht, doch was er verstand, erweckte sein Interesse.

Der alte Diener redete mit schwatzhafter Zungengeläufigkeit und der Kastellan brummte dazwischen.

„Ich sehe, was ich sehe!“ schloß der Kammerdiener seine Rede und nickte mit dem Haupte, „da kann ja gar kein Zweifel

herrschen, wo sie hinaus will, die Mamsell Therese, und was sie will, das thut sie ja hier; du lieber Himmel: als ob sie die Kaiserin selber wäre, und wenn sich die alte Gnädige fügen muß in alles, was die Mamsell will, so wird dem Herrn Baron doch wohl auch nichts übrig bleiben."

„Aber das steht ja nun doch einmal so fest wie ich hier, daß der Baron die Komtesse nimmt."

„Gott segne sie, das arme Kind! Ist das ein Leben für solch ein junges Ding! Ja, ja, eins steht fest, aber das andere auch."

Der junge Perser richtete sich jetzt auf. „Wir klüger sind, wir Türk, wir beide nehmen!" sagte er in gebrochenem Deutsch.

„Ali!" versetzte der Kammerdiener mit Würde, „Du weißt wohl, daß es bei uns nicht Sitte ist, daß ein Mann zwei rechtmäßige Frauen hat. Ich weiß schon, daß es bei Euch hergeht, wie weiland in Sodom und Gomorrha."

Ali verstand hiervon nicht genügend, um sich beleidigt zu fühlen, er versetzte bloß: „Aber Ali nicht wünschen, daß Herr Frau nimmt. Ali muß sterben, wenn Ali hier lebt," und er sah sich fröstelnd um.

„Ja, aber hohe Zeit wäre es, daß der Baron sich einmal hersetzte und nach dem Rechten sähe", nahm der Kammerdiener wieder das Wort, „denn es geht hier alles rückwärts und ist eine Wirtschaft, daß sich Gott erbarm."

Der Kastellan versetzte unwirsch: „Der Herr aber könnte zwanzig Jahre hier sein, er sähe doch nichts von alle dem. Du lieber Himmel, er müßt's doch längst gemerkt haben, wie der Geiz hier zusammen scharrt, wie die Herren Verwalter und Intendanten prassen, die Leute verkommen und das Gut durch schlechte Behandlung verwahrlost. Es wird nichts herein gesteckt, und doch soll immer Geld herauskommen; weiß der Himmel, wo das enden soll! Wenn das der selige junge Herr von der Edlen Tanne mit ansehen müßte, wie die Wälder verwüstet werden, die er so pflegte, und wie wir jetzt hier im Schlosse leben, wo's einst so hoch herging — ja Jakob, solch eine Livree, wie Ihr sie habt, sah man dazumal hier nicht."

„Ich will's glauben", nickte Jakob, „doch auch mein gnädiger Herr, der Herr Graf zur Rhede, hat mich besser gehalten ... na, und wenn der jetzt sähe, wie sein einzig Kind hier gefangen

gehalten wird, er hätte der alten Baronin auch nicht die Mutterrechte übertragen!" — und Jakob ballte ingrimmig die Hand. „Sitzt das arme junge Ding hier doch wie eine Nonne und sieht Jahr aus Jahr ein keine Menschenseele, und bloß um des Geizes von der alten Gnädigen, die Tannhausen nicht hergeben mag. Die rührte doch gleich der Schlag, wenn jemand es wagte, die Komtesse heiraten zu wollen! Her darf niemand, und heraus darf sie auch nicht, und der Baron St. Alban, vor dem sie sich fürchtet wie vor dem Bösen, der soll sie heiraten, und er wird's auch schließlich thun, obgleich sie ihm egal ist wie mein kleiner Finger! Na, wenn das alles nicht ein so schreiendes Unrecht ist, wie nur je unter der Sonne geschah, so will ich nicht Jakob heißen! Die alte Gnädige denkt, wir merken nichts von ihren Anschlägen und wissen nicht, wo sie hinaus will! Kränklich ist sie und kann niemand sehen, und die Komtesse nennt sie noch immer „das Kind", damit es uns auch nicht einfallen soll, daß sie einmal erwachsen ist und doch auch Menschen sehen müßte!

Der Kastellan zuckte die Achseln, dann winkte er dem Diener, näher zu treten: „Wenn Ihr Eurer Komtesse die Freiheit verschaffen wollt, dann macht's gut mit Mamsell Therese" raunte er ihm zu, und Jakob nickte verschmitzt.

„Denkt Ihr, so klug wäre ich nicht schon selber? Na, überhaupt, was es mit der Macht der Mamsell für eine Bewandtnis hat, das weiß ich wohl! Lacht mich nicht aus, aber geheuer ist's mit der nicht, die muß ein Zaubermittel haben, drauf laß ich mich totschlagen! Wie wär's denn sonst doch möglich, daß sie noch hier ist? Der alten Gnädigen ist sie unerträglich, und der Herr Baron kann sie vor den Tod nicht leiden, und doch bleibt sie hier, schaltet und waltet im Hause nach Belieben und weiß sich so in Respekt zu halten, daß sogar die alte Gnädige nach jedem Auftritt geradezu um Vergebung bittet und spricht: „Mademoiselle, ich habe es nicht so gemeint." Ist das nicht wunderlich? Na, man muß eben unsere alte Frau kennen, um zu wissen, was das heißen will! Das alles geht nicht mit rechten Dingen zu, und daß es solche Dinge gibt, das weiß ich noch von meiner Großmutter selig, die mir oft erzählte, daß es Hexen" —

Jakob fuhr erschrocken herum, denn die uralte eichene Thüre hinter ihm ward schnell aufgestoßen und eine schwarz gekleidete

Dame trat heraus, indem sie herrisch rief: „Da sitzt Ihr nun alle drei und schwatzt und seht nicht, daß der Herr heimkommt! Schnell, Ali, das Thor geöffnet!"

Der Perser sprang elastisch auf und schob die Flügel des Gitterthors weit auseinander. Die Dame blieb stehen und sah gespannt in's Freie. Ali lehnte am Thor und der Kastellan entfernte sich leise, während Jakob die Dame listig aus einem Winkel seines Auges beobachtete.

Sie stand völlig unbekümmert um ihn da mit der Sicherheit einer, die auf ihr Recht trotzt. Die eine Hand hatte sie über die Augen gelegt, welche funkelnd in die Ferne spähten. Ihr Alter wäre schwer zu bestimmen gewesen. Sie war schön und hatte leuchtende Farben und starkes, blauschwarzglänzendes Haar, welches in üppigen Wellen die kantige Stirn umrahmte. Ein schwarzes Spitzentuch war über dies Haar geworfen und unter dem Kinn verschlungen. Ihr Gesicht war sehr hager, das leuchtende Kolorit mußte die Rundung der Wangen ersetzen; unter den wildschwarzen Augen bog sich stolz und selbstbewußt die Nase, und zwischen den stets etwas geöffneten Lippen sah man die weißen großen Zähne spitz und raubtierartig schimmern. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid, einfach von Schnitt, doch sehr kleidsam. Ihre ganze Gestalt war zierlich und viel voller als das Gesicht. Nach dieser hätte man sie für zwanzig, nach jenem für fünfunddreißig Jahr halten können.

Pferdegewieher erklang jetzt, und auf seinem großen kohlschwarzen Roß sprengte Baron St. Alban in den Thorweg. An seiner Seite ritt auf trotzigem schottländischen Pony Gräfin Rhede. Ihr Federhut war mit weißen Wasserlilien garniert und in der Hand hielt sie einige grüne Zweige. Während Ali seinem Herrn den Bügel hielt, hob Jakob „seine Komtesse", wie er sie nannte, herab. Der Freiherr grüßte die stolze Dame, welche ihn in der Hausthür empfing, mit bewölkter Stirn. Ihr scharfer Blick fuhr von ihm zu seiner kindlichen Begleiterin. Komtesse Sibylla stand schüchtern da und blickte sich unruhig um, als suche sie ein Mauseloch, durch welches sie unbemerkt entschlüpfen könne. Dabei fiel eine der Wasserrosen aufs Pflaster und sie bemerkte es erst, als der Baron achtlos darüber hinschreiten wollte. Mit einer schnellen Bewegung bückte sie sich,

doch zu spät, die Blume war zertreten und Gräfin Sibylla rief erschrocken: „ach, meine Blume!“ Thränen standen in ihren Augen. Ein mißtrauischer Blick aus den Augen der Dame traf sie. „Wer gab Ihnen die Blumen, Kind?“ frug sie mit scharfer Stimme. Doch sie erhielt keine Antwort. Nächst dem Baron fürchtete Gräfin Sibylla niemand so sehr wie Mademoiselle Thereſe. Sie war mit der Behendigkeit eines Wiesels um die Ecke gehuscht.

Der Baron ging die breite eichene Treppe hinauf, Mademoiselle Thereſe folgte und sah ihm scharf in das dunkle Gesicht. „Sie werden uns sobald schon wieder verlassen, Monsieur?“ frug sie. Er nickte bloß zerstreut.

„Und wohin reisen Monsieur?“ fuhr die Dame fort, ihn immer fester ansehend.

„Ich weiß es noch nicht — doch ja, vielleicht nach Italien“ — war die Erwiderung.

„Das wird für — Komteſſe sehr schmerzlich sein“ — fuhr Mademoiselle Thereſe fort und sah mit seltsam-wildem Lächeln zu ihm auf. Er verſetzte seufzend: „Meine Abreiſe ist für niemand schmerzlich, das weiß ich wohl.“

Mademoiselle Thereſe lächelte bitter. Der Baron aber sah nichts davon. Er öffnete oben in dem uralten Vorsaal eine der braunen Logenthüren, man sah in ein düſteres Zimmer mit dunkelgrünen Fenstervorhängen. Hier drin verschwand der Baron, schlug die Thüre hinter sich zu und ließ Mademoiselle Thereſe allein stehen. Sie blickte ihm nach; kalt und starr waren ihre Züge geworden. Sie warf den Kopf in den Nacken und schritt verächtlich lächelnd von dannen.

Komteſſe Sibylla war unterdeſſen mit ihren Waſſerroſen in das kleine Stübchen gehuscht, welches der alte Jakob zum Hofe hinaus bewohnte. Es war ein trübſeliges, kleines Gemach mit vergitterten Fensterchen und der unvermeidlichen Stiefelwichsatmoſphäre. Auf einem Tiſch lagen blankgeputzte ſilberne Löffel und Gabeln, und daneben standen blitzende Meſſingleuchter. Die Putzbank war neben den Ofen geſchoben, wo an einem Nagel der Hausanzug des alten Dieners hing. Auf der Ofenbank standen schwarzglänzende Stiefel und daneben zwei frischgeputzte und gefüllte Lampen. Im Fenster stand ein

mühsam mit dem Dasein ringender Geraniumstock, der seine gelben Stengel trübsinnig an's Glas legte und seit Jahren vergeblich darauf wartete, daß draußen die Sonne durch die Kastanienblätter dringen solle!

Und in diesem Fenster stand Gräfin Sibylla zur Rhede, die reichste Erbin der Gegend, und füllte Wasser in eine braune, gesprungene Schüssel, um die weißen Blumen ihrem Element zurückzugeben. Sie hatte ihren Hut und ihr Reitjäckchen auf das wackliche, steinharte Sofa geworfen. Die allzu schnell und schmächtig aufgeschossene Gestalt trug noch den Stempel des Backfischchens, aber die Bewegungen waren so behende, huschend und geschmeidig, wie man sie sonst in jenen Jahren nicht oft beobachtet. Das Gesichtchen mit dem zierlichen Stupfnäschen und dem kleinen Mund war leicht angehaucht von der Bewegung in freier Luft.

Der alte Jakob kam jetzt herein. „Jakob, Jakob", flüsterte sie eifrig, „denke Dir, ich habe heute einen Husaren gesehen," — und Gräfin Sibylla's Augen glänzten vor Vergnügen.

„Einen Husaren? ei, ei," sagte Jakob bedächtig, „das war wohl einer aus Altstadt? Wie hatte der sich denn hieher verirrt?"

„Ich weiß nicht, aber denke Dir, er hat mir die Blumen dort geschenkt!" fuhr Gräfin Sibylla eifrig fort, „und Du weißt doch, wenn der Kastellan mir manchmal erzählte, wie es war, als er noch Husar war, — nun gerade so sah er aus! Oh, es war sehr hübsch!" und Gräfin Sibylla seufzte erleichtert, wie ein Kind, das sein Abenteuer erzählt hat.

Der alte Kastellan ging eben mit seinem klappernden Schlüsselbund draußen über den Hof und die kleine Hand der Komtesse winkte ihm, hereinzukommen. Er gehorchte brummend.

„Martin, — was denkt Ihr wohl? Ich habe einen Husaren gesehen!"

„Wirklich! Na das ist nun ein Ereignis hier," knurrte der Alte und fuhr sich durch den eisgrauen Bart.

„Und er hat mir die Blumen geschenkt," fuhr Gräfin Sibylla munter fort, „das ist doch nett, nicht wahr?"

„Na, da haben Komteßchen also auch mit ihm gesprochen," sagte Jakob.

„Oh natürlich!" versetzte sie kopfnickend, „er hat mir alles

erzählt, wem er eigentlich die Blumen bringen wollte. Denke Dir, er hat zwei Schwestern, und die haben so sonderbare Namen, eine heißt Stella und die andere, — wie doch gleich? — Ach ja — Seraphine!"

Der alte Kastellan fuhr plötzlich auf. Seine mürrische Miene verschwand, seine kleinen, unter buschigen Brauen versteckten Augen wurden feucht. — „Komteßchen", rief er hastig, „Komteßchen, da haben Sie wohl gar den Sohn von meinem gnädigen Herrn gesehen!"

Gräfin Sibylla sah den Alten bestürzt und schüchtern an.

„Aber Martin, Ihr zittert ja," sagte sie und blickte hilfesuchend auf ihren alten Freund Jakob, welcher bedächtig mit dem Kopf nickte.

„Wer ist denn der, von dem Ihr sprecht, Kastellan?" frug sie ängstlich.

„Ja, das weiß Komteßchen nicht; wir nennen vor Komteßchen nie seinen Namen, denn den kann die alte gnädige Frau nicht hören, und schlecht ginge es uns, wenn sie erführe, wir hätten Komteßchen erzählt, wie es früher hier war," sagte Jakob.

Sibylla sah mit ihren großen Augen neugierig auf den Kastellan. „Ich erzähle nichts", sagte Jakob vorsichtig, „denn wenn Komteßchen davon sprechen, dann gibts böses Wetter bei der Gnädigen."

„Aber Jakob, was fällt Dir ein! Die Baronin spricht ja nie ein Wort mit mir, außer das Notwendigste, wie sollte ich ihr's denn wiedersagen?"

„Komteßchen", platzte der Kastellan dazwischen, „ich möcht' nur wissen, wie er aussieht, ob er dem Herrn Adalbert ähnlich sieht, ob er wohl und gesund ist! Wenn Komteßchen mir das nur sagen, nachher will ich erzählen, wer hier früher war, ... ach du lieber Himmel, meinen guten Herrn anzusehen, das war eine Freude!" Der Kastellan wischte sich mit dem Ärmel über die Augen. „Der Flügel, in dem sie alle wohnten, den hat der Herr Baron St. Alban zumauern lassen. Die Leute sagen, es sei alles darin so stehen geblieben, wie es stand. Mitgenommen haben sie nichts, das weiß ich." Es bedurfte nur noch einiger Bitten Sibylla's, und der Kastellan erzählte ihr die

Geschichte, welche eben in diesem Augenblick auch Seraphine und Stella in dem hinterlassenen Brief ihres Vaters lasen!

Man mußte das einsame Leben kennen, welches Gräfin Rhede führte, um zu begreifen, wie sehr diese Erzählung sie aufregte und ihre kindliche Phantasie mit ganz neuen, märchenhaften Bildern erfüllte. Malthus erschien ihr bald wie ein verzauberter, braunlockiger Prinz, Seraphine wie eine Fee in weißem Kleide, goldenen Haaren und Flügeln, — dann wieder sah sie beide als fröhliche Kinder über den Rasen springen, und diese Vorstellung erweckte eine tiefe, sehnsüchtige Trauer.

„Oh, Martin!" sagte sie aus tiefster Seele, mit thränenvollem Blick, „wenn ich doch nicht so furchtsam wäre! Wenn ich den Mut fände, Onkel Lothar zu bitten, daß er ihnen alles, alles wiedergibt und sie wieder hierher einladet. Aber ich fürchte ihn so," — schloß sie seufzend.

Die beiden Alten sahen sich an. Das arme Kind war sich seiner Stellung als Besitzerin von Tannhausen so wenig bewußt, daß es sich wie ein aus Gnade geduldetes Geschöpf erschien. Weder Jakob noch der Kastellan hätten gewagt, es hierüber aufzuklären.

„In den Flügel möchte ich wohl einmal hinein!" begann Sibylla nach einer Pause wieder, „ich habe mich immer gewundert, was darin ist und weshalb keine Thüre zu sehen ist."

„Das lassen sich Komteßchen schon vergehen", rief Jakob erschrocken, „wenn das der Baron hörte! Man kann auch nicht hinein, und davon zu reden, ist ganz und gar verboten!"

„Ach, wenn sie doch alle wiederkämen", seufzte Sibylla, „ich würde mich so freuen! Es ist so einsam, so einsam hier, und ich hätte doch so gerne eine Schwester. Er sah so lustig aus, — ach, es wäre so hübsch!"

Sie faßte jetzt vorsichtig die Schale mit beiden Händen und verließ das Stübchen. Sie ging über den Hof und im Thorweg dieselbe Treppe hinauf, welche der Baron gegangen war. Jetzt erreichte sie den großen Vorsaal und glitt wie ein Schatten durch den langen Korridor, eine Treppe hinauf, eine andere hinunter, über einen zweiten Vorsaal. Endlich stand sie vor einer Thüre und öffnete dieselbe mit einer Hand, mit der anderen drückte sie die Schüssel mit Blumen an sich. Sie

trat in ein rundes Turmgemach, welches drei Fenster hatte, aus denen man weit in das unabsehbar öde, graue Moorland und auf zerrissene Waldstrecken hinsah. Das Zimmer machte einen düsteren Eindruck; die hohen Fenster hatten keine Vorhänge, von den einst grau und rot bemalten Wänden war die Farbe in Stücken herabgefallen und der weiße Kalk zeigte sich dem Blick. Mitten im Zimmer stand ein runder Tisch aus Tannenholz, mit roter Farbe angestrichen. Auf diesem Tische lagen viele Blumen, Äste, Pilze, ganze Haufen bunter Steine, einige Bücher, mit alten eisernen Gewichten beschwert. Um den Tisch standen ein verschossener roter Samtfauteuil, ein dreibeiniger Stuhl aus rohem weißen Holz und ein alter Mahagonirohrstuhl. In einem der Zwischenräume zwischen zwei Fenstern stand ein altes Klavier; es hatte kleine gelbe Tasten und einen schrillen, mißklingenden Ton, wie man hören konnte, denn ein Eichhörnchen sprang soeben darüber hin, der Herrin entgegen. Das zierliche Tierchen kletterte der Gräfin auf die Schulter und legte schmeichelnd das Köpfchen mit den klugen Augen an die bräunliche Wange der jungen Herrin. Sie stellte die Schüssel auf den Tisch. „Geduld, du Unart", sagte sie lachend, „ich werde dich nicht vergessen! Ach, meine arme Lady, was machst du denn?" — und Gräfin Sibylla kniete vor dem roten, verschossenen Samtfauteuil, auf welchem ein schwarzer, langhaariger Hund lag, der winselnd eine verbundene Pfote hob. „Ja, der böse Dorn, nicht wahr? Nun, hier ist Wasser, ich werde dich wieder verbinden!" Der Hund leckte ihr die Hände, während sie dies that. Durch das offene Fenster hüpften aber jetzt vier bis fünf schwarze Vögel in's Zimmer. Sie nisteten draußen im alten Gemäuer des Turmes und hatten die Stimme ihrer jungen Freundin vernommen; in einem hölzernen Käfig an der Wand aber erhob sich großer Spektakel, die Dompfaffen und Finken da drinnen machten sich bemerklich.

Gräfin Sibylla öffnete einen alten Wandschrank. Auf der einen Seite waren verstaubte Bücher aus der Schulzeit, nur die Naturgeschichte lag vorn und schien oft benutzt zu werden. Auf der anderen Seite standen Kästen mit Futter, ganze Pyramiden Tannenzapfen, Moos, Steine, vertrocknetes Gras. Alles wies darauf hin, wie heimisch die Besitzerin im Walde war.

Sie suchte für ihre Lieblinge das Futter zum Wintervorrat selber zusammen, denn sie erhielt nicht das Geld, um welches anzukaufen. Während das Eichkätzchen auf ihrer Schulter eine Nuß zerbiß, plauderte sie unaufhörlich mit den Tieren. Sie war dabei vergnügt und guter Dinge. Das Eichhörnchen verstand es, Verstecken zu spielen und war dabei zum totlachen possierlich. Seine junge Herrin stellte sich hinter den alten runden Kachelofen neben der Thür; dann kam es neugierig näher, bis es mit gespitzten Ohren um die Ecke sah und, der Gräfin ansichtig werdend, wie in heillosem Schrecken davonjagte, unter die alte, wacklige Kommode. Dort kauerte es mäuschenstill, während das Mädchen im Zimmer suchte. Es spähte nur mit listigen Augen hervor, sowie es aber gefunden war, ging die Jagd durch's Zimmer los. „Füchschen" wollte sich durchaus nicht haschen lassen. — Endlich warf sich Sibylla lachend in einen Stuhl, Füchschen merkte, das Spiel war aus, und hüpfte sogleich wieder vertraulich herbei. Sibylla aber sah mit Schrecken auf ein dreieckiges Loch in ihrem schwarzen, fadenscheinigen Kleidchen. Mit diesem Loch beim Abendessen zu erscheinen, war undenkbar, dieses Loch durfte die Baronin nicht sehen, sonst . . . Sibylla zitterte, und mit zitternden Händen nahm sie aus dem Kleiderschrank das einzige Kleid, welches sie außer diesem noch besaß und welches sie Sonntags anzog. Sie hatte es grade angezogen, als Jakob anklopfte. „Komteßchen, der Thee ist serviert."

Gräfin Sibylla preßte ihre kleinen Hände angstvoll zusammen, als sie dem alten Diener folgte. Es war ein weiter Weg, denn Schloß Tannhausen war zum verirren weitläufig, finster, winklig und unregelmäßig gebaut. Endlich öffnete Jakob eine Thüre und zaghaft trat Sibylla in ein großes, sparsam von einer Lampe erleuchtetes Gemach. Ein altes, steiflehniges Sofa, ein runder Theetisch davor, Sessel mit blaugemusterten Glanzkattunbezügen standen ringsherum. Eine braune Ledertapete und schwere dunkle Vorhänge vervollständigten den Eindruck düsterer — Schäbigkeit. An dem Theetisch im Lichtkreise der Lampe saß Mademoiselle Therese und füllte die Tassen. Ihr gegenüber saß Baron St. Alban und nahm mit schweigendem Kopfneigen die gefüllte Tasse entgegen.

Neben ihm saß seine Mutter, eine alte Dame, welche eine große grüne Lichtkappe über den Kopf gebunden hatte. Der sichtbare Teil ihres Antlitzes war so mager, braun und faltig, als sei sie soeben, nach zweitausendjähriger Ruhe aus einem ägyptischen Grabe auferstanden. Ihre Hände zitterten und ihre zänkische Stimme hatte hin und wieder einen kläglichen Klang, namentlich wenn sie mit der Mademoiselle sprach. Trotz der grünen Lichtkappe und der trübe brennenden Lampe hatte sie Sibyllas Kleiderwechsel bemerkt. — Aber auch Mademoiselle hatte ihn bemerkt und konnte nicht umhin zu sagen: „Komtesse hat es für nötig befunden, noch einmal Toilette zu machen", ein hohnvolles Lächeln lag auf ihren Lippen — „Komteßchen fängt an, eitel zu werden."

„Was fällt Dir ein, Sibylla?" frug die Baronin mit schriller Stimme „weshalb ziehst Du Dein Sonntagskleid jetzt an? Denkst Du, daß man die Kleider auf der Gasse auflieſt?"

Gräfin Sibylla senkte den Kopf, ein tiefes Erröten lag über ihrem Gesichtchen. Sie stammelte verlegen einige unverständliche Worte.

„Sprich, Kind!" rief die Baronin streng.

„Ach, Madame — lassen Sie sie doch!" warf Mademoiselle Therese spöttisch ein, „Komtesse will bloß beweisen, wie dankbar sie für die Wasserlilien ist. Nicht wahr, Komtesse?"

Sibylla verschluckte ihre Thränen.

„Wenn Du nicht zu sprechen verstehst, so verstehst Du vielleicht, ohne Abendessen zu Bett zu gehen," sagte die Baronin, „auf jeden Fall stehe auf und ziehe Dich um. Hast Du dann noch Lust mit dem Fleck, den Dein Kleid wahrscheinlich hat, hier zu erscheinen, so wage es! Man möchte wirklich das Geld zum Fenster hinauswerfen, um Dich zu erziehen!" Schnell wie ein Wiesel war Gräfin Sibylla verschwunden. Sie war dankbar, daß sie so glimpflich davon kam. Der Baron sah aber jetzt zum erstenmal auf. Das Wort: Wasserlilien hatte ihn elektrisch berührt, — das sah auch Mademoiselle Therese.

„Weshalb schicktest Du das Kind fort, Mutter?" frug er, „sie hat mit mir einen weiten Ritt gemacht und wird hungrig genug sein."

Die Baronin beugte sich gespannt vor. Sie las jedes Wort von seinen Lippen.

„Ich wollte sie für einen Fehler strafen; — aber wünschest Du etwa, daß sie wiederkommt?“ frug sie.

„Ja natürlich,“ war die Antwort.

„Jakob, rufen Sie die Komtesse augenblicklich zurück,“ rief die Baronin dem Diener zu. Mademoiselle biß mit ihren spitzen weißen Zähnen in die Unterlippe.

Es mochte Jakob nicht leicht werden, die Komtesse zu überreden, sie möge zurückkommen, denn es dauerte lange, ehe sie kam. Der Baron war mit seinen Gedanken schon wieder wo anders.

„Mademoiselle Therese, reichen Sie, bitte, der Komtesse die Zuckerdose,“ sagte die Baronin hinter ihrem Lichtschirm hervor, während Sibylla fast bestürzt zulangte, denn das war ihr noch nie geschehen, — die Zuckerdose war ein Luxus, den sich die Baronin bloß während der kurzen Anwesenheit ihres Sohnes gestattete; Mademoiselle Therese griff stets mit Ostentation in die Büchse, und bei jedem Stück, welches sie mit ihren großen, weißen Händen in den Thee warf, zuckte das Gesicht der Baronin, als würde sie heimlich gekniffen.

„Vor meiner Abreise müßte ich mit einem Dachdecker sprechen“, sagte St. Alban; „wie mir der Kastellan vor einer Woche mitteilte, hat der Wind das Dach auf einer Stelle beschädigt, und in der Galerie oben hat es durchgeregnet.“

„Was kommt darauf an?“ versetzte die Baronin hastig, „im obersten Stock jener Seite wohnt kein Mensch.“

„Doch die Diele beginnt zu faulen, der Schaden datiert noch vom Herbst her,“ versetzte der Baron St. Alban, dem man es bei alledem ansah, wie gleichgültig ihm die Sache war.

„Monsieur braucht sich nicht mehr darum zu sorgen“, versetzte hier Mademoiselle Therese in ruhigem Ton, „ich habe schon einen Dachdecker kommen lassen, und er hat es besorgt. Die Arbeit kostet dreißig Thaler, Madame!“

Die Baronin sank in ihren Lehnstuhl zurück, es ging wie ein Krampf über ihre Züge. „Sind sie toll geworden, Mademoiselle? Dreißig Thaler! Nicht einen Groschen bekommen Sie von mir. Habe ich Geld genug, um es für solchen verruchten Luxus fortzuwerfen? Nicht einen Groschen!“

„Ich that es, um Monsieur der Mühe zu überheben.“

„So mag er Ihnen diese Gefälligkeit auch bezahlen, obgleich dies von ihm unverantwortlicher Leichtsinn wäre."

„Wozu so viele Worte um diese Bagatelle," versetzte der Baron ungeduldig, „folgen Sie mir Mademoiselle!"

Er sagte dies herrisch, wie es seine Art war. Mademoiselle Therese blieb ruhig sitzen. Ihre Augen flammten und sie schüttelte ihr blauschwarzes Haar in den Nacken.

Der Baron ging bis zur Thüre, dann sah er sich um.

„Kommen Sie," — wiederholte er ungeduldig.

„Ich bin gewohnt, gebeten zu werden!" — war die hochmütige Entgegnung.

Der Baron sah sie betroffen an. Dann zogen sich seine kohlschwarzen Brauen finster zusammen. Es waren nicht diese Worte, es war der Ton, in dem sie gesprochen wurden, welcher ihn zur Heftigkeit reizte. „So passen wir schlecht zusammen, Mademoiselle. Ich bin ebenso gewohnt, zu befehlen!"

Sie lächelte höhnisch. „Sehr schön, — also Baron St. Alban versteht seine Dienstboten nicht zu bitten, . . . es kann aber eine Stunde kommen, wo derselbe Baron vor derselben — Dienstmagd niederkniet, um sie zu bitten" —

„Mademoiselle! Um Himmelswillen —!" —

Die alte Baronin stieß diesen Schrei aus. Mit einer heftigen Bewegung war sie aufgesprungen und preßte ihre Hand auf den Mund der Sprechenden. Tödliche Angst verzerrte ihr verknöchertes Gesicht. „Höre auf, Lothar, verlasse augenblicklich das Zimmer!" rief sie mit heiser Stimme. „Doch zuvor bitte die Mademoiselle um Verzeihung, . . . ich beschwöre Dich! Du hast sie beleidigt. Mademoiselle, seien Sie wieder gut, — ich bitte Sie. Ich hole augenblicklich das Geld, — ich bitte, kommen Sie mit mir, — ich bitte Sie sehr! Ich, — ich gebe ihnen das Geld." Doch Mademoiselle blieb unbeweglich stehen und sah mit heißem Blick nach dem Mann hinüber, welcher mit umwölkter Stirn und über der Brust verschränkten Armen düster an der Thüre lehnte. Sein scharfmarkiertes Adlerprofil warf einen mächtigen Schatten auf die Wand.

Die Baronin eilte auf ihn zu, sie erfaßte seinen Arm.

„Höre auf mich, Lothar, reize sie nicht zur Wut," flüsterte sie ihm angstvoll zu, „sie wird toll, sie wird rasend . . . ich

fürchte mich vor ihr! Bitte sie um Verzeihung. Thue es mir zuliebe."

St. Alban zuckte die Achseln und verließ das Zimmer.

Die alte Frau eilte mit zitternder Hast in ein altmodisch und schäbig möbliertes Zimmer, welches ihr augenscheinlich als Wohn- und Schlafgemach zu gleicher Zeit diente. Dies Zimmer, in dessen einer Ecke ein mächtiges braunes Schreibpult stand, hatte vergitterte Fenster. Neben dem Schreibpult war eine mit eisernen Querbalken und festen Schlössern verwahrte Thüre in der Wand. Mademoiselle Therese stellte ruhig das Licht auf den Tisch und wartete. Die alte Baronin nahm mit zitternden Händen hastig einen Schlüssel von ihrem Halse und öffnete damit die vier Schlösser vor dem Wandschrank. Dabei glitt ihr Blick mißtrauisch oft nach rückwärts, als befürchtete sie einen feindlichen Angriff —; aber Mademoiselles Gedanken hatten eben nicht mit Gold und Silber zu thun! —

Der Wandschrank öffnete sich knarrend, und in der sichtbar werdenden Nische stand ein eiserner Arnheim. Die alte Frau schloß auch dessen kunstvolle Schlösser auf; als die Thüre sich langsam aufthat, fuhr ihr Blick, plötzlich belebt, mit seltsam gierigem Ausdruck über schwere Gold- und Silberrollen hin, die den Schrank zum Teil füllten. Hastig griffen ihre Hände hinein; sie zog ein Bündel zinstragender Papiere heraus und durchblätterte dasselbe, ob sie alle da seien. Dann griff sie nach einem Packet Papiergeld und zählte auch dieses durch. Vorsichtig prüften ihre Finger jedes einzelne Blättchen. Dann band sie die Schnur wieder um den Packen und langte nach einem andern. Sie hatte vollkommen vergessen, was sie hergeführt hatte.

„Madame!" — Die Baronin fuhr in jähem Schreck auf, sie schrie „Diebe!" und hielt sich an der Thüre des Wandschrankes.

„Madame, ich warte auf das Geld," sprach Mademoiselle Therese kurz.

„Ach, mein Himmel! Ach, mein Himmel!" ächzte die Baronin atemlos, „wie Sie mich erschreckten! Das Geld . . . Geld wollen Sie! . . . nein, nein, nein . . . ich gebe kein Geld!" und sie preßte ihre knöchernen Finger krampfhaft gegen die Thüre des eisernen Schrankes.

„Ich lasse mich nicht zum Narren halten," versetzte Made-

moiselle Thereſe herriſch, „entweder geben Sie mir dreißig Thaler, oder ich — ich gehe zum Baron!“ —

Die Baronin erhob abwehrend beide Hände. „Nein — nein — ich gebe es ja ſchon!“

Sie zählte mit zitternden Händen das Geld in Kaſſenſcheinen heraus; ſie that es haſtig, angſtvoll und doch zuckte es ihr bei jedem Schein durch alle Glieder. Dann legte ſie die Scheine auf den Tiſch und ein ſchwerer Seufzer entfuhr ihr.

„Das ſind bloß achtundzwanzig Thaler,“ ſagte Mademoiſelle Thereſe trocken. Die Baronin kehrte zum Geldſchrank zurück und brachte ächzend noch einen Schein.

„Das ſind bloß neunundzwanzig Thaler!“ —

Noch einmal kehrte die Baronin um und brachte den fehlenden Schein. Jetzt weinte ſie bereits. — Man ſagte ſich, daß dies die einzigen Momente waren, wo die Baronin St. Alban weinen konnte. Mademoiſelle Thereſe nahm das Geld und gab ſtatt deſſen die bereis unterzeichnete und quittierte Rechnung des Dachdeckers. Dann befahl ſie Jakob im Speiſezimmer abzudecken, ſie ſelber ging unhörbar leiſe die lange, öde Galerie im Dunkeln hin. An einer Thüre horchte ſie mit verhaltenem Atem. Drinnen erklang der ruhelos hin und herwandernde Schritt des Barons.

„Seit er aus Spanien zurückkam, nimmt er ſie mit auf ſeinen Spazierritten,“ murmelte ſie mit fliegendem Atem, „er hat auch ihr die Waſſerblumen geſchenkt und er hat ſie heute zweimal angeſehn! Der Himmel verhüte, daß er nicht anfängt, ſie zu lieben! Das wünſch' ich ihm.“ Mit einem wilden, leidenſchaftlichen Lachen, welches unheimlich im düſteren Bogengang widerhallte, ging ſie weiter.

II.

Unten im Thorweg ſtand der vierſpännige Reiſewagen, welcher Baron St. Alban abermals aus der Waldeinſamkeit hinaus zur Eiſenbahn bringen ſollte. Mademoiſelle Thereſe hatte

an alles gedacht, was er möglicherweise brauchen könne. Ali hatte unter ihrer Aufsicht seine Koffer packen müssen. Dies geschah stets so, wie denn überhaupt nichts im Hause ohne ihren Befehl geschah. Die Leute gehorchten ihr mit einer abergläubischen Furcht, die aus der Annahme, sie stehe mit bösen Geistern im Bunde, entstand. Man hätte auch wirklich Ähnliches denken können, wenn man sah, wie ihr kurzes Wort in der alten Baronin den Dämon des Geizes beherrschte.

Baron St. Alban stand oben im Zimmer seiner Mutter. Der lange schwarze Mantel fiel in Falten über die mächtige Gestalt. Er war im Reiseanzug, ein breitkrempiger Filzhut lag auf dem Tisch. „Ich begreife in der That nicht, wozu Du diese herrschsüchtige Person länger duldest, wenn keine Notwendigkeit vorliegt," sagte er achselzuckend; „bisher war sie, wenn ich Dich recht verstand, Sibylla's Gouvernante. Nun, ich setze voraus, daß sie als solche gut war. Mir ist sie von jeher in tiefster Seele antipathisch gewesen."

Die Baronin saß in ihrem Lehnstuhl und blickte trübe vor sich hin. „Natürlich kam sie als Erzieherin in's Haus, aber das füllte doch ihre Zeit nicht aus. Ich gab ihr hier und da noch mehr zu thun, — sollte ich sie denn umsonst füttern? Kurz, jetzt thut sie alles und befiehlt alles."

„So schick' sie fort," versetzte der Baron ungeduldig. Er strebte sichtlich fortzukommen, ihm waren alle häuslichen Angelegenheiten völlig gleichgültig.

„Nein!" rief die Baronin erschrocken. „Davon kann nimmermehr die Rede sein, so lange sie nicht freiwillig geht! Vergiß, was ich Dir vorklagte, ich werde alt und schwach. Mademoiselle ist sehr gut, sie ist — nun sie ist mir ganz unentbehrlich. Ich lasse sie um keinen Preis fort. Ich bitte Dich, sage auch Du ihr nie wieder Ähnliches, wie damals am Abend!"

Der Baron zuckte die Achseln. „Ich weiß in der That nicht, weshalb Du sie in einem Atem anklagst und verteidigst," sagte er und blickte aus dem Fenster hinab, „für mich persönlich ist es ganz gleichgültig, ob sie hier ist oder nicht. Sie inkommodiert mich nicht, wenn sie mir auch unangenehm ist. Jedoch das läßt sich in den wenigen Wochen, die ich hier bin, schließlich ertragen."

„Ja, selten genug kommst Du nach Tannhausen," versetzte seine Mutter zürnend, „während ich hier jeden Pfennig spare, verschwendest Du auf Reisen Tausende. Wo soll das schließlich hinaus? Wir werden eines Tages Bettler sein, Lothar."

Der Baron sah sie düster an. „Was schadete das?" frug er.

„Was das schadet? Ich glaube, Du redest im Irrsinn!"

„Vielleicht würde mir der Bettlerstand mehr Befriedigung gewähren als der Besitz meines Reichtums," versetzte er bitter, „ich habe oft daran gedacht, Mutter, alles von mir zu werfen und als armer Komödiant, als Vagabund, als Bärenführer in die Welt zu gehen!"

Die Baronin sah ihn mit ihren kleinen, pechschwarzen Augen scharf an. „Auch ich fürchte stets bei Dir etwas Ähnliches," sagte sie, „gib dies Wanderleben auf, welches mir vor Sorge weißes Haar gemacht hat, lasse Dich hier endlich nieder und lebe vernünftig."

„Hier? Lieber in die Verbannung nach Sibirien," war die Antwort.

„Es braucht ja nicht hier zu sein, Du besitzt ja noch Friedrichshof und Hochberg," versetzte die Baronin eindringlich.

„Ich? . . ." frug der Baron halb zerstreut, halb ungeduldig.

Die alte Frau sah mit fast lauerndem Blick zu ihm hinüber. „Ja Du! — das heißt, Sibylla! So wie Du aber meinem heißen Wunsche nachkommst und Sibylla" —

Baron St. Alban unterbrach sie nervös. „Ja, ja, ich weiß schon! Verschone mich nur jetzt noch mit diesen Wünschen und Plänen. Ich kann doch kein Kind heiraten."

„Sibylla ist sechzehn Jahre," versetzte die Baronin schnell. Ihr Sohn sah ungläubig drein.

Die Baronin erhob sich und zog die Klingel. Jakob, der im Vorsaal wartete, trat ein. „Holen Sie die Komtesse her!" rief ihm die Baronin zu. Jakob entfernte sich.

„Ich bitte Dich, Mutter!" sagte der Baron verstimmt, „was beabsichtigst Du eigentlich!"

„Gar nichts, Du sollst sie bloß sehen."

Der Baron schritt aufgeregt im Zimmer hin und her. „Wozu dies?" fragte er, „ich muß jetzt fort. Ich habe Dir gesagt, daß ich, wenn ich mich überhaupt je zu ansässigem Leben

entschließen kann, Deinen Wunsch erfüllen will und um Sibylla's Hand werben. Natürlich werde ich diese Frage nicht an ein unmündiges Kind richten. Sie muß gereift genug sein, um zu wissen, ob sie will oder nicht. Ihr wird viel Auswahl zu Gebote stehen, — und ich kann es ihr wahrlich nicht verdenken, wenn sie auf Deine Wünsche und Pläne nicht eingeht. Wenn Du mir nicht seit Jahren versichertest, daß sie Dir die liebste Schwiegertochter wäre, daß Du sie dazu erzogen hättest, so würde auch ich nicht daran denken, sie je mit einer Werbung zu belästigen. Ich tauge nicht zum Heiraten."

Die alte Baronin hielt sich krampfhaft an der Lehne ihres Sessels. Ihr braunes, spitzes Gesicht zuckte vor Gemütsbewegungen, die sie nicht zu äußern wagte, aus Furcht vor dem edelmännischen Abscheu ihres Sohnes, in dessen Seele kein Verständnis für die goldgierige Leidenschaft war, welche die Triebfeder all ihres Handelns bildete. „Lothar, — ich bitte Dich! Fahre nicht fort! Du könntest je meinen Wünschen zuwider handeln? Du, mein einziger Sohn!"

„Nein, ich versichere Dir ja eben, daß ich mich denselben fügen werde . . .; wenn ich draußen in der Welt bin, quält mich die Sehnsucht nach Ruhe oft eben so sehr, wie jetzt der Wunsch nach Bewegung und neuer Umgebung. Vielleicht wird jene erste Sehnsucht einmal stark genug, um mir den Entschluß leicht zu machen. Nur jetzt quäle mich noch nicht damit, ich bitte Dich."

„Willst Du warten, bis Du grau bist und irgend ein Thunichtgut von Schuldenmacher Sibylla entführt, ihr Geld verspielt und sie selber unglücklich gemacht hat!"

„Entführungen sind heutzutage nicht mehr Mode", versetzte der Baron, „auch müßte es seltsam zugehen, wenn sich ein Mensch in dieses Kloster verirren sollte."

„Man läßt eine junge Erbin nicht lange unbelästigt, wenn es sich um Millionen handelt," versetzte die Baronin . . . hier öffnete sich langsam die Thüre und Gräfin Sibylla trat leise und zaghaft ein.

„Nun sieh sie an, sie ist da," sagte die Baronin und winkte dem jungen Mädchen, näher zu kommen. Der Baron wandte sich empört ab. „Bin ich ein Sklavenhändler?" fragte er.

„Du mißverstehst mich wirklich, Lothar," versetzte seine Mutter hastig „ich bezog mich nur auf Deinen Ausspruch, sie sei noch ein Kind. Du bist immer so zerstreut und gleichgültig gegen Deine Umgebung, daß Du es noch gar nicht bemerkt hast, wie groß sie geworden. Sibylla, sage dem Onkel, wie alt Du bist."

Das schüchterne, menschenscheue Mädchen sah mit großen, erschrockenen Augen bald von einem zum andern, dann zu Boden. Sie erwartete irgend eine entsetzliche Strafpredigt über das Thema, daß ein so großes Mädchen noch im stande sei, Löcher in ihre Kleider zu reißen. „Aber Sibylla, sprich doch!" rief die Baronin ungeduldig.

„Sechzehn Jahre," stammelte Sibylla. Der Tonfall ihrer Stimme veranlaßte den Baron, sich nach ihr umzusehen. Er trat auf sie zu. Sie wich angstvoll zurück, die schmächtige, schlanke Gestalt schmiegte sich hilfesuchend an die dunkelbraune hohe Thür und in dem Blick lag die ganze Geschichte ihres unterdrückten, liebeleeren Lebens. Draußen im Walde da ritt sie wohl stundenlang an der Seite des schweigsamen, melancholischen Mannes hin ohne Bangen, aber hier im Zimmer fürchtete sie sich entsetzlich vor ihm. Der Baron blieb mit düsterem Blick vor ihr stehen. Ein unbeschreiblich ironisches Lächeln lag auf seinen Lippen.

„Ein vielversprechender Anfang," sagte er, „ich kann mir das Glück einer solchen Ehe lebhaft ausmalen!"

„Sibylla, sprich jetzt," herrschte die Baronin das erschrockene Mädchen an, „sage dem Onkel augenblicklich, daß Du ihn lieb hast, daß Du —"

„Stille! ich bitte Dich, Mutter!" unterbrach der Baron sie, „ich habe Dir schon gesagt, daß ich von einem Kinde keine Entscheidung fordern werde." Er öffnete die Thüre. „Wir ängstigen Dich unnötigerweise, Sibylla," sagte er, „armes Kind, ich wünsche Dir ein besseres Los, als man Dir zudenkt." —

Sie verstand seine Worte nicht, aber in seiner Stimme lag viel Mitleid und warmes Gefühl. Sibylla sah plötzlich zu ihm auf, dankbar für seine Teilnahme, dankbar für die Befreiung —; dann flog sie davon und verschwand um den nächsten mächtigen Steinpfeiler der Vorhalle. Die Baronin saß in finsterem Schweigen und starrte vor sich hin.

„Ich sage Dir jetzt Lebewohl," begann ihr Sohn, seinen Hut ergreifend.

„Wann kommst Du wieder, Lothar?"

„Nicht eher, als ich muß," versetzte er, „vielleicht im Herbst."

„Und dann, Lothar?"

„Ich habe Dir meine Absicht mitgeteilt. Sorge Du nur wenigstens dafür, daß ich überhaupt Antwort erhalte und die Furcht ihr nicht wieder die Kehle zuschnürt! Auch Dich scheint sie in unnatürlicher Weise zu fürchten. Ich begreife nicht, daß Du sie und grade sie allen andern vorziehst!"

„Ich bin an sie gewöhnt," versetzte die Baronin, „eine Fremde würde mir unerträglich sein, Lothar; ich werde alt und grillig. Außerdem hänge ich an Tannhausen. Hier habe ich Dich erzogen, hier lebe ich seit siebzehn Jahren, hier starb mein Bruder Rhede, hier will auch ich sterben. Du mußt eben Rücksicht nehmen auf Deine alte Mutter, Lothar!"

Er sagte nichts hierauf, verabschiedete sich und ging hinaus. Wie er über den Vorsaal schritt, schweifte sein ruheloser Blick an den grauen, mächtigen Wölbungen und Säulen hin. „Und wie ich dies Tannhausen hasse!" dachte er bei sich und seufzte erleichtert auf, als er eben von der Treppe herab durch die offene Hausthür den Reisewagen erblickte. Die Pferde wieherten ungeduldig. Mademoiselle Therese stand auf der untersten Stufe.

„Ich wünsche Monsieur le baron eine glückliche Reise," sagte sie mit monotoner Stimme.

„Adieu, Mademoiselle," war die kühle Erwiderung. An der Thüre stand auch Sibylla. Ihre Dankbarkeit für die paar freundlichen Worte hatte ihre Furchtsamkeit besiegt. „Adieu, Onkel Lothar," sagte sie schüchtern. Er sah überrascht auf sie herab. Dann küßte er sie auf die Stirn, wünschte ihr Lebewohl und stieg in den Wagen. Derselbe rollte, von ungeduldigen Rossen gezogen, schnell aus dem Thorweg über die Schloßbrücke den waldigen Weg hinab. Mit funkelnden Augen sah Mademoiselle Therese ihm nach. Ihre Hände waren fest zusammengepreßt und ihre Gestalt bog sich in atemloser Spannung vorwärts. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie nicht unbeachtet sei. Sie richtete sich schnell auf und wandte sich heftig um. „Sibylla! — Wo ist sie nun wieder hin?" rief sie, der alte Jakob schrak

bei sich zusammen. Ein zum Sprunge gelagertes Wildtier konnte nicht grausamer aussehen als Mamsell Therese jetzt.

„Komteßchen ist in den Wald gelaufen," sagte er schnell. Gräfin Sibylla aufzusuchen, wenn sie in den Wald gelaufen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Mademoiselle Therese stieg langsam in's Haus zurück. Gräfin Sibylla war aber, wie Martin und Jakob wohl wußten, durchaus nicht in den Wald gelaufen, sondern nach den Pferdeställen. Das helle Wiehern ihres Pferdchens begrüßte sie. Auch der mächtige Rappe des Barons, ein hoher, feuriger Hengst, bog den Kopf nach ihr. Sie trat furchtlos zu dem Tiere und ihre Hand glitt schmeichelnd über das glänzende Fell.

„Nein, Furioso, du darfst dich nicht beklagen," sagte sie, „ich komme ja zuerst zu dir, mein Prinzchen muß heute warten. Hier hast du etwas Brot, — es ist wenig, nicht wahr? Ich konnte nicht mehr aufsparen. Ich war selber so hungrig, und Lady bettelte auch." Das Pferd leckte ihr mit der langen Zunge dankbar die Hand; der kleine Schottländer aber stieg vor Zorn kerzengerade in die Höhe. Gräfin Sibylla lachte hell auf. „Geduld!" rief sie, „du begehrliches, verwöhntes Tier! Stets bekommst du zuerst, nun gönne es dem guten Furioso, der immer so von den scharfen Sporen gestochen wird!" Hiernach öffnete sie aber doch die Gitterthür zu dem kleinen Verschlage, in welchem der kurzmähnige Pony stand. Sie warf ihm eine kleine, blaue Filzdecke über und schnallte dieselbe mit breitem, weißem Gurt fest um den Leib. Dann schwang sie sich auf den Rücken des Tieres und beide verschwanden im Walde.

Den Luxus eines Reitpferdes verdankte Sibylla dem Baron, welcher sie einst, eine Meile vom Schlosse entfernt, im Walde herumstreifend gefunden hatte. Er hatte Mitleid mit ihr gefühlt, kaufte den Pony und nahm sie fortan auf seinen Ritten mit, was für Sibylla ein zweifelhaftes Vergnügen war. Um so glücklicher war sie, wenn sie mit ihrem Pferdchen allein, stundenlang nach Belieben durch den Wald galoppieren oder neben dem weidenden Tiere im Grase liegend träumen konnte.

Als sie abends ins Wohnzimmer trat, stand die Suppe, welche, sowie der Baron verreiste, den Thee vertrat, auf dem Tisch, und als Sibylla leise Platz nahm, war die alte Baronin

gerade damit beschäftigt, über die greuliche Verschwendung zu klagen, welche Mademoiselle während der Anwesenheit des Barons mit Butterbrödchen getrieben habe. Wahrscheinlich hörte Mademoiselle Therese diese Anklage gar nicht; sie sah mit so verzehrender Schärfe auf die junge Gräfin, daß diese zitterte und die Baronin ärgerlich rief: „Hören Sie mich, Mademoiselle? Was haben sie an Sibylla zu sehen? Ich wiederhole Ihnen, daß sich mir täglich das Herz zusammenzog. Eine ganze Assiette voll Butterbröte. Das ist sündhafter Luxus."

„Was kann ich dafür, daß Monsieur le Baron den unberechtigten Anspruch erhob, satt werden zu wollen?" versetzte Mademoiselle mit schneidender Impertinenz im Ton.

„Schweigen Sie!" rief die Baronin wütend, „und er, Jakob, sag' er dem Herrn Intendanten, ich wünschte ihn jetzt noch zu sprechen."

„Der Herr hat noch kein Abendessen bekommen," sagte Mademoiselle Therese.

„Aber, meine Beste, Friedrichshof ist ja nur eine Stunde von hier. Es wäre die reinste Verschwendung, dem Mann hier Essen zu geben." Mademoiselle Therese zuckte die Achseln und ging hinaus, Komtesse Sibylla war längst verschwunden. Bald darauf trat ein dicker, ältlicher Herr ein, den die alte Baronin, an ihrem Schreibpult sitzend, empfing.

„Bringen Sie mir endlich die rückständigen Pachtgelder von" — Mitten drin hielt die Baronin inne, denn der Herr zählte bereits mit verbindlichem Kopfnicken Geld auf den Tisch, und atemlose Stille folgte. Bei jedem Mal, daß die fette, rundliche Hand auf den Tisch sank, nickte sie unbewußt mit dem Kopf.

„Fünfhundertachzig Thaler. Nur eine Kleinigkeit, Frau Baronin. Hab' es aber im Schweiße meines Angesichts erworben," sagte er schmunzelnd, „'s gibt keine härtere Arbeit, als widerspenstigen Mietsleuten den Hauszins abfordern und die Landpachtgelder groschenweis abzupressen. Ich habe persönlich dabei wie ein Pferd gearbeitet und viel Plackerei gehabt. Das Volk kann fluchen und schimpfen, heulen und zetern, daß es für einen Mann meiner Bildung wirklich keine kleine Aufgabe ist, sich mit so sittenloser Gesellschaft abzuplagen. Ich hoffe daher bescheiden, daß Frau Baronin meine kleinen Dienste —"

„Bester Herr Intendant," unterbrach ihn die Baronin hastig, indem sie das Geld in ein Fach schloß, „ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, natürlich! Sie waren von jeher treu in meinem Interesse, . . . kurz ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn sie mir jetzt doch sagten, wie die Aussichten für den diesjährigen Brennereigewinn sind."

Der Herr Intendant unterdrückte ein boshaftes Lächeln, dann sagte er höflich: „Es ist ein schlechtes Jahr, gnädige Frau, wenig gute Aussichten. Dennoch machen wir mit den Brennereien immer noch die besten Geschäfte. Es ist statistisch nachgewiesen, daß der Branntweinkonsum in Tannhausen allein mehr beträgt als auf Rothenburg, Hohenstein und Varnheim zusammen und keinen zu verachtenden Absatz gibt. Meiner Thätigkeit ist es indessen gelungen, unseren Brennereien ein sehr günstiges Engros-Geschäft für künftiges Jahr im voraus zu sichern."

„Sehr angenehm zu hören", versetzte die Baronin erfreut. „Sie sind ein trefflicher Beamter und ich danke Ihnen." Sie reichte ihm gnädig die Hand hin. Der Herr Intendant aber, nachdem er seinen grauen Schnauzbart zierlich auf die gelbe Hand gedrückt, sagte: „Leider war ich deswegen genötigt, eine Reise nach L. zu machen." Er stockte und sah mit unendlichem Genuß, wie das Gesicht der Baronin sich bedeutend in die Länge zog.

„Mein lieber Intendant", rief sie hastig, „das geschah aber nicht in meinem Auftrage!" — „Doch in Ihrem Interesse!" versetzte er höflich, „und daher hoffe ich, Frau Baronin werden die Güte haben und mir meine Auslagen im Betrage von" — „Darauf kann ich unmöglich eingehen!" unterbrach sie ihn heftig; „wenn jeder meiner Beamten für unbefugte Dienstleistungen, und seien dieselben noch so anerkennenswert, eine Entschädigung fordern wollte" —

„Oh, Frau Baronin", versetzte der Herr Intendant und verbeugte sich, die Hand auf dem Herzen, „ganz wie Frau Baronin befehlen. Ich bin Frau Baronins ergebener Diener. Natürlich!" Die Baronin sah ihn mißtrauisch an, aber ihre Miene erheiterte sich sichtlich. „Ich hoffe, Sie halten mich nicht für allzu sparsam, daß ich Ihnen die Vergütung verweigere," begann sie nickend, „jedoch Sie werden selber zugeben müssen" —

Der Herr Intendant verneigte sich nur immerfort. Er konnte seine Beistimmung gar nicht höflich und deutlich genug ausdrücken.

„Ich werde mich bei nächster Gelegenheit erkenntlich — hm, erkenntlich erweisen," sagte die Baronin mit Würde und schob sich den grünen Lichtschirm tiefer, weil die Lampe sie wahrscheinlich blendete. Der Herr Intendant verneigte sich wieder verbindlichst, und dabei knurrte sein Magen laut. Das war sehr natürlich, wenn man bedachte, daß er seit Mittag nichts gegessen hatte. Die Baronin wunderte sich auch gar nicht darüber. „Morgen erwarte ich den Oberförster Wiesenthal," sagte sie nach einer Pause, „er sollte schon heute kommen und mir den Betrag der letzten Holzauktion einhändigen. Aber wenn es ans Auszahlen geht, dann haben die Herren immer Zeit."

Über diesen Ausspruch wunderte sich der Herr Intendant seinerseits wiederum gar nicht. Einer so liebenswürdigen alten Dame konnte man doch unmöglich etwas übel nehmen! —

„Ich sprach neulich den Förster des Grafen Rothen," sagte er, „derselbe meinte leider, die Tannhäuser Forstwirtschaft bedürfe einer gründlichen Verbesserung, wenn sie auf die Kulturstufe jetziger Forstwirtschaften steigen wollte. Es wäre allerdings ein bedeutendes Betriebskapital notwendig."

„Mein Herr," erwiderte die Baronin, schon wieder sehr beunruhigt, „ich verwalte das Vermögen der jungen Gräfin im Namen meines Sohnes viel zu gewissenhaft, um mich auf derartige unsichere Spekulationen einzulassen. Das Vermögen wird in Papieren angelegt, und deren Zinsen werden wiederum gesammelt und verzinst. In die Güter stecke ich aber kein Kapital, das wissen Sie, am wenigsten dort, wo dadurch bloß neumodische Kulturzustände erzielt werden sollen."

Der Herr Intendant hörte andächtig zu. Dann erhob er sich, um sich zu empfehlen. Er ward gnädig entlassen und schritt mit Amtsmiene durch die hallenden Vorsäle, die Treppe hinab aus dem Schlosse. Sein Wagen wartete jenseits der Brücke. In demselben saß noch ein Herr mit rotem Schnauzbart und grünen Aufschlägen an der Joppe. Zu diesem stieg der Herr Intendant, nahm selber die Zügel und ließ das Pferd traben. „Nun, Herr Intendant?" frug der andere vertraulich.

Der Herr Intendant begann zu lachen, daß sein dickes Biergesicht im Mondschein glänzte. „Schlechte Geschäfte gemacht, Herr Oberförster," sagte er dann achselzuckend; „das wußte ich im voraus. Na — was hilfts, man muß sich zu entschädigen wissen, unter uns gesagt; Sie verstehen."

Der andere nickte und der Wagen rollte in den Wald hinein. Die alte Baronin saß unterdessen vor ihrem Pult und überzählte wohl zehnmal das eingenommene Geld. Dann schloß sie es unter großer Angst in den Arnheim und murmelte zufrieden:

„Es mehrt sich. Zwei Millionen muß Sibylla haben, wenn sie meine Schwiegertochter wird!"

III.

Viele Wochen waren verstrichen. Gräfin Sibylla stand im Zimmerchen des alten Jakob und sah zu, wie derselbe Messer blank putzte. „Ich fürchte mich vor Mademoiselle, sie sieht mich immer so zornig an, wenn ich ihr begegne," sagte sie, „und mein Zimmer hat kein Schloß an der Thüre."

„Ist überhaupt ein wunderliches Zimmer für eine Komtesse," murmelte Jakob und rieb ingrimmig auf dem schwarzen, lederbezogenen Brett, „'s muß eben solch' ein Waldvogel sein, der sich aus Wind und Wetter nichts macht, denn beides kann man da haben!"

„Ich habe mein Zimmer sehr gern," versetzte Gräfin Sibylla eifrig.

Jakob starrte nachgrübelnd vor sich hin.

„'S ist ein Elend!" sagte er endlich und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Messer klapperten.

„Weißt Du, Jakob, was ich gern möchte?" fuhr Gräfin Sibylla flüsternd fort, „ich möchte gern einmal in den Flügel, den sie zugemauert haben."

Jakob zuckte die Achseln. „Wie kann Komteßchen das? Ist doch die Thüre, die in den gelben Vorsaal führte, ver-

schlossen und eine Ziegelwand davor gemauert. Da kann kein Mensch mehr hinein, er müßte denn die Mauer aufbrechen."

„Kann man nicht durch die Glasthür, die auf die verfallene Steinveranda führt?"

„Nein, vor den Fenstern liegen hölzerne Läden mit Eisenbändern."

„Ach, Jakob, es muß aber doch noch irgend eine Thür sein," versetzte Gräfin Sibylla bittend, „der ganze große Flügel hat doch nicht nur eine Thüre gehabt!"

„Sie sind alle vermauert," versetzte Jakob, „und ich rate es Komteßchen nicht, daß sie solche Versuche macht. Wenn das die alte Gnädige erführe!"

„Ach, nein, nein!" — Sibylla fuhr erschrocken zusammen, — „die Tante kommt ja nie dort hin, nicht wahr? Es ist sehr weit, man geht durch den großen Ahnensaal und über die beiden Korridore. Ach, Jakob, ich möchte so gerne in die Zimmer, wo Seraphine und Malthus drin gespielt haben!"

„Bleiben Komteßchen nur hier," sagte Jakob tröstend, „bei dem Wetter kommt Mamsell Therese auch nicht über den Hof in die Domestikenstuben. Und späterhin setzt sich der Kastellan wohl zu mir, da kann er Komteßchen was von seiner alten Herrschaft erzählen. 'S ist ihm doch selber ein Plaisir."

„Oh ich weiß, ich gehe drüben hin zu Kastellan's," sagte Gräfin Sibylla, „ein paar Tropfen Regen schaden mir nichts. Er muß mir erzählen, ja, das wird schön!" Sie öffnete die Thür ins Freie. Der Regen stürzte ihr entgegen und der Wind wirbelte ihr kurzes Kraushaar in die Höh', daß es wie eine Mähne in die Stirn fiel. Sie aber huschte längst der Mauer hin wie ein Schatten, öffnete schnell eine Thüre, tappte sich durch einen dunklen Gang und trat endlich in ein kleines, sehr sauberes Gemach, in dem der Kastellan, seine Pfeife rauchend, saß, während seine alte Frau das letzte Tageslicht, das grau hinein schien, zum Spinnen benutzte. Hier saß Sibylla bis zum Abend und horchte mit glänzenden Augen auf die Erzählungen aus „der guten alten Zeit".

Der Baron St. Alban hatte einmal geschrieben. Er war in Italien. Wann er zurückkommen würde, blieb unbestimmt. Vielleicht im Spätherbst, vielleicht auch schon früher. Dieser

Brief war wesentlich verschieden von allen bisherigen, die er, wenn auf Reisen, nach Hause sandte. Seine Mutter las ihn prüfend mehrmals durch. „Es ist eine Veränderung mit ihm vorgegangen," murmelte sie frohlockend, „er hat ein Interesse, das Leben ist ihm nicht mehr so total überdrüßig! So hat ihn also meine Energie doch aufgerüttelt, und er denkt ernstlich an eine Vermählung mit Sibylla."

Da nun hieraus der Schluß gezogen werden konnte, daß dem Charakter ihres Sohnes ein bestimmender Einfluß wohlthätig sei, so beschloß sie, die Sache nun nicht länger säumig liegen zu lassen, sondern das Ihre zu thun, um eine baldige Verlobung zu stande zu bringen. Dazu mußte natürlich Gräfin Sibylla ihre Rolle erst auswendig lernen! An irgend einen Widerstand von seiten des schüchternen Kindes war nicht zu denken. Es galt bloß, ihre Furchtsamkeit zu besiegen, damit sie, wenn der Baron wiederkam, ihm mit Zutraulichkeit entgegentrat. Dann, so hoffte die Baronin, gab wohl auch er die Absicht auf, bis zu ihrer Mündigwerdung zu warten.

Gräfin Sibylla saß noch im Stübchen des Kastellans und blickte, den Kopf in beide Hände gestützt, dem schnurrenden Spinnrad der alten tauben Kastellanin zu, welche mit wackelndem Kopf, aber geübter Hand die Fäden zog, indessen die graue Katze an ihr hinstrich und die Schwarzwälder Uhr an der Wand, die über einer Menge kleiner, bunter Bilder hing, emsig tickte. Sonst war es still im Stübchen. Gräfin Sibylla sah träumerisch vor sich hin. Der Wunsch, auf irgend eine Weise in den vermauerten Flügel zu kommen, erfüllte ihre junge Seele. Sie hatte die letzten Tage dazu benutzt, um leise durchs ganze große Schloß und um dasselbe herum zu huschen. Doch vergeblich. Von der steinernen Veranda aus hätte man so leicht hinein gelangen können, wenn nicht die eisernen Querstangen vor der Thür und den zwei Fenstern gelegen hätten; vor den andern Fenstern jener Etage waren zwar keine Läden, aber man konnte nicht hinauf ohne Leiter; die untere Etage hatte starkes Eisengitter vor den Fenstern. Kurz, es ging wirklich nicht. Seufzend sah Sibylla vor sich hin und beschloß, den Kastellan darum zu fragen, der es wohl besser wissen mußte, da klangen im Korridor Schritte, kleine, energisch auftretende Schritte. Blaß

vor Schreck fuhr Gräfin Sibylla in die Höhe; diesen Schritt hörte sogar die taube Kastellanin, denn sie hielt inne und horchte. Die Thüre öffnete sich und Mademoiselle Therese trat ein. Das junge Mädchen erwartete eine höhnische Zurechtweisung über Intimität mit den Domestiken; doch heute hatte Mademoiselle Therese scheinbar keinen Gedanken hierfür. Eine bläuliche Bläße lag über ihrem scharfmarkierten Gesicht. „Ihre Tante wünscht Sie augenblicklich zu sprechen, Komtesse," sagte sie mit heiserer Stimme.

Da half nichts. Sibylla folgte Mademoiselle Therese mit klopfendem Herzen. Mademoiselle ging immer vor ihr her. Die zierliche aber volle, kleine Gestalt im engen schwarzen Seidenkleid ging mit erhobenem Haupte über die Vorsäle die eichene Treppe hinauf. Sibylla glitt ängstlich, oft zusammenschreckend, hinter ihr her. Vor der Thüre zum Zimmer der Baronin blieb Mademoiselle stehen. Auch Gräfin Sibylla zögerte. „Oh, gehen Sie doch hinein, Komtesse!" sagte die Französin, ihre weißen Zähne schimmerten hinter den heraufgezogenen Lippen. „Eine große Freude ist für Komtesse bereit. Ha! ha!... Doch soll ich Dir einen Rat geben, Kind?" sie faßte plötzlich Sibyllas Arm und schüttelte sie mit eisernem Griff, „sage zu allem nein! — und zehnmal nein!"

Zu Tode erschrocken versuchte Sibylla sich loszureißen. Ihr Arm schmerzte heftig unter der Kralle des Raubvogels; noch mehr aber fürchtete sie sich vor dem in entfesselter Wut flammenden Gesicht ihrer Feindin.

Die alte Baronin mit ihrem braunen, spitznasigen, verschrumpften Gesicht und dem grünen Lichtschirm über der Stirn, konnte wohl nur mit großer Mühe zum Modell eines Schutzengels verwendet werden, aber wahrlich, so erschien sie dem geängstigten Kinde eben, als sie, mißtrauisch um sich blickend, aus der Thürspalte fuhr.

„Was habt ihr hier vor meiner Thüre zu zischeln wie Diebsgesindel?" frug sie gereizt, „komme herein Sibylla!"

Die junge Gräfin gehorchte schweigend. „Was sagte sie Dir?" frug die Baronin, sowie beide im Zimmer waren.

„Ich weiß es nicht mehr," stammelte Sibylla. Sie sprach die Wahrheit!

„Ein merkwürdig kurzes Gedächtnis," versetzte die Baronin

zornig. Doch sie besann sich eines Besseren. In diesem Ton durfte die nun folgende Unterhaltung nicht fortgehen, wenn es galt, Sibylla mit ihrer Zukunft vertraut zu machen.

„Höre, liebes Kind!" — Ganz erstaunt blickte die junge Gräfin auf. Das klang ja beinah mütterlich freundlich! „Setze Dich hierher — so — thue es nur, ich erlaube es Dir. Nun höre, was ich Dir mitzuteilen habe. Du bist jetzt sechzehn Jahr. Im Winter wirst Du siebzehn. Nicht wahr?"

„Ja," sagte Sibylla schüchtern und sah erwartungsvoll auf die Baronin. Die Baronin nickte, schob ihre grüne, halbmondförmige Lichtkappe etwas höher und fuhr fort: „Es ist jetzt Zeit, Dich zu verheiraten und eine Frau aus Dir zu machen. Verstehst Du mich?"

„Ja," sagte Sibylla ängstlich. Sie dachte schnell daran, daß sich in ihren Märchenbüchern die Prinzen und Feen ja heirateten, und glaubte nun mit gutem Gewissen der Tante versichern zu können, sie verstände sie. Es kam ihr etwas drollig vor, daß sie auch heiraten solle, und sie wunderte sich und hoffte doch, die Tante solle noch etwas Erklärenderes sagen, ob irgend ein schöner Prinz sie heiraten wolle, oder ob man auch so heiraten könne, ganz für sich allein, etwa indem man sich eine Frauenhaube aufsetzt?

„Nun gut also, daß Du dies einsiehst, liebes Kind. Du wirst also heiraten, und zwar Deinen Onkel Lothar."

Vollständig verwirrt blickte Sibylla auf, aber die ungewohnte Freundlichkeit der Tante machte ihr doch auch wieder Mut. Sie seufzte bloß, doch mehr aus Verwunderung als aus Angst.

„Es freut mich, daß Du einverstanden bist," sagte die Baronin nickend; „wenn also Lothar wieder kommt, so benimm Dich vernünftig. Er wird Dich fragen, ob Du seine Frau werden willst, und er würde sehr traurig werden, wenn Du nun dastehst wie ein dummes Kind und nicht zu antworten weißt. Siehst Du das nicht selber ein?"

„Ja," sagte Gräfin Sibylla.

„Also wirst Du ihm ordentlich antworten, was ich Dir sage? Sprich einmal nach: „Ja, lieber Lothar, ich will Deine Frau werden." Gräfin Sibylla sprach gehorsam diese Worte nach.

„Gut," sagte die Baronin, „ich wünsche sehr, daß Du Deine kindische Furcht vor ihm besiegst. Denke daran, daß er Dich lieb hat."

Hier erweiterten sich Gräfin Sibyllas Augen in ungläubigem Erstaunen. Doch sie senkte beschämt den Kopf, als die Baronin sie ansah und fortfuhr: „Ja, natürlich hat er Dich lieb, weshalb würde er Dich denn heiraten wollen? Also daran denke, vielleicht bist Du dann weniger blöde und verlegen. Geschämt habe ich mich über Dein Betragen, als er im Frühling abreiste. Versprichst Du mir, daß Du ihm nicht nur sagen willst, Du wolltest seine Frau werden, sondern daß Du ihm dies auch freundlich und vertraulich sagen willst?" Und das sanfte Kind antwortete wieder: „Ja!"

„Gut, Du kannst gehen," sprach die Baronin, Gräfin Sibylla verließ das Zimmer und lief leichtfüßig davon, ohne recht zu wissen, wohin und ohne die funkelnden Augen zu sehen, die ihr aus dem Schatten einer Nische nachblickten. Zum erstenmal in ihrem kurzen Leben hatte die Tante sie rufen lassen und mit ihr gesprochen wie mit einer Tochter! So wenigstens kam es Gräfin Sibylla vor. Sie frug sich, ob wohl das der Ton sei, in dem andere Eltern mit ihren Kindern sprächen, und sie war so dankbar für die knappe Dosis Freundlichkeit, welche ihr gespendet worden, daß sie von Herzen gern bereit war, den Wunsch der Tante zu erfüllen. Daher murmelte sie vor sich hin: „Ja, lieber Lothar, ich will Deine Frau werden," und wiederholte den Satz. Plötzlich fuhr sie erschrocken auf. Ein leichtes knisterndes Geräusch, welches ihr zu folgen schien, rief sie zu ihrer wachsamen Menschenscheu zurück. Sie sah sich um und erkannte, daß sie in einen öden Teil des verfallenden Schlosses geraten war. Dicke Säulen stützten ein plumpes Gewölbe, von dem graue Fetzen des Spinngewebes hingen. Durch runde, zerbrochene Fenster trieb der Wind den Regen herein. Das Geräusch konnte nur durch herabfallenden Mörtel verursacht worden sein. In diesen Teil des Schlosses kam nie ein Mensch. Hier sah man herab in die dreieckigen, engen Höfe, in welche keine Sonne schien und worin das Gras aus den Mauerritzen der hohen Wände schoß. Hier mußten die Zimmer des alten Freiherrn von der Edlen Tanne in der Nähe liegen. Gräfin Sibylla stand

zuerst nachsinnend, dann beschloß sie, ihre Entdeckungsreisen nach einer Verbindung mit dem geheimnisvollen Flügel hier fortzusetzen.

Sie huschte weiter und öffnete leise eine Thüre, welche in den Angeln knarrte. Jetzt stand sie in einem leeren Gemach. Es war das Studierzimmer des alten Herrn gewesen —; die gierigen Hände der Baronin St. Alban hatten sich längst nach dem Meublement ausgestreckt. Es war verkauft worden. An den Wänden sah man noch die Stellen, wo Bilder gehangen und Schränke gestanden hatten. Der türkische Teppich war allzu hastig vom Fußboden gerissen worden, hier und da hingen noch Fetzen an Nagelköpfen. Einige zerbrochene Stühle, ein alter Papierkorb lagen unter Staub begraben in einer Ecke, und in einem glaslosen Fensterkreuz saßen fünf frierende Schwalben und zwitscherten in den Regen hinein. Gräfin Sibylla, der das alles ganz normal vorkam, ging ins Nebenzimmer. Dies war die Bibliothek des alten Herrn gewesen. Da zog ein eiserner Ring in der Wand ihre Aufmerksamkeit auf sich. Neugierig huschte sie heran, besah erst den Ring und drehte dann an demselben, und zu ihrem Erstaunen zog sie eine künstlich in die Wandtäfelung eingefügte Thüre auf. Eine Wendeltreppe, welche in dunkele Höhe führte, lag vor ihr, und die Ahnung, daß sie vielleicht am Ziele ihrer Entdeckungsreise sei, durchblitzte sie. Ohne sich zu besinnen, lief sie die schmale Treppe hinauf, sich mit katzenhafter Sicherheit weitertastend. Gräfin Sibylla kannte ja keine Furcht vor der Einsamkeit, vor Gespenstern oder Naturschreckniſſen. Sie fürchtete sich bloß vor Menschen!

Als sie wieder ins Helle kam, stand sie vor einer großen, weißen Thüre; über ihr wölbte sich eine Glaskuppel, durch welche Licht fiel. Sie öffnete die Thüre, welche sich widerwillig kreischend diese Zumutung gefallen ließ. Desto leiser lief Gräfin Sibylla auf den Fußspitzen über einen breiten weißen Korridor und staunte die Marmorfiguren in den Nischen an. Sie kam in einen Vorsaal und vermutete, daß jene Thüre dort die war, welche Baron St. Alban von außen hatte zumauern lassen!

Aber die Thüre vis à vis, welche in die Zimmer führte, nach denen sie sich sehnte, ließ sich leicht öffnen; mit einem leisen Schauer trat Gräfin Sibylla ein und blieb dann betroffen stehen. Sie stand in einem mit verschwenderischem Luxus aus-

gestatteten Gemach, aber dicker Staub lag auf den einst grünsamtenen Fauteuils, auf der Platte des Flügels, den Statuetten und Bronzefiguren, selbst in den Flächen der mächtigen Pfeilerspiegel, welche die Zwischenräume der Fensterreihe ausfüllten. Zaghaft trat Sibylla näher. Ein grauer Gegenstand lag zu ihren Füßen. Sie hob ihn auf und schüttelte die Staubflocken ab. Sie hielt ein braunes Steckenpferd in der Hand und betrachtete es scheu wie ein Heiligtum; dann legte sie es auf einen Sessel und ging weiter. Ein Zimmer führte ins andere. Überall lag der Staub von siebzehn Jahren auf den Möbeln; aber unter der grau aufwirbelnden Wolke fühlte ihr Fuß die Spiegelglätte des Parketts. Vor einem zierlichen Schreibtisch blieb sie stehen, und ihr Blick flog aufwärts zu dem Ölgemälde, welches über ihr hing und infolge seiner nach vorn geneigten Stellung in unverhüllter Farbenfrische herablächelte, ein Kind in weißem Kleidchen mit Rosen in den Händen. Dunkele, weiche Locken umwogten ein durchsichtig feines, liebliches Gesichtchen, von rosigem Schimmer angehaucht. Große, seelenvolle Augen sahen eigentümlich verklärt herab und sylphenhaft schwebte die Gestalt auf zierlichen Füßchen. Gräfin Sibylla sah bezaubert hinauf. „Seraphine," flüsterte sie endlich, und das leise Wort flog durch die verlassenen Gemächer. Mit einem tiefen Seufzer wandte sich Gräfin Sibylla fort. Es kam ihr so traurig vor, daß dies Bild so allein und verlassen hier hing, daß kein Mensch es ansah und die Kinderaugen Tag für Tag auf den Verfall einstiger Pracht blicken mußten!

Leise ging sie weiter und kam in das Zimmer, wo die beiden Kinderbettchen standen. Ein offener Schrank aus dem Spielsachen heraushingen, stand an der Wand. Eine verbogene Trompete und eine Puppe lagen auf dem Tisch, daneben aufgeschlagene Bilderbücher. In einem Glase stand ein vertrockneter Blumenstrauß, der bei der Berührung zerfiel, auf einer Tafel an der Wand in großen runden Buchstaben: Papa, Mama, Seraphine, Malthus.

Die tiefe Melancholie dieser Umgebung legte sich wie ein Alp auf die Seele des einsamen Mädchens. Sie setzte sich auf die hölzerne Fußbank und brach in Thränen aus. Sie wußte eben nicht, was ihr trostloser erschien, ihr eigenes verfolgtes,

angstvolles junges Leben oder das Schicksal jener, die aus dem Glück so plötzlich herausgerissen worden waren!

Sie ging zurück, kam über den hellen Vorsaal mit den Marmorstatuen und der vermauerten Thüre und dann an die weiße, verborgene Thüre in der Nische. Als sie aber diese Thüre öffnen wollte, war dieselbe wie durch Zauberwerk verschlossen. Gräfin Sibylla strengte sich an, so sehr sie konnte, aber da blieb kein Zweifel, die Thür war verschlossen. Sie erinnerte sich jetzt, daß sie auf der anderen Seite einen Schlüssel bemerkt hatte. Sollte dieser beim Schließen sich gedreht haben und so die Thüre ins Schloß gefallen sein? Es half nichts, sich hierüber den Kopf zu zerbrechen; sie war gefangen! Gefangen in dem Teil des Schlosses, wohin nie ein Mensch kam, wo ihr Rufen verhallte! Erschrocken flog sie zurück. Sie blickte aus den Fenstern in den verwilderten Park, sie rief mit angstvoll gellender Stimme um Hilfe und wußte doch, daß niemand sie höre, daß kein Mensch je den Park betrat. Sie konnte hier elendiglich umkommen, ehe ihre Abwesenheit vielleicht nur bemerkt wurde, und sie konnte auf das Gründlichste gesucht werden und wurde doch nie gefunden; denn wer wäre wohl darauf gekommen, sie in dem zugemauerten Flügel zu vermuten?

Wie ein gehetztes Wild floh sie jetzt durch die Zimmer, welche sie vorhin in ehrfurchtsvoller Scheu betreten hatte. Sie versuchte die verquollenen Fenster zu öffnen, — meist vergeblich. Überall gähnte ihr die Tiefe entgegen. Sie rief, so laut sie konnte. Alles blieb still, nur der Regen plätscherte eintönig herab, hier und da flog ein erschreckter Vogel durch die Hopfenguirlanden, welche sich durch die Büsche zogen. Die auf die Veranda führenden Fenster waren mit eisernen Gittern und Läden verwahrt. Immer dunkeler ward die Nacht, und immer noch flatterte der geängstigte Vogel in seinem unheimlichen Gefängnis umher und schrie um Hilfe. Einmal schon stand sie im offenen Fenster, den verzweifelten Sprung in die Arme des Todes zu wagen, aber sie wich doch entsetzt zurück und begann von neuem in sich steigernder Angst jeden Winkel zu durchforschen nach einem Ausweg. Vergebens! Die stattliche Zimmerreihe mit dem langen weißen Korridor davor wies keine Winkel, Treppchen, Fallthüren und verborgene Nischen, kein geheimnis-

volles Thürchen, keinen Erker, keinen Schlupfwinkel! — Es war alles so schnell übersehen und damit jede Hoffnung genommen. Es gab keinen Ausweg.

Zu Tode erschöpft von der namenlosen Angst sank das unglückliche Kind endlich auf den Boden und bedeckte das Gesicht mit den Händen; denn vor ihrer plötzlich erschreckten Phantasie erhoben sich fürchterliche Bilder. Scheußliche Ungeheuer mit roten Zungen, Drachen und wilde, schwarze Männer füllten die dunkelen Gemächer und drangen auf sie ein. Sie wußte kaum noch, wo sie war, sie fühlte nur das wilde Entsetzen, welches ihre Glieder schüttelte. So verging die Nacht, und am Morgen lag sie immer noch auf dem Boden und der Fieberfrost schlug ihre Zähne zusammen! Als aber die Sonne in den Salon schien und in den aufgewirbelten Staub bunte Lichtstreifen warf, erhob sie sich und stand betäubt und wirr am Fenster. Als sie ihre Rufe um Hilfe wiederholen wollte, versagte ihr die Stimme. Nach und nach faßte sie neue Rettungspläne. Sie wollte die dicken Schnüre, welche die Portiere zusammenfaßten, aneinander binden und sich daran aus dem Fenster hinablassen. Sie probierte die Stärke einer solchen Schnur, doch ihre schwache Kraft reichte hin, um das verrottete Gewebe zu zerreißen. Eben so morsch waren die Betttücher, welche mit Moderflecken bedeckt waren. Es zerfiel alles unter den Händen des armen Kindes. Sie sah mit apathischer Resignation darauf hin.

Wieder kam der Abend. Noch fühlte Gräfin Sibylla keinen Hunger und dachte nicht an Essen. Aber ein brennender Durst begann sie zu quälen, und mit der Dunkelheit erwachten die Bilder des Fieberwahns und die Angst wieder. Eine unbezwingliche Unruhe trieb sie, todmatt wie sie war, durch alle Zimmer. Sie floh vor ihren Feinden, sie stieß sich blutig an den Wänden, ihre Gedanken verwirrten sich immer mehr und mehr; endlich verlor sie das Bewußtsein und stürzte zu Boden. Still schienen die Sterne in die einstigen Prachtgemächer, in denen es wieder ruhig geworden war. Nur unter dem lächelnden Kinderbilde lag eine leise zuckende dunkele Gestalt.

IV.

„Wo in aller Welt kann nur das Komteßchen sein!“ frug sich Jakob, indem er mit einem Lederlappen eifrig an einer Lampe putzte, „ich habe sie noch nicht gesehen, seit sie gestern zur alten Gnädigen gebracht wurde. Abends kam sie auch nicht zum Thee. Du lieber Himmel, und da kräht nun kein Hahn danach! Ist das eine elende Wirtschaft und eine Behandlung für ein Grafenkind! Sollte sie wirklich gestern in den Wald gelaufen sein, abends, und bei dem Regen? Oder heute ganz früh schon, weil die Sonne schien? Na, wir werden sehen!“ Der Mittag kam, aber die Gräfin Sibylla erschien nicht, und obgleich Jakob daran gewöhnt war, daß das menschenscheue Kind sich oft tagelang versteckt hielt, so konnte er es nun doch einmal nicht lassen, sich um sie zu sorgen. Er stand während des Mittags mit unruhigem Sinn an Büffett. Die Baronin fischte die Kastanien aus der Ragoutsauce und schalt zornig auf Mademoiselle Therese wegen dieser unnützen Verschwendung. Mademoiselle Therese saß stumm da. Ihr Gesicht erschien Jakob heute seltsam verzerrt, alt und grauenhaft.

Als die Baronin sah, daß Mademoiselle Therese gar keine Notiz von ihrem Gezänk nahm, fuhr sie dieselbe an: „Hören Sie mich, Mademoiselle? Ich will keine Kastanien mehr in die Sauce. Das Pfund Maronen kostet zwei Groschen. Das ist viel Geld! Ich will auch nicht, daß Sie eine solche Verschwendung treiben, daß die Hälfte Essen übrig bleibt.“

„Ich konnte nicht wissen, daß Mademoiselle la Comtesse nicht erscheinen würde,“ sagte sie und sah mit starrem Blick vor sich hin.

„Ach so — ja, Sibylla ist nicht da. Wo ist Sibylla?“

Mademoiselle Therese zuckte die Achseln. Die Baronin sah nun Jakob an. „Ich habe Komteßchen seit gestern nachmittag nicht gesehen,“ sagte Jakob.

Mademoiselle Therese lachte. Es klang häßlich und unnatürlich genug, dies heisere Lachen. „Komtesse Sibylla wird eines Tages von einem Räuber gestohlen und fortgebracht werden,“ sagte sie, „ich sah Komtesse noch gestern abend in den Wald laufen.“

„Es regnete ja in Strömen."

Mademoiselle Therese zuckte die Achseln. Die Baronin hielt es auch nicht der Mühe wert, länger hierüber nachzudenken. Früher oder später kam das Kind schon wieder.

Sowie Jakob aber Zeit fand, ging er hinaus in den Wald und durchsuchte denselben in allen Richtungen. Doch fand er nichts. Als er abends zurück kam, schlug er Lärm; denn das vergebliche Suchen hatte ihm Angst gemacht. Die Baronin erschrack nun auch heftig, wer konnte denn wissen, ob Gräfin Sibylla nicht wirklich von einem kühnen Räuber entführt worden war? Und dieser Freche kam vielleicht eines Tages wieder und stellte sie als seine Frau vor und verlangte ihr Geld!

Während nach Friedrichshof, nach der Meierei, überall hin Boten geschickt wurden, durchsuchten Jakob, der Kastellan, der alte Koch, Mademoiselle Therese und die Baronin das ganze Schloß. Das war keine kleine Arbeit. Die Baronin selber, welche nie aus der Nähe ihres Arnheim wich, verirrte sich ein Dutzendmal in den verschlungenen Wegen. Mademoiselle suchte auch, das heißt sie blickte in jedes Zimmer, mit unveränderlicher starrer Miene, aber sie rief kein einziges Mal den Namen.

Der arme Jakob war der Verzweiflung nahe. Gräfin Sibylla war ihm das Liebste auf Erden. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke. Es fiel ihm ein, wie die Komtesse einmal den Wunsch geäußert habe, in den vermauerten Flügel zu gelangen. Wie, wenn sie dort war und den Ausgang nicht wiederfand? Zwar wie sie hätte hinein kommen können, das war ihm ganz unerklärlich, und ebenso, weshalb sie nicht, wenn sie es doch möglich gemacht, nicht wieder hinaus kam; — aber trotzdem peinigte ihn plötzlich der Gedanke. Er suchte die Baronin auf, welche schon wieder in ihrem Zimmer war.

„Gnädige Frau Baronin" — begann Jakob verlegen, „das Komteßchen war manchmal neugierig zu wissen, was wohl in dem Flügel sei, der — den — der zugemauert ist."

Die Baronin starrte den Sprecher an. Es war zum erstenmal, daß einer der Dienstboten es wagte, von jenem Flügel zu reden.

„Ich denke jetzt, sie könnte irgend wie da hinein geraten sein und nicht wieder herauskommen — ich — ich —"

„Schere er sich zum Kuckuck mit dem Flügel! Da kann kein Mensch hinein," rief die Baronin zornig, „Sibylla so wenig wie ich selbst. Es ist unmöglich."

Der alte Jakob rang die Hände. — „Aber wenn man nun die Thüre wieder aufbrechen ließe!" flehte er, „mich tötet noch die Sorge, Frau Baronin!"

Die Baronin sah grämlich drein. Dann sagte sie, den Diener bedeutsam ansehend: „Wißt Ihr schon, Jakob, wie der Herr sein kann, wenn ihn der Jähzorn überfällt?"

Jakob schüttelte den Kopf mit trüber Miene. „Was sollte der Herr Baron dagegen haben, daß man dem armen Kinde zu Hilfe kommt?" frug er.

„Nun, dagegen hätte er nichts, aber den Flügel erlaubt er nicht zu öffnen, unter keiner Bedingung. Und ich will nicht nochmals erleben, was ich erleben mußte, als ich verlangte, der Flügel solle geräumt werden!"

Sie seufzte tief auf. Jakob aber war schlau genug, um nun schon zu sehen, wie die Sachen standen. Die Furcht vor dem Sohne hielt sie zurück, ihre Hände nach den kostbaren Dingen auszustrecken, die jener Flügel barg. Es grenzte an ein Wunder und ließ auf eine furchtbare Szene schließen, daß die Baronin den Willen ihres Sohnes respektierte. Jakob konnte sich wohl erinnern, von dem Jähzorn gehört zu haben, dessen plötzliche Anfälle den Baron als Knaben so gefürchtet gemacht hatten; doch seit er ein Mann war, schien sich dieser gefährliche Charakterzug in stehende, tiefsinnige Melancholie verwandelt zu haben. Die Baronin sah lange unschlüssig aus dem Fenster. Vor ihren Augen standen köstlich geschnitzte Nußbaummöbel, goldene Kronleuchter, deckenhohe Spiegel, wertvolle Gemälde und andere Dinge! Sollte dieser Vorfall einen Einbruch in die geheiligten Räume vielleicht doch rechtfertigen? „Der Baron hat zwar streng verboten, jene Räume zu erbrechen," begann sie nach einer Pause, „und ich nehme die Verantwortung nicht auf mich."

„Oh, Frau Baronin, die nehme ich auf mich!" rief Jakob, „von Herzen gerne! Wenn er mich deswegen fortjagt, so wird doch mein Gewissen ruhig sein."

„Nun, so ruft Leute aus dem Meierhofe herauf," sagte die Baronin.

Da stand plötzlich eine kleine, schwarze Figur auf der Thürschwelle. „Das geschieht nicht!“ rief Mademoiselle Therese mit vor Leidenschaft zitternder Stimme, „dafür bin ich noch da, daß das Verbot Monsieurs geachtet wird! Der Flügel bleibt fest, und kein Mensch dringt dort ein, ich verbiete es!“

Jetzt aber brach Jakobs Grimm los. „So!“ rief er zornig, „der Mamsell ist es freilich egal, ob das Komteßchen gefunden wird oder nicht, aber dem Herrn Baron wird das vielleicht gar nicht egal sein.“

„Sind Sie verrückt, Mademoiselle Therese?“ rief nun auch die Baronin. „Geht, geht, Jakob. Holt die Maurer. Ich befehle es!“

Mademoiselle Therese legte ihre Hand auf den Arm der Baronin und sagte finster: „Sie haben gehört, daß ich dafür einstehen will, daß der Wille des Barons respektiert wird. Ich sage noch einmal, der Flügel wird nicht geöffnet, ich befehle es!“ Und mit drohendem Blick trat sie zurück und glitt aus dem Zimmer.

Ächzend sank die Baronin in einen Sessel, sie war aschgrau anzusehn und zitterte. „Ihr hört es, Jakob,“ stöhnte sie wie vernichtet, „geht! Der Flügel bleibt verschlossen.“

„Aber gnädige Baronin,“ begann Jakob entrüstet, doch die Baronin versetzte hastig: „Stille, Jakob, widersprecht nicht — sie — sie könnte es hören,“ sie sah sich ängstlich um, „und könnte wiederkommen — und mich — nochmals — o Himmel!“

Jakob ballte heimlich die Hände. Es war um die Mitternachtsstunde, als es an seiner Thüre kratzte und Ladys Stimme laut winselnd Einlaß begehrte. Jakob ließ den Hund seufzend herein, derselbe lief unruhig im Zimmer herum. Auch er hatte seine Herrin unablässig gesucht. Jetzt schnüffelte er Jakob an, wedelte, lief zur Thüre, sah sich um und kam wieder, und der alte Diener fühlte plötzlich, daß ein freudiger Schreck ihm neue Kräfte gebe. Er stand auf und folgte dem Hunde, dieser schoß jetzt davon über den Thorweg, die Treppe hinauf und oben bis vor das Zimmer der Baronin, von dort lief er, die Nase am Boden, weiter und geleitete so den mit der Laterne Folgenden durch das ganze Labyrinth zerfallener Gänge und Treppen bis in das letzte Zimmer des alten Freiherrn Christoph, und hier sprang er, wild bellend, an der Wand in die Höhe und Jakob

entdeckte hinleuchtend mit steigender Verwunderung den hölzernen Ring und zog eine Tapetenthüre auf, von der er bisher nichts gewußt hatte. Lady stürmte die Wendeltreppe hinauf und kratzte oben an der weißen Thüre lange, ehe Jakob nachkam. Dieser aber kratzte sich den Kopf vor Verwunderung, als er die Thür öffnen wollte und fand, daß der darinsteckende, rostige Schlüssel umgedreht war, die Thür also verschlossen. War der Hund verrückt geworden? Wie konnte Gräfin Sibylla durch diese Thüre gegangen sein, wenn dieselbe von dieser Seite verschlossen war?

Er öffnete, trat ein und sah lauter offene Thüren, dann hörte er des Hundes Jammergeheul und folgte hastig. Wenige Sekunden darauf stand er vor dem bewußtlosen, vom Fieber geschüttelten Kinde, dem der treue Hund wehklagend das Gesicht leckte. Der arme Jakob seufzte tief auf. Er bückte sich, die Bewußtlose aufzuheben, aber er war zu schwach dazu.

Er mußte sich entschließen, sie allein zu lassen und sich Hilfe zu holen. Den Schlüssel zog er aber ab und steckte ihn ein; „denn weiß der Himmel, was sonst wieder für ein Wunder geschieht," brummte er vor sich hin. Er schlich leise den weiten Weg zurück, holte den Kastellan und beide trugen nun Gräfin Sibylla in ihr Turmgemach. Hier empfing die Kastellanin sie schon und that, was in ihren Kräften stand, um das Mädchen zu sich zu bringen. Aber Gräfin Sibylla kannte niemand. Sie lag kaum auf ihrem Bett, als sie in wirre Fieberphantasien verfiel.

Die drei Alten überlegten, was zu thun sei; ihre ärztlichen Erfahrungen und Kenntnisse beschränkten sich auf Hollunderthee, Aderlassen und Senfteigpflaster. Alles, was außerdem sein mochte, galt für überflüssig. Welches von diesen drei Universalmitteln aber hier anzuwenden sei, das wußten sie nicht. Jakob ging endlich mit bekümmertem Sinn, um zu horchen, ob die Baronin noch zu sprechen sei. Er hatte sich unterdessen auch überlegt, was er sagen solle. Er klopfte leise an die Thüre des Wohnzimmers. Wahrhaftig, die Baronin öffnete ihm selbst. Sie war schon im Negligee, dessen Weiße jedoch nicht daran schuld war, wenn dem Beschauer das unschickliche: „Nachtwäsche" einfiel. Vielmehr ward man an eine würdige soeur grise erinnert?"

„Nun, Jakob? Ist Sibylla zurück?" „Ja, Frau Baronin," rapportierte Jakob. „Ich hoffe, Jakob," sagte die Baronin mit

verstärkter Stimme und einem bedeutsamen Augenzwinkern, „daß Ihr nicht etwa versucht habt, durch ein Fenster in jenen Flügel zu steigen."

Jakob merkte, daß Mademoiselle Therese in der Nähe sein müsse und daß er vorsichtig antworten solle. „Ich will erzählen, wie es war," versetzte Jakob und sah bedächtig nach der dunkelen Wohnzimmerthür, „der Hund, die Lady, brachte mich auf die richtige Spur."

„Was für ein Hund? Wer hält hier Hunde ohne meinen Befehl? Hunde fressen unnützes Futter," warf die Baronin ärgerlich ein.

„Es ist der englische Hühnerhund, den der Herr Baron im vorigen Jahr mitbrachte und hier ließ," stotterte Jakob.

„Er soll totgeschlagen werden," sagte die Baronin kurz. „Nun weiter!"

„Der Hund fand Komteßchens Spur und brachte mich durch das ganze Schloß in einen Teil, den ich noch nie betreten, und eine Wendeltreppe hinauf, und ehe ich mich versah, fand ich oben das Komteßchen am Boden liegen!"

Da ward die Thüre aufgerissen. Mademoiselle Therese fuhr ins Zimmer. Ihre Augen rollten wild und ihr sonst so glühendes Gesicht war bläulich weiß. Sie ergriff Jakob am Arm. „Ihr habt es gewagt, den verschlossenen Flügel zu betreten?" frug sie mit heiserer Stimme, „heißt das Gehorsam und Subordination? Das soll Euch teuer zu stehen kommen!"

„Je, Mamsell," entschuldigte sich Jakob mit bewunderungswürdiger Gewandtheit, „wie konnte ich denn wissen, wo ich war? Ich kenne ja den Teil vom Schlosse kaum, hab' nichts von der Wendeltreppe geahnt, und mit einemmal steh' ich da oben. Je, denk ich, wo bist du denn hingekommen? Und wie ich mich noch besinne, seh' ich ein Zimmer, — und Komteßchen liegt auf'm Boden! — Ich denk doch immer, wenn man in den verrufenen Flügel wollt', müßt man schon die vermauerten Thüren aufreißen, oder wie die Hexen" —

„Schweigen Sie mit dem albernen Geschwätz," rief Mademoiselle Therese wütend, „Sie haben meinem Befehl zuwidergehandelt. Sie sind abgesetzt!"

„Na so, schön — werd' mich grad' von so 'ner Mamsell

absetzen lassen," brummte Jakob, „gnädige Frau Baronin, wie können gnädige Frau Baronin denn zugeben, daß ein alter treuer Diener, der eben dem Schloßfräulein das Leben gerettet hat, zum Dank dafür fortgejagt wird?"

„Ja, das hat er gethan, es ist wahr," sagte die Baronin, „'s fällt mir auch gar nicht ein, ihn fortzujagen. Geh er und sehe er nach der Komtesse."

„Ja, er geht," versetzte Mademoiselle Therese mit bebender Stimme, „und er wird auch nie wiederkehren. Ich dulde keinen frechen Ungehorsam."

„Mademoiselle, Sie sind wieder mal toll," rief die Baronin und schob ihre grüne Lichtkappe in die Höhe. Doch sie wich scheu zurück. Die Dame dort, mit den unheimlich funkelnden Augen und dem verworren über die Schulter hängenden Rabenhaar, glich außerordentlich einer fauchenden Katze.

„Still! ich will es! Er ist entlassen. Er kann morgen früh fortgehen, wohin er will!"

„Nein verrückt sind Sie!" rief nun auch die Baronin zornig, „fort, nicht wahr? Womöglich in der neuen Livree!"

Jakob sah kläglich an seinem Rocke nieder. „Ich trag' sie nun seit zehn Jahren, hätt' also wohl ein Recht, sie mitzunehmen."

„Verlassen Sie das Zimmer!" herrschte Mademoiselle ihn an.

„Frau Baronin . . . ich möcht' nur wissen, wer hier eigentlich Frau Baronin ist!" versetzte der alte Kammerdiener seufzend.

„Sind Sie bei Troste, Mademoiselle? Er bleibt!" rief die Baronin.

„Er geht!" versetzte Mademoiselle Therese kurz, „oder ich gehe!"

Jetzt geriet die alte Baronin in große Angst. Sie bat und flehte förmlich, sie sagte dazwischen zu Jakob, er solle machen, daß er fortkäme, dann bat sie wieder für ihn. Doch Mademoiselle Therese wiederholte noch einmal: „ich befehle es. Er geht!" und verließ, immer noch bebend, in unerklärlicher Aufregung das Zimmer.

„Ihr müßt fort, Jakob, da hilft nichts," sagte die Baronin ächzend und sank in einen Sessel, „ich kann Euch nicht helfen. Geht!"

Jakob hörte kaum hierauf. Ingrimmig kehrte er in das runde Turmzimmer zurück, wo das fieberkranke Mädchen sich mit glühender Stirn auf den Kissen herumwarf. Die alte Kastel-

lanin saß neben ihr und befeuchtete von Zeit zu Zeit ihre Lippen mit einem Trunk Wasser. Eine rußige Öllampe erleuchtete das Gemach. In den Käfigen schliefen die Vögel. Doch das Eichhörnchen kauerte wach und erschrocken am Fußende des Bettes. „Wird ein Doktor geholt?" frug die Kastellanin, „das arme Ding hier stirbt mir ja unter den Händen."

Jakob ballte die Fäuste und schüttelte den Kopf. „Doktor?" murmelte er vor sich hin „was fragen die denn danach, ob mein Komteßchen stirbt! 'S wär' ihnen vielleicht gerade recht so. Die eine kriegte 's Geld, die andere den Mann. Aber nix damit! Wenn der Jakob gehen soll, dann nimmt er's Komteßchen mit. Komteßchen wird lieber mit Jakob betteln gehen, als ohne Jakob hier leben. Mein Komteßchen betteln gehen!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß ihn die taube Kastellanin verwundert ansah; „ja, so kanns noch kommen! Im Kasten liegen die Millionen, aber satt ist mir das Kind noch nie geworden! Na, gebe der Himmel, daß mir jetzt ein guter Gedanke kommt, wie ich mich rette und meinem Komteßchen Freiheit verschaffe!" Er setzte sich grübelnd auf den dreibeinigen Holzschemel, stützte das Haupt in die Hand und sann nach, all seine natürliche Schlauheit zu Hilfe nehmend.

Unruhig warf sich Gräfin Sibylla hin und her. Bald sah sie mit weit offenen Augen starr ins Weite, dann begann sie zu weinen, dann schien sie sich zu fürchten, verfolgt, gequält zu werden und rief um Hilfe. Endlich begann sie zu phantasieren. Sie war in einem herrlichen Garten und spielte mit Kindern in weißen Kleidern. Dann schien alles fort zu sein und sie rief angstvoll nach Malthus und Seraphine! Diese beiden Namen gewannen mehr und mehr die Oberhand über alles andere, und sie wiederholte dieselben in jeder Minute flehender.

Lange hörte Jakob zu, dann sprang er plötzlich auf. Sein Gesicht nahm einen triumphierenden Ausdruck an. „Ich habs!" rief er fröhlich, „oho, alter Gesell, bist immer ein Fuchs, mein Jakobchen! Wirst ihr helfen und dir auch!" Damit verließ er eilig das Zimmer und eilte, so schnell es seine ganz erschöpften Kräfte zuließen, durchs Schloß.

Mademoiselle Therese saß noch immer in ihrem Zimmer,

welches düster und unheimlich war, wie ihr Gesicht. Sie sah mit eisig starrem Ausdruck vor sich hin, ihre Hände lagen krampfhaft verschlungen auf den Knien und das Haar hing in wirren Flechten herab. Da pochte es, und mit demütig gesenktem Haupte trat Jakob ein. Die stolze Dame fuhr zornig auf. „Hinaus!“ rief sie drohend, „habt Ihr mich denn vorhin nicht verstanden?“

„Ach, Mademoiselle Therese,“ versetzte der Diener, mit sichtlicher Anstrengung die ehrerbietigere Form gebrauchend, „ich bin doch des Todes erschrocken! Ach Mamsell, es war doch nicht Ihr Ernst?“

„Ja, wenn Ihr das nicht einmal unterscheiden könnt, ob ich im Ernst oder im Scherze rede, so bedaure ich Euch. Geht!“

„Ach, du lieber Himmel, ich kann ja nicht!“ stotterte Jakob, „meinetwegen könnt ich ja, würd' ja auch schon wieder einen Dienst finden, — aber 's ist wegen dem Komteßchen . . . ach, Mademoiselle, wenn Sie mich nur nicht verraten, aber“ . . . er sah sich scheu um und fuhr in geheimnisvollem Tone fort, „ich hab' mir's — ach aber Mademoiselle, wenn sie was sagten“ —

„Sprecht!“ rief Mademoiselle Therese wild, „was ist mit der Komtesse?“

„Ich — ich bin ein treuer Diener, lieb' sie wie mein Herzblut und — und ich hab' mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, sie zu retten!“

Kreideweiß fuhr Mademoiselle Therese in die Höhe, daß ihr Rabenhaar flatterte; doch sie beherrschte sich ebenso schnell und saß wieder steif da. „Vor wem?“ frug sie. Jakob näherte sich ihr geheimnisvoll. „Davor, daß mein Komteßchen die Frau vom Herrn Baron wird,“ flüsterte er mit einfältiger Ehrlichkeit . . . und er sah, wie seine Worte gleich einem elektrischen Schlage wirkten. Aber Mademoiselle Therese versetzte kalt: „Daran könnt Ihr nichts ändern, Jakob. Das ist eine ausgemachte Sache!“ Nur ihr heißes Auge verriet, mit welch' verzehrender Heftigkeit sie jedes seiner Worte wog.

„Ach, was wäre denn an der Sache auch auszusetzen,“ sagte Jakob mit bedächtiger Miene, „es wäre ja ganz schön und ganz in der Ordnung, wenn . . . wenn . . . ach aber du lieber Himmel, bin ich ein schwatzhafter alter Narr!“ unterbrach er sich, „wenn mich die Frau Baronin hörte . . . Mamsell, ich geh'

doch lieber. S' hilft ja doch alles nichts, und ich kann meinem Komteßchen auch nicht helfen. Den Jammer mag ich aber nicht mit ansehen, wenn man sie zwingen wird, ihm „Ja" zu sagen. Da ist's schon besser, der alte Jakob schnürt vorher sein Bündel!"

Er retirierte zur Thüre. Mademoiselle Thereſe rief ihn heftig zurück: „Bleibt!" sagte sie, „Ihr spielt eine elende Komödie vor mir ... was soll das Gewäsch von Jammer und Retten heißen? Ihr wißt ebenso gut wie ich, daß es beiden sehr leicht werden wird," — sie lachte kurz auf, — „sehr leicht! Also was versucht Ihr mich zu täuschen?"

Nun wurde Jakob hitzig. „Sehr leicht!" rief er, „sehr leicht! Dem Herrn Baron ist sie doch so gleichgültig wie ein Strohhalm, das weiß ich besser" ...

Mademoiselle Thereſe stand vor ihm in bebender Spannung, — „Thorheit!" — stieß sie hervor.

„Ich rede die Wahrheit, wie immer," beteuerte Jakob sehr empfindlich, „der Herr Baron mag sie nicht, und mein Komteßchen ... du lieber Himmel, die denkt an einen ganz andern," er unterbrach sich plötzlich und schlug sich auf den Mund. „Vergessen Sie um Himmelswillen, was ich sagte, Mamsell Thereſe," sagte er erschrocken, „ich gehe schon, ich gehe!" —

„Ihr lügt!" rief sie, „die Komtesse ist in den sechzehn Jahren ihres Lebens noch nie über die Grenze von Tannhausen gekommen, Ihr lügt, Jakob, um mich zu täuschen."

„Schön, ich lüge, so lasse Mamsell mich doch gehen!" versetzte Jakob empfindlich, „ich will dem Himmel danken, wenn Mamsell das nicht glaubt, was mir in der Hitze entfahren ist. Nein, nein, ich lüge!" Wieder wollte er gehen, aber die langen weißen Hände hielten seinen Arm eisern umklammert.

„So sagt mir doch den Namen," versetzte Mademoiselle Thereſe heftig.

„Ich sag' nichts! Soll mir einfallen, das Geheimnis meines Komteßchens, von dem sie selber noch nichts weiß, das unschuldige Lamm! preis zu geben. Ich habe gelogen!"

Mademoiselle Thereſe sah ihn mißtrauisch an. Seine Miene war so einfältig! „Seid kein Narr, Jakob; ich werde Eurer Komtesse nicht verbieten, einen andern zu lieben, noch weniger dies verraten. Also redet." — „Na, wenn Mademoiselle mir das

verspricht, so will ichs sagen," flüsterte Jakob „denn meine Sorge ist groß, und ich denk' immer, die Mamsell könnte mir doch noch helfen! Also will ich's sagen, der junge Herr Malthus von der Edlen Tanne," — Jakob sah sich furchtsam um und schlug ein Kreuz, — „ist es! Ihm ist mein Komteßchen einmal begegnet im Wald, dazumal, wissen Sie. Ob sie ihn wiedergesehen hat, weiß ich nicht," schloß er vorsichtig, „aber reden thut sie von ihm . . . Mamsell können es selber hören! Da liegt das arme Ding drüben im Fieber und ruft nach ihm wie ein Kind nach der Mutter! 'S ist ein Jammer!"

Damit wandte er sich fort und überließ es Mademoiselle Therese, ob sie ihm folgen wolle oder nicht. Sie that es. Bald darauf standen beide vor der Thüre, welche sie unhörbar leise öffnete, und die verworrenen Reden der Fieberkranken schlugen an ihr Ohr. „Weshalb hast Du mir die Wasserlilien fortgenommen? Malthus soll mir die Lilien wiedergeben! Ich möchte es, wo ist er? Laßt mich — laßt mich! Sie schweben mit weißen Flügeln oben in der Luft, die weißen Blumen haben sie in den Händen, schickt aber Malthus her! Er soll nicht dort oben sein, er soll das Pferd wiederhaben . . . Malthus, ich habe Dein Pferd gefunden!" Mademoiselle Therese trat leise ein und betrachtete die Kranke schweigend. Dann wandte sie sich ab und verließ das Zimmer; im Vorbeigehen sagte sie: „Gut, Jakob, ich werde Euch helfen."

Und er sah ihr nach, wie sie stolz erhobenen Hauptes, das Licht in der Hand, im langen weißen Nachtmantel den Gang herabschritt — ein boshaft triumphierendes Lächeln auf den Lippen. „Wahrhaftig!" murmelte Jakob, „das klingt, als ob eine Königin sagte: ich werde Euch helfen! Es bleibt immer dabei, sie ist eine Hexe! Daß du dich aber mit der eingelassen hast, — Jakobchen, Jakobchen, heißt das nicht, Gott versuchen?" er bekreuzigte sich erschrocken; doch ein Blick auf die Kranke beruhigte ihn wieder. „Was blieb mir denn anders übrig? Ich mußte uns beide retten, gelogen habe ich auch nicht gradezu, nur so'n bischen das, was ist, mit dem, was sein könnte, zusammengemanscht! Nun bin ich aber doch sicher, daß sie das arme Kind in Zukunft in Frieden läßt, und mich, nun mich schickt sie jetzt auch nicht mehr fort, sie könnt' mich ja nötig haben."

Nach diesen Betrachtungen legte er sich in eine Ecke des Zimmers auf die Diele, schob sich ein altes Polster unter den Kopf und schlief auch sogleich, von tödlicher Müdigkeit überwältigt, ein. Die alte Kastellanin wachte die ganze Nacht hindurch. Sie that, was sie thun konnte, reichte der Kranken Wasser, deckte sie immer wieder zu und schob ihr die Kissen zurecht. Der herbeigeholte Doktor erklärte die Krankheit für ein hitziges Gehirnfieber und schüttelte den Kopf.

V.

Mehrere Wochen waren wieder verstrichen und Gräfin Sibylla war immer noch krank, obwohl sie schon aufgestanden. Eine trostlos öde Krankenzeit war es gewesen für das arme Kind, und das Mitleid des gutherzigen Doktors konnte doch nicht in allem aushelfen. Der Mangel an guter Pflege, wozu ja auch die Krankenkost gehörte, hatte viel dazu beigetragen, um die Krankheit in die Länge zu ziehen. Immer wieder verwirrte das Fieber ihr die Gedanken, und sie fühlte sich so matt, daß ihr alle Lust zum Weiterleben vergangen zu sein schien. Als nach und nach das Interesse für ihre Umgebung wieder erwachte, waren es auch gleich schmerzliche Eindrücke, welche sie empfing. „Jakob, wo sind meine Vögel?“ frug sie eines Tages und zeigte mit mattem, erschreckten Blick nach den leeren Käfigen.

„Ach Komteßchen, ich werde dem Komteßchen schon neue bringen, wenn ich welche fang', — die aber, die hat die Frau Baronin fortgetrieben!“

„Sind sie denn nicht wiedergekommen?“

„Nein, Komteßchen, vielleicht, daß sie im Winter wiederkommen.“

Das blasse Kind sah mit seinen großen dunklen Augen schwermütig vor sich hin. „Wo ist mein Eichkätzchen?“ frug sie dann leise mit zitternder Stimme.

„Ach, Komteßchen, das nahm keine Eicheln mehr, seit Komteßchen krank wurde, es saß nur immer da auf der Decke

und sah so jämmerlich drein, und eines Morgens fanden wir es tot auf dem Kissen. Ich hab' es begraben. Nun, weinen Komteßchen nur nicht so sehr, ich versuch' es, Komteßchen ein neues zu fangen."

Gräfin Sibylla drückte ihr Gesicht in beide Hände und schluchzte. „Wenn ich doch auch gestorben wäre, Jakob," sagte sie endlich, „ich hab nun nichts mehr! Mein Füchschen ist tot, meine Vögel sind wild geworden, so lebt wohl auch Lady nicht mehr?"

„Oh ja," sagte Jakob flüsternd, „doch wir halten sie im Stall, damit die Frau Baronin sie nicht sieht."

Gräfin Sibylla trocknete ihre Thränen. Sie sagte nichts mehr hierüber, nur am Abend weinte sie, da niemand sie sah.

Keine zärtlichen Eltern wachten über ihrer Genesung und freuten sich über die Stufen der Besserung. Keine Spielgefährtin suchte ihr die trostlos öden Tage durch Plauderei zu verkürzen. Sie wußte es selbst nicht, daß sie gesund wurde, sie wußte kaum, daß sie krank gewesen war, denn niemand sagte es ihr. Jeden Mittag kam Mademoiselle Therese selber und brachte ihr das Essen, viel zu starke, grobe Kost für den zarten Körper, aber Mademoiselle war ungeduldig, die Gräfin wieder gesund zu sehen! Wenn sie eintrat, schauderte Gräfin Sibylla instinktiv zusammen . . . jedesmal fiel ihr wieder ein, wie sie Mademoiselle Therese zuletzt gesehen und fühlte erneut ihre Kralle am Arm! Aber Mademoiselle Therese sah nicht mehr feindselig auf die Komtesse, die verzehrende Glut schien gelöscht, welche sich bisher an dem Anblick des sanften Kindes zu entzünden pflegte!

Während Gräfin Sibylla einsam in ihrem Turmzimmer lag und mit stummen, melancholischen Augen aus den drei hohen Fenstern in's Land sah, verbrachte die alte Baronin unruhige Wochen, bis endlich all ihre Skrupel und all ihre Furcht durch den Wunsch besiegt wurden, dort hinten im verschlossenen Flügel einmal gründlich aufzuräumen. Nach und nach merkte sie auch, daß Mademoiselle's einstiger Verteidigungseifer großer Gleichgültigkeit Platz gemacht und sie also von dieser keinen Widerspruch mehr zu befürchten hatte. Stundenlang durchstöberte sie nun jene Räume, und immer fester ward ihr Entschluß, all den Plunder zu Geld zu machen.

Über die merkwürdige Thatsache, welche Jakob so beun-

ruhigt hatte, nämlich wie eine Thüre, durch die augenscheinlich jemand getreten, hinter seinem Rücken in's Schloß fallen konnte, ward nicht mehr gesprochen. Es war der alten Baronin vollkommen gleichgültig, wie Gräfin Sibylla hinein und wieder heraus gekommen war.

Eines Tages kamen wirklich Maurer und erbrachen die vermauerte Thüre. Mademoiselle Thereſe zuckte die Achseln, aber sie rief doch, als die Baronin sie darum bat, Jakob und die Kastellanin herbei, um in den Zimmern Ordnung zu schaffen. Alle Fenster waren geöffnet, und mitten in den wogenden Staubwolken stand die alte Gnädige und sah rechts und links zu, wie Jakob die Vorhänge herunternahm, die Kastellanin die Fenster in allen Zimmern aufriß und die Maurer an der Öffnung arbeiteten. „Es ist ein Jammer," ächzte die Baronin, „all dieses Kapital hat hier siebzehn Jahre lang gelegen, ohne Zinsen zu bringen, bloß wegen einer Grille meines Sohnes! Während der Zeit hätte sich der Erlös aus den wertvollen Möbeln wohl schon verdoppelt. Jetzt taugt die Hälfte der Sachen nichts mehr! Jakob! Was reißt er mir den Vorhang dort mitten von einander?"

„Ja, das kam so, es ist alles morsch, Frau Baronin, taugt nichts mehr."

„Es ist eine Sünde!" murmelte sie kopfschüttelnd; „ich bin nur neugierig, was der Taxator zu den Rosenholzmöbeln sagen wird. Das Holz scheint mir allein noch etwas zu taugen. Die Bilder scheinen auch nicht gelitten zu haben. Man wird sehen, was sie wert sind. Zum Glück sind es alles Genre-Gemälde und keine Familienporträts. Was ist denn das? Ein Kind mit Rosen, ach, wenn ich nicht irre, eins der Tanne'schen Kinder! Na, das sagt man eben nicht dazu!"

Soweit war die Baronin in ihren Betrachtungen gekommen, als sie plötzlich jäh zusammenfuhr. Eine mächtige hohe Gestalt stand im dunkelen Reiseanzug mitten im Saal. Leichenblaß war das stolze Gesicht und mit grenzenloser Wut, die nur das Staunen noch im Zaum hielt, sah Baron St. Alban sich um.

„Wer hat das gethan?" frug er atemlos und wies mit der Hand umher.

Die alte Baronin erschrak zum Tode. „Lothar!" ächzte sie, „lieber Lothar, das konnte doch unmöglich" —

Ein dunkelroter Streifen lief wie eine Flamme über seine Stirn, und mit mühsam gebändigter Heftigkeit trat er vor seine Mutter. Sie kannte diesen Blick und die rote Flamme, welche ihm, wenn sie aufzüngelte, die Besinnung raubte, und wich entsetzt zurück. Was im nächsten Augenblick erfolgt wäre, ist schwer zu sagen; da fiel sein Blick auf die schwebende Kindergestalt im goldenen Rahmen. Die Wirkung dieses Anblickes war eine blitzschnelle, es lief wie ein Schauder durch seinen Körper, er wandte sich hastig ab und verließ, ohne ein Wort zu sagen, mit gesenktem Haupte das Gemach.

Betroffen blickte ihm seine Mutter nach und atmete erleichtert auf. Sie verließ, obwohl mit Seufzen, den Flügel und folgte dem Sohne. Als sie in sein Zimmer trat, wo Ali die Reisekoffer öffnete, ging er hier, wie es seine Art war, ruhelos auf und nieder; aber jegliche Heftigkeit war gewichen.

„Lieber Lothar, so bist Du unerwartet wiedergekommen?"

„Ja," versetzte er seufzend, „und der erste Eindruck, den ich empfange, ist gleich derart, daß ich am liebsten meine Koffer nicht erst öffnete! Du hättest mir nichts Schwereres zufügen können!"

„Aber sieh es doch selber ein, Lothar, die kostbaren Sachen" —

„Dürfen nicht entweiht, jene Räume nicht betreten werden," unterbrach er sie gereizt, „ich erkläre Dir nochmals, daß ich es nicht dulde. Der Flügel wird noch heute zugemauert, oder Du siehst mich nie wieder in Tannhausen!"

Diese Drohung erschreckte die Baronin sehr, denn sie wußte, es war ihm vielleicht ein sehr erwünschter Vorwand, nie wieder herzukommen. Am Abend besprach er mit seiner Mutter die notwendigsten Geldgeschäfte, und auch hierbei sah er stets aus, als ob er mit seinen Gedanken weit, weit, wo ganz anders sei. Nach Sibylla frug er gar nicht, nicht einmal, als beim Theetisch nur für drei Personen gedeckt war. Mademoiselle Therese saß mit triumphierendem Lächeln am Theekessel.

„Haben Monsieur sich gut amüsiert in Italien?" frug sie, als sie ihm den Zucker reichte.

„Amüsiert?" — er lächelte ironisch.

„Es scheint doch so," fuhr die Dame spöttisch fort, während ihr Auge schadenfroh funkelte, „Monsieur merkt nicht einmal, ob wir noch alle da sind oder nicht."

Der Baron blickte sich zerstreut um. „Wo ist Sibylla?“ frug er dann.

„Oh, sie ist krank gewesen und pflegt sich noch,“ versetzte die Baronin, ärgerlich über seine Gleichgültigkeit.

„Weshalb erfahre ich das jetzt erst?“ frug er unzufrieden.

„Weshalb frugst Du nicht selbst nach ihr?“ versetzte die Baronin griesgrämig, „Du bemerktest nicht einmal, daß ihr Platz am Tische leer war.“

Am nächsten Morgen saß Gräfin Sibylla auf dem niedrigen Brett eines der drei Turmzimmerfenster und blickte sehnsüchtig hinaus auf die Wälder, die sich zu ihren Füßen ausbreiteten. Ihre Vögel waren nicht wiedergekommen, die Dohlen waren scheu geworden und auch Lady durfte sich nicht blicken lassen, so lange eine Möglichkeit vorhanden war, die Baronin könne das Zimmer betreten und ein erneutes Todesurteil aussprechen. Die schmächtige Gestalt lehnte matt im Fenster; das Gesichtchen, dessen Lieblichkeit gerade in der kindlichen Unregelmäßigkeit der Züge lag, war durchsichtig blaß und schmal geworden; nur der ängstliche Ausdruck lag noch drin, und jetzt zuckte ein plötzlicher Schreck durch die ganze Gestalt, als es an die Thüre klopfte und Baron St. Alban eintrat. Er sah sich einen Augenblick lang erstaunt um, als traue er seinen Augen nicht. „Hier wohnst Du?“ frug er und blieb stehen.

Gräfin Sibylla stand auf, sie zitterte noch vor Schwäche.

„Weshalb wohnst Du hier?“ frug er nochmals. Sie versetzte schüchtern: „Ich wohne immer hier.“

„Setze Dich, Sibylla, Du siehst krank aus, sehr krank, erzähle mir, was Dir gefehlt hat.“

Sie sah ängstlich zu Boden . . ., wie sollte sie ihm denn erzählen, daß sie in jenem Flügel gewesen war? Was würde er dazu sagen? Aber er stand wartend neben ihr, und sie stammelte endlich, sich hilfesuchend umsehend — „Aber Du wirst sehr, sehr böse werden, Onkel Lothar.“

Er sah sie betroffen an. „Weshalb sollte ich denn böse werden, wenn Du krank wirst?“ frug er.

„Weil — weil — ich verirrte mich im — in den Zimmern, — ich konnte nicht mehr heraus — ich —“

Sie hielt zitternd inne, denn sein Gesicht blickte finster

TRÜ Raamatukogu

drohend auf sie herab. „Also Du bist schuld an allem," sagte er streng, „sprich, Kind, wie wagtest Du es, Thüren zu erbrechen?"

Gräfin Sibylla stand in bebender Angst vor ihm. „Ich habe das nicht gethan," flüsterte sie, „ich fand eine Treppe und eine Thüre, die war offen."

„Wo?" frug er mit verhaltener Heftigkeit.

„Sie führt — sie führt —" Sibyllas Stimme ward vor Angst unhörbar.

„Und was fiel Dir ein, in jenen Flügel dringen zu wollen?" fuhr er fort, „wozu thatest Du es? Sprich!"

Ihre Thränen stürzten zwischen den vorgehaltenen Händen herab; stürmischer denn je erwachte in ihr die Sehnsucht nach den lichten Gestalten, die, idealen Traumbildern gleich, in ihr armes Leben blickten. „Ich wollte — ich wollte nur einmal Seraphines Bild sehen!" flüsterte sie angstvoll, in flehendem Tone, „ich — ich war so allein — und ich habe sie so lieb!"

Da entstand eine tiefe Stille. Gräfin Sibylla, welche nicht anders meinte, als daß dies die Ruhe vor dem vernichtenden Zornessturm sei, fühlte plötzlich ihre Hände leise vom Gesicht gezogen und sah das Antlitz des Barons mit einem seltsam traurigen Ausdruck zu ihr herabgeneigt. „Es ist gut, Sibylla," sagte er, „mit diesem Namen entwaffnest Du mich unfehlbar. Sage mir, was Du von ihr weißt."

„Ich weiß, daß sie hier lebte — sie und Malthus — und sie — sie war so glücklich — sie sang und sprang den ganzen Tag — und" — Gräfin Sibyllas Thränen flossen von neuem — „sie hatte Eltern!"

Er biß die Zähne zusammen wie in verhaltenem Schmerz. „Höre auf, Sibylla," sagte er abgebrochen, und als sie schüchtern innehielt, ging er schnell im Zimmer auf und nieder, blieb dann vor ihr stehn und blickte sie lange forschend an. „Wenn diese Kinderaugen wirklich im stande wären, mich — mich! verständnisvoll anzusehen, ich erfüllte gern meiner Mutter Wünsche," murmelte er, „aber nein! Womit hätte ich Sympathie und Verständnis verdient?"

Er wandte sich ab und verließ das Zimmer. — „Adieu, mein Kind," sagte er zurück, „es kann sein, ich reise schon in wenigen Tagen wieder ab."

Der Flügel wurde wieder zugemauert, nachdem die Stuben alle gereinigt und ausgestäubt worden waren. Jakob ging dazu kopfschüttelnd umher. „Das ist ein schlechtes Omen," sagte er, „weiß der Himmel, was das bedeutet. S' sieht aus, als sollt' alles zurecht gemacht werden für vornehme Gäste, und dann wird's wieder zugemauert für alle Zeiten!"

Baron St. Alban schien es kaum erwarten zu können, aus Tannhausen wieder fortzukommen. Er wollte nach Norwegen reisen und dort den August und September verbringen. Er ritt jetzt wieder täglich, wie dies seine Art war, planlos durch die Heiden und Moore. Er ritt durch die verfallenen, armseligen Dörfer und an den hohen Schornsteinen der Brennereien vorbei und sah mit gleichgültigem Blick auf das Elend und die Verwahrlosung, welche die Grenze Tannhausens bezeichnete. Vielleicht war ihm die Öde der Gegenden und die Verkommenheit der Bewohner angenehmer anzusehn als die enge Ordnung der zivilisierteren Gegenden! Sein edler Hengst scheute öfter vor zerlumpten Vagabunden oder bettelnden Kindern, als sein Reiter sich über dieselben wunderte. Kamen Leute und klagten ihm ihr Leid oder verklagten sich untereinander, so hörte er zerstreut zu und wies sie dann an den Verwalter oder die alte Baronin. Jammerte diese ihm vor, was sie für Mühe mit den ungetreuen Beamten hätte, die nur darauf bedacht seien, ihr Schäfchen ins Trockne zu bringen, so zuckte er die Achseln und sah hinaus, als wünsche er, Tannhausen schon wieder im Rücken zu haben.

Dennoch schien etwas ihn hier festzuhalten. Täglich sah er ungeduldiger über die Zugbrücke hin und schickte Ali oft in den Wald „ob niemand käme."

Da weckte eines Vormittags die Stimme der Baronin, hoch von oben herab, den im Thorwege hinduselnden Kastellan. „Martin! — Schläft der Esel schon wieder? Dort kommt ein Mensch über die Brücke. Fragt, was der unverschämte Kerl will. Hier wird nicht gebettelt!"

Der Kastellan stand auf und sah nun auch das Wunder mit eigenen Augen. Er ging dem Kommenden griesgrämig entgegen und frug, was er wolle.

„Ich bringe einen Brief an den Herrn Baron," sagte der Mann, „bin der Holzschläger vom Förster Braun."

Der Kastellan nahm den Brief. Natürlich besahen er und Jakob diesen Brief erst mit neugierigen Blicken, prüften die unbekannte stahlfeste Handschrift und das Wappen, welches einen Adler wies. Dann trug Jakob den Brief hinauf und gab ihn ab. Der Baron nahm den Brief hastig, erbrach ihn, flog die wenigen Zeilen durch und befahl dann, sein Reitpferd zu satteln. Eine Viertelstunde später trug Furioso seinen Herrn durch den Wald und in gestrecktem Galopp einen holprigen Holzweg hinan. Es war schon Mittagszeit, als das schaumbedeckte Roß vor dem einsamen Försterhäuschen hielt, wo ein hoher Mann dem Heranreitenden entgegentrat und ihm die Hand reichte.

„Ich konnte nicht eher abkommen, Baron St. Alban," sagte Adlerstein, „sonst wäre ich schon eher erschienen. So wollen Sie wirklich wieder fort?"

„Ja, nach Schweden oder Norwegen, wohin das Schiff mich trägt," versetzte der andere hastig und gab sein Pferd dem jungen Husaren Braun ab, welcher herzusprang.

Dann gingen beide langsam im Schatten der alten Bäume vor dem Häuschen auf und nieder. Der Baron konnte sich wieder nicht gleich entschließen, von dem Gegenstande, der ihn hauptsächlich herführte, anzufangen. „Und so haben Sie in der Zeit, da ich ferne Länder durchwanderte, ruhig und zufrieden daheim gesessen und nach wie vor in Ihren täglichen Pflichten das Glück gefunden, das Sie mir absprechen?" sagte er, melancholisch lächelnd, so, als wäre seit ihrer ersten Unterredung gar keine Zeit verflossen.

Adlerstein nickte. „Ja," sagte er dann, „Sie haben unseres engen Lebens aber auch in der Ferne gedacht; das bewiesen mir Ihre Sendungen, welche viel Freude bereitet haben."

Baron St. Alban zögerte ein wenig, dann frug er mit einem Seufzer: „Und wie geht es sonst?"

„Es geht nicht sehr gut. Der junge von der Edlen Tanne hat sich in Schulden gestürzt, und die Gesundheit der ältesten Schwester litt natürlich sehr infolge der Sorge und Aufregung."

Der Baron wandte sich hastig um. „Was ist da zu thun?" frug er, „ich wiederhole Ihnen, daß zu diesen Zwecken mein ganzes

Vermögen zu Gebote steht. Was die Schulden des jungen Mannes betrifft, so verliere ich darüber kein Wort. Sie haben Vollmacht bei meinem Banquier; setzen Sie Ihre Freundlichkeit noch weiter fort und benutzen Sie diese Vollmacht. Aber die — die älteste Schwester? Raten Sie mir, wie kann ich ihr helfen?" Er blickte heftig bewegt in Adlerstein's ruhiges Gesicht.

„Das ist schwer zu sagen," versetzte dieser, „ihr ist ja mit Geld nicht zu helfen."

„Aber ist denn keine Kur, kein Klimawechsel notwendig für sie? Ich beschwöre Sie, mein Herr, fragen Sie einen Arzt darum. Es wäre vielleicht gut, — es wird versäumt aus Sparsamkeit. Sie ahnen schwerlich, zu welchem Dank Sie mich verpflichten würden, setzten Sie mich in den Stand, zu ihrer Heilung beizutragen."

„Ich fürchte, an Heilung ist wohl nicht zu denken," versetzte Adlerstein; „doch hoffe ich, kann ihr durch irgend eine Kur Linderung verschafft werden."

Der Baron sah ihn gespannt an; dann seufzte er tief auf. „Sie können sich denken, wie erwünscht es mir ist, alles zu thun, was in meinen Kräften steht," sagte er endlich, „doch schwerlich können Sie sich denken, zu welchem Danke Sie mich verpflichten! Das Bewußtsein, etwas helfen zu können, ist mir auf meinen Reisen ein Trost gewesen, dessen Reichtum Sie nicht ahnen. Morgen reise ich nach Norwegen ab."

Adlerstein blickte betroffen auf; der Baron stockte und fuhr dann hastig fort: „Ich wäre vielleicht länger geblieben, allein der erste Eindruck, den ich zu Hause empfing, war gleich derart, daß ich mich heute noch nicht erholt habe von der Aufregung. Hätte ich nicht auf Ihre Antwort gewartet, ich wäre schon fort. Ich danke Ihnen, daß Sie mir bis hierher entgegengekommen sind. Es war sehr freundlich von Ihnen."

„Es war sehr natürlich und nicht der Rede wert," versetzte Adlerstein herzlich.

Die Försterin trug ein Frühstück auf und bewirtete die Herren; sie war die Schwiegertochter des alten Försters, dessen anderer Sohn gestorben war, und sie hielt jetzt Haus beim alten Vater. Der Husar Braun aber, welcher Adlersteins Pferd hielt, stand mit leuchtenden Augen da und versicherte seinem

alten Vater im Vertrauen, für den Herrn Rittmeister ginge er durch's Feuer und Wasser; denn dem allein verdanke es doch der Alte, daß er die Stelle behalten durfte. Adlerstein erzählte dem Baron, um ihn zu zerstreuen und aufzuheitern, von Stella's Hochzeit und dem glücklichen Leben des jungen Künstlerpaares; wie der hohe Preis der ersten Bilder die Aufmerksamkeit gleich auf den jungen Maler gelenkt und wie man über die billige Miete des kleinen Hauses gestaunt habe.

„Ob die ganze Heirat weise war, will ich nicht entscheiden," schloß Adlerstein; „jedoch das Bewußtsein, zwei Menschen glücklich gemacht zu haben, können Sie mitnehmen. Und wenn Sie wirklich beabsichtigen, die Schulden des jungen Malthus zu bezahlen, so thun Sie ein doppelt gutes Werk, denn es wird ihm moralisch noch mehr von Nutzen sein als pekuniär."

Baron St. Alban machte eine ungeduldige Handbewegung: „Das versteht sich alles von selbst und ist keines Wortes wert, . . . aber die Kranke, . . . schaffen Sie Rat für die Kranke, wenn Sie mir das Bewußtsein, etwas nütze gewesen zu sein, verschaffen wollen! Verzeihen Sie," unterbrach er seine erregten Worte, „ich kommandiere, wo ich bitten sollte. Sie sehen, welch ein rücksichtsloser Barbar ich in der unzivilisierten Welt geworden bin."

„Ich bitte!" versetzte Adlerstein lächelnd, „ich bin das Kommando gewöhnt und ziehe es bei weitem der rücksichtsvollen Bitte vor! Ich denke, diese Seite der Sache hätten wir abgethan und sparen uns die Komplimente. Ich werde thun, was ich kann. Darf ich Sie um Ihre Adresse in Norwegen bitten, ich würde Ihnen Mitteilungen machen."

„Meine Adresse kann ich nicht angeben; weiß ich doch selbst noch nicht, wie ich reise. Thun Sie unterdessen, was Ihnen beliebt; nehmen Sie so viel Sie glauben, daß nötig sein wird. Ich bitte nur nach wie vor um Verschwiegenheit. Darf ich das erwarten?"

Adlerstein verneigte sich und reichte ihm die Hand. „Und noch eins . . . Sie schickten mir nach Venedig eine förmliche Berechnung. Verschonen Sie mich damit, ich bin kein Geschäftsmann und hasse den Anblick von Zahlenrubriken."

„Doch mir dient diese Berechnung zur eigenen Beruhigung," sagte Adlerstein.

„Dann laden Sie mir das Bewußtsein auf, Sie mit unserem

Vertrage inkommodiert zu haben," rief der Baron ungeduldig; „daher bitte ich Sie dringend, sparen Sie sich in Zukunft die Mühe!" Damit winkte er nach seinem Pferde, nahm hastig Abschied und ritt davon.

Sowie der Baron zu Hause ankam, befahl er Ali, seine Koffer zu packen. Dann fiel ihm auch ein, daß er seit Tagen nicht nach Sibylla's Befinden gefragt hatte, und ging nach ihrem Zimmer, wo sie wie stets im Fenster saß. „Ich fahre heute Abend fort, Sibylla," sagte er, „vorher wollte ich doch noch einmal sehen, ob es Dir besser geht."

Sie stand schüchtern, mit gesenktem Kopfe vor ihm. Sie war sehr gewachsen in der Krankheit und ihre Gestalt war dadurch nur noch schmächtiger und feingliedriger geworden.

„Kommt denn der Doktor noch hin und wieder, um nach Dir zu sehen?" frug der Baron. „Manchmal," sagte sie. „Hast Du denn keine Lust, hinauszugehen? Es würde Dich vielleicht stärken."

„Ich kann nicht," sagte sie leise, und es lag eine Art stummer Verzweiflung in ihrem Blick, „ich bin so müde, — so müde."

„Nun" so öffne doch wenigstens die Fenster."

Gräfin Sibylla blickte mit thränenvollen Augen hinaus. „Dann höre ich die Vögel singen," murmelte sie.

Der Baron sah sie zerstreut an, ging dann mit düsterer Miene im Zimmer auf und nieder und seufzte. „Armes Kind, die Melancholie dieses Ortes hat auch Dich angesteckt," sagte er, „ich kann Dir nicht helfen. Ich kann Dir nur raten, ihn auch zu fliehen, wie ich es thue!"

Das Mädchen sah ihn verwundert an. Er nickte ihr zu und verließ das Zimmer. Sie hörte dann den vierspännigen Wagen unten über den Thorweg donnern und brach in bittere Thränen aus. „Ach, — wenn es wahr ist, was Jakob sagt, daß nun alle Thüren zugemauert sind, selbst die kleine Treppe verschlossen ist, . . . und ich hätte das Bild so gern, so gern noch einmal gesehen!"

VI.

„Ein wahres Jammerstück von'm Dinge ist die Welt, dabei bleibe ich!" philosophierte Jakob, indem er an einem sonnigen Septembermorgen in seinem Stübchen die Messer putzte; ich muß immer wieder sagen, daß ich kein Bauernkind daheim auf meinem Dorfe gekannt habe, dem's so jämmerlich erging wie meiner Komtesse. Früher, als sie bei alledem und alledem guter Dinge war und von früh bis spät im Walde herumlief, da merkt' man's gar nicht so recht, aber jetzt, wo sie sich nicht wieder erholen kann und nicht mehr laufen und springen mag, da drückt mir's doch oft das Herz ab. Mutterseelenallein sitzt sie da oben in ihrem Zimmer und sieht mit den traurigen Augen vor sich hin. Sie trauert um ihr Eichkätzchen und die Vögel, so wenig sie von ihnen spricht. Aber das war das erste, was sie erfuhr, als sie vom Fieber erwachte, und das hat sie ins Herz getroffen. Das verwindet sie nimmer!"

Er ging kopfschüttelnd aus dem Zimmer, um sich drüben bei Kastellans hinzusetzen; da sah er Mademoiselle Therese über den steinernen Hof gehen, und sie winkte ihm und rief ihm befehlend zu: „Folgt mir in die Wäschekammer, Jakob, ich will Euch das Tischgedeck für die Woche geben."

Er folgte ihr, sie ging in einen Vorsaal und trat in ein Zimmer, welches mit Schränken gefüllt war. Als sich beide darin befanden, nahm sie aus einem Schranke das Tischleinen. Dann aber schloß sie die Thür ab und sagte leise: „Vorhin erfuhr ich, daß der Baron vielleicht schon in wenigen Wochen zurückkehrt, vielleicht um hierzubleiben. Nun denkt selber nach, wenn Ihr Euere Komtesse vor ihm retten wollt; denn mag er nun denken, was er will, so ist er doch bereit, sie zu heiraten."

Jakob kratzte sich den Kopf und sah kummervoll vor sich hin. „Was ist da zu thun?" frug er, „ich bin ein zu einfältiger alter Mensch, um mir etwas auszudenken, Mamsell."

Sie blickte mit finsterer Energie zu Boden. „Wißt Ihr, wo jener Mensch jetzt ist, von dem Ihr behauptet, daß sie ihn liebt?"

„Nein, das weiß ich nicht," versetzte Jakob, „wo wird er denn wohl anders sein als in Altstadt?"

„Stille, sprecht nicht so laut. Jakob, ich wünsche, daß Ihr mir dies in Erfahrung bringt. Sucht dahinter zu kommen."

„Schön, ich werd' es thun," versetzte Jakob, und Mademoiselle schloß die Thüre wieder auf. Er ging höchlich beunruhigt davon und bereute schon bitter, daß er mit der „Hexe" ein Bündnis geschlossen hatte; denn die konnte nichts Gutes im Sinne haben, soviel war gewiß. Fürs erste fiel ihm nicht ein, irgend welche Erkundigungen einzuziehen. Es wäre auch ziemlich schwer gewesen, denn zwischen Schloß Tannhausen und dem wohl vier Meilen entfernten Altstadt bestand auch nicht die geringste Verbindung. Es hätte geradezu eines direkten Boten bedurft, und den zu schicken, wollte Jakob „zu vorsichtig" sein. Aber wenn er glaubte, vor Mademoiselle mit irgend einer Entschuldigung Gehör zu finden, so irrte er sich. Täglich frug sie ungeduldiger nach dem Ergebnis seiner Nachforschung.

„Ich merke wohl, Jakob, so betrügt Ihr mich," sagte sie ihm eines Tages mit zornfunkelndem Blick. „Aus Gnade und Barmherzigkeit ließ ich Euch da bleiben, bloß damit Ihr Euren Plan ausführen konntet. Aber ich merke, daß es Euch total gleichgültig ist, was mit Eurer Komtesse wird. Bedenkt wohl, sowie ich dies bestätigt finde, habt Ihr Euren Laufpaß!"

Darauf stand Jakob sehr bekümmert in seinem Stübchen und betrachtete die gelben Schößlinge seines Geraniumstockes im Fenster. „Was willst du nun thun, Jakobchen?" frug er sich, „bist 'rein in die Falle wie die Maus! Wird dir wohl nichts anderes übrig bleiben, als zuzusehen, wie du zu der Nachricht kommst!"

Er zog die Sache noch ein paar Tage hin, und als er merkte, daß Mademoiselle Therese nahe daran war, Ernst zu machen, wanderte er eines Morgens kaum nach Sonnenaufgang in das Forsthaus, wo der Förster Braun wohnte. Hier konnte er noch am ersten etwas über Altstadt und seine Husaren hören, und so erfuhr er denn, was der alte Förster durch seinen Sohn selbst erst vor wenig Stunden erfahren, nämlich, daß der junge Leutnant von der edlen Tanne Tags zuvor in Begleitung mehrerer Damen in ein Seebad an der Ostsee — Braun nannte auch den Namen — abgereist sei. Mit dieser Nachricht kam Jakob nach Hause und Mademoiselle Therese versank beim Anhören derselben in tiefes Nachsinnen.

„Jetzt schickt den Ziegenkaspar nach Hohenstein und bittet den Doktor, daß er herkommt — aber zu mir. Hört Ihr?... Was macht Ihr für ein albernes Gesicht? Wie soll ich Euch helfen, wenn Ihr Euch so dumm anstellt?"

Jakob seufzte und ging fort. Am Nachmittag kam der Doktor. Der gute Mann hatte es schon längst gelernt, drüben vor der steinernen Brücke abzusteigen. Im Thorweg trat ihm Mademoiselle Thereſe entgegen. „Folgen Sie mir," sagte sie und ging voraus, die öden Galerien hinan, über Vorsäle und Hallen, bis zum Turmgemach. Hier traten sie ein und fanden Gräfin Sibylla im Fenster lehnen. Bei Mademoiselle Thereſens Eintritt flog ein Schauder durch ihre Gestalt, doch der Anblick des Doktors war ihr ein Troſt. „Sie sehen, Herr Doktor," begann die Dame und wies auf das Mädchen, „die Komteſſe kann sich nicht recht erholen. Sie ist matt und kann ihren Appetit nicht wiederfinden. Ich wollte Sie fragen, was Sie von einer kleinen Luftveränderung denken."

„Oh, das wäre auf alle Fälle sehr gut," verſetzte der Doktor bereit, aber höchlich verwundert über dies erste Zeichen von Teilnahme, welche dem kranken Mädchen gespendet ward.

„Der Meinung bin ich auch. Was meinen Sie zu einem kurzen Aufenthalt am Meere?" — „Vortrefflich!" — rief der Doktor erfreut, während Gräfin Sibylla mit großen, entſetzten Augen auf die Sprecherin sah.

„Und ich sollte meinen, je eher, je beſſer," fiel Mademoiselle Thereſe ein, „man muß die schönen Tage benutzen."

„Natürlich, es ist ein wenig spät im Jahr, jedoch das Wetter ist angenehm und verspricht so zu bleiben. Ich hörte in der That noch vorgestern, daß die Eulenburger Herrschaften ebenfalls in ein Ostseebad gereist sind."

„Schon gut," unterbrach sie ihn ungeduldig, „kommen Sie jetzt mit mir und teilen Sie der Baronin Ihre Ansicht mit."

Mademoiselle Thereſe ging mit erhobenem Haupte voran und er folgte. Die Baronin saß in ihrem Wohnzimmer und sah mit zornigem Erstaunen auf die Eintretenden. Der Doktor grüßte höflich.

„Ach so, jetzt kommen Sie wahrscheinlich mit der Rechnung."

„Davon ist nicht die Rede," unterbrach Mademoiselle Thereſe

die Sprecherin kurz, „der Herr Doktor findet, daß er mit der Komtesse noch lange nicht fertig ist."

Die Baronin räusperte sich. „Natürlich," sagte sie brummend, „konnt' mir das denken! Was gibt's denn nun wieder?"

„Eine Luftveränderung, etwa ein Aufenthalt an der See würden Komtesse sehr dienlich sein," sagte der Doktor zögernd, denn er sah, welch einen Schrecken seine Worte hervorriefen.

„Unter keiner Bedingung! Nein, nein, ich gestatte dies nicht! Ein Aufenthalt am Meer . . . . also eine Badereise! Wissen Sie, was eine Badereise kostet, Herr Doktor? Ich werde nicht so unverantwortlich leichtsinnig sein und eine Badereise bezahlen, das fehlte mir gerade noch! Als ob ich noch nicht Ausgaben genug hätte . . .!"

„Aber, Frau Baronin, die Komtesse bedarf in der That einer Stärkung," begann der Doktor wieder.

„Ja, natürlich! Und wissen Sie, weshalb? Weil Sie mir für ein Heidengeld Medikamente und Pillen in das Kind hineingefüttert haben! Jetzt ist sie krank von Ihren Quacksalbereien! Und nun kommt noch eine Badereise? Ha, ha, das ist wirklich unverschämt — gehn Sie, Herr Doktor, und suchen Sie sich Ihre Patienten nicht wieder in Tannhausen."

„Ich habe meine Ansicht ausgesprochen; wenn Frau Baronin darauf nicht eingehen, so ist das nicht mein Schade," sagte der Doktor sehr beleidigt, verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Die Baronin atmete erleichtert auf. „Es ist doch schließlich ein ganz vernünftiger Mensch, der sich zu drücken versteht, wo er nicht gebraucht wird," sagte sie; „eine Badereise, ich möchte nur wissen, was er sich eigentlich denkt! Ich werde Sibylla auf Reisen schicken!"

„Wenn der Doktor es für nötig hält, so wird es geschehen," sagte hier Mademoiselle Therese kurz; „ich werde dafür sorgen, daß nach seiner Vorschrift gehandelt wird."

„Mademoiselle!" schrie die Baronin in jäh erwachender Angst, „sind Sie auch toll? Sibylla geht nicht fort von hier!"

„Sie reist in's Bad," sagte die Dame mit ruhiger Entschlossenheit.

Die Baronin sprang auf, faßte den Arm der Französin und schüttelte sie. Mademoiselle Therese sah mit hohnvollem

Lächeln in das von Zorn und Schreck bebende, braune Gesicht. „Welch eine Kaprice dies nun wieder ist," jammerte die Baronin, „was kümmert Sie's denn, ob Komtesse kränklich ist oder nicht?"

„Sie haben recht, Madame, das ist mir ganz und gar gleichgültig, doch ich bedanke mich dafür, daß Monsieur le Baron mich wieder schimpft, ich sorgte schlecht für sie. Wenn Monsieur jetzt wieder kommt und findet Komtesse noch immer nicht gesund und hört, was der Doktor gesagt hat, und daß das nicht geschehen ist, wen wird denn Monsieur da schelten? Natürlich wieder mich. Deshalb sage ich: Komtesse fährt ins Seebad!"

Die Baronin ward durch die Rede der Mademoiselle ein wenig besänftigt. Aber dann erwachte der Schreck von neuem. Diese ganze Sache lag wie eine unheilbringende Gewitterwolke vor ihr. Es war nicht möglich, auszuweichen; so sträubte sie sich wenigstens, so sehr sie konnte.

„Ich möchte wohl wissen, ob Monsieur mit dem Doktor einverstanden wäre, Mademoiselle Therese, wahrscheinlich gar nicht! Und dann möchte ich wissen, mit wem Sibylla in ein Bad reisen soll."

„Geht's nicht anders, so bringe ich Komtesse selber hin," war die gelassene Erwiderung.

„Und wer bleibt unterdessen hier?" frug die Baronin sich hilflos umblickend.

„Ich werde schon dafür sorgen, daß das Haus versorgt wird."

Die Baronin sah lange starr vor sich hin; das war ja etwas ganz Entsetzliches, was sich ihrem geistigen Blick darbot. Erstens die Möglichkeit, daß sie würde gezwungen sein, diese Reise eigenhändig bezahlen zu müssen. Ein trostloser Gedanke! Sodann sah sie Gräfin Sibylla in die Welt versetzt, und die geldgierige Welt, dies Monstrum, streckte tausend Krallen aus, um sich in den Besitz der Erbin zu setzen! Sie rang die Hände, aber sie wagte es nicht, Mademoiselle Therese nochmals zu sagen: nein, sie bleibt!

Mademoiselle hatte in der nächsten Zeit sehr viel zu thun. Sie übergab die Wirtschaft der Inspektorsfrau aus Friedrichshof und traf alle nötigen Vorbereitungen, daß der Haushalt auch in ihrer Abwesenheit gut versorgt sei. Sie legte alle Verantwortung auf Jakob. Dann überlegte sie reiflich, was in Bezug

auf Sibyllas Badeausstattung am geratensten zu thun sei. Sollte sie ihr in Berlin alles anschaffen, was aus dem ärmlich gekleideten Backfischchen eine standesgemäß toilettierte junge Gräfin machen würde? Sollte sie alle Künste anwenden, die der Pariserin zu Gebote standen, um die geringe Schönheit, über welche Sibylla verfügte, in's vorteilhafteste Licht zu stellen? Nein. Sie verwarf den Gedanken. Baron St. Alban sollte lieber darüber zu schelten haben, daß seine Nichte wie ein Bettelmädchen in die Welt getreten sei. Dann, auch wenn es schon zu spät war, konnte sie ihm stolz erwidern: „ich wollte die Erbin unter der Maske der Armut unsichtbar machen. Ich wollte die geldgierigen Freier täuschen, um Ihretwillen!" Ferner, Malthus kannte die Gräfin sowie sie war. Ihn würde ihr bescheidenes Auftreten nicht mehr befremden, höchstens, so rechnete sie schlau, sein Mitleid und den Wunsch entflammen, das arme Kind aus so unwürdiger Behandlung zu retten.

Indessen der Tag kam und der alte Reisewagen hielt vor dem Thor. Die Baronin überschüttete Sibylla mit angstvollen Verhaltungsmaßregeln und blickte dann händeringend oben aus ihrem Fenster, als der Wagen über die steinerne Brücke donnerte. Hätte sie geahnt, weshalb Mademoiselle eben gerade dieses Seebad gewählt hatte, ihre Angst wäre bis zur Verzweiflung gestiegen.

VII.

Die Meereswellen schlugen mit kraftvoller, regelmäßiger Bewegung gegen den steilen Uferrand und glänzender Sonnenschein lag auf der unabsehbar weiten Fläche und über den herbstlich gelben Buchenwäldern. Am schroffen Abhang, den Arm um einen Baum geschlungen, stand Gräfin Sibylla und starrte mit großen, erschrockenen Augen auf das unendliche Wunder, welches sie heute zum erstenmal sah; denn in später Nacht war sie und ihre Begleiterin hier angelangt und hatten sie in einem kleinen Hause Quartier gefunden.

Der frische, flatternde Wind trieb dem Mädchen das krause, kurze Haar über die Stirn und blies ihr dünnes dunkeles Kleidchen hin und her. Sie achtete es nicht, sondern staunte immer noch die ruhelosen, schaumgekrönten Wellen an, welche aus der Ferne wie schneeweiße Bergketten herangezogen kamen, höher und höher schwellend, bis sie sich mit mächtigem Schwunge am Ufer aufwärts warfen und ihren nassen Schaum bis herauf in's kindliche Gesicht der Mauerschwalbe spritzten. Hin und wieder fuhr eine weiße Möve mit gellendem Schrei vorüber und tauchte dann durch's Wasser.

Für das unverfälschte Naturkind war der erste Eindruck, den sie hier empfing, ein überwältigender. Zuerst stand sie wie verzaubert und gefesselt und atmete schwer, dann breitete sie die Arme aus und flog jauchzend den steilen Hang hinab in gemsenartigen Sprüngen, dem rollenden Wunder entgegen! Unten stand sie leicht und sicher auf einem schlüpfrigen Stein, und um sie her brandeten die Wellen und warfen sich wild gegen den Block, die schwebende Gestalt mit Wasser überschüttend. Naß, aber glücklich über diese Bekanntschaft, kletterte Sibylla wieder aufwärts, und obgleich ihr Atem flog, fühlte sie sich doch wie von frischer Kraft angeweht und huschte weiter, rechts und links spähend, ob sie allein sei. Doch der Wald war einsam. Die Häuser des Badeortes standen tiefer unten am Strande, ein glücklicher Zufall hatte sie in dies abgelegene kleine Waldhaus geführt.

Sehr ungern gab sie zu Mittag ihre Entdeckungsreisen auf und kehrte in das Haus zurück, in welchem sie eine Stube erhalten. Mademoiselle Therese hatte bereits alle Sachen ausgepackt und geordnet, und das Essen stand auf dem Tisch. Schüchtern trat Gräfin Sibylla herzu und die andere frug sie in gleichgültigem Ton: „Sind Sie niemand begegnet?"

„Niemand," versetzte Sibylla und setzte sich an den Tisch. Die Dame blickte scharf in das unschuldige Kindergesicht.

Gleich nach dem Mittagsessen stahl sich Gräfin Sibylla wieder aus dem Hause und hüpfte den schmalen sandigen Waldpfad aufwärts. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und sah zurück auf das Meer, welches durch die Baumstämme glitzerte. Die Sonnenstrahlen fielen schräg durch die alten Baumkronen; hier und da pfiff ein Vogel, oder huschte ein Eichhörnchen über

den Weg. Beim geringsten Geräusch aber, welches nicht der Natur angehörte, sondern von unten aus den Häusern am Meere herauf drang, schrak das scheue Kind zusammen und sah sich furchtsam um! Als nun aber gar menschliche Stimmen ganz in ihrer Nähe an ihr Ohr schlugen, da glitt sie behende wie ein Wiesel hinter den Stamm einer uralten Eiche und blickte vorsichtig nach der Gegend, von woher die Stimmen klangen. Unter einem hohen Buchenbaum, dessen Zweige sich fächerartig ausbreiteten und von denen gelbe Blätter in's grüne Moos schwebten, lag in einem Rollstuhl eine hellgekleidete Frauengestalt. Ihr zu Füßen saß eine andere Dame, sehr elegant gekleidet, deren auffallend liebreizendes Profil zur Kranken erhoben war. Eine leise Ähnlichkeit lag in den Gesichtern, nur daß das eine durchsichtig, fast bläulich blaß war, das andere in zarter Frische strahlte.

Gräfin Sibylla sah verwundert hin; es lag ein eigentümlicher Zauber über der Erscheinung der Kranken. Wo hatte sie denn dieselbe schon gesehen? Das konnte sie nicht erraten, aber es war ihr alles so vertraut, so verlockend und zauberhaft an der Fremden, daß sie allmählig näher kam, immer noch mit größter Behutsamkeit, von Baum zu Baum huschend, mit verhaltenem Atem und klopfendem Herzen. Jetzt war sie nahe genug, um zu verstehen, was die beiden sprachen.

„Soll ich Dir vorlesen?" frug die schöne Dame mit dem aschblonden duftigen Haar.

„Ich danke Dir, Leona, — es ist so still, so köstlich hier heute nachmittag, ich plaudere lieber mit Dir. Ich wünschte, ich könnte ganz hier oben wohnen."

„Leider hatten meine Schwiegereltern die Wohnung schon unten im Dorfe genommen. Es ist ein wenig weit bis hierher; aber ich glaube nicht, daß es hier im Walde Wohnungen gibt."

„Nun, es geht ja ganz gut, so lange Malthus hier ist, er bringt mich ja, wohin ich will."

„Oh, Seraphine," versetzte die andere lächelnd, „Du brauchst nie zu fürchten, daß Dir ein Ritter fehlen wird. Ich glaube, Du hast schon sämtliche Herzen erobert. Von allen Seiten höre ich Nachfragen, wer wohl die so überaus liebreizende kranke Dame sei."

Sibylla wich erschrocken zurück. Der Atem versagte ihr,

und sie mußte sich an einen Baum lehnen, so zitterten ihr die Glieder, Malthus, — Seraphine! Dieselben Namen, welche für sie schon so verhängnisvoll geworden waren!

Dem ersten Schreck folgte ein schmerzliches Gefühl. Dies war Seraphine? Dies zarte, schwache, hilflose Wesen mit dem engelhaften, überirdischen Blick, das war der weiße Schmetterling, dessen Bild in dem unheimlichen Flügel hing? Gräfin Sibylla hatte sich natürlich niemals vorgestellt, daß Seraphine jetzt erwachsen sei, am allerwenigsten aber hatte sie sich denken können, daß sie so krank aussähe, so ganz, ganz anders, als sie in Sibyllas Phantasie lebte! Dennoch, — dies war Seraphine! und der bloße Gedanke hieran verursachte dem einsamen Kinde ein erneutes Gefühl tiefer Sehnsucht, wie sie es während ihrer Krankheit so oft gehabt. Was würde das zauberhafte Wesen dort wohl sagen, wenn die Lauscherin plötzlich vorträte? Bestürzt über ihre eigene Kühnheit, an solch' eine Möglichkeit nur zu denken, huschte sie zurück in's Tannendickicht und lief, so schnell sie konnte, den Abhang hinab dem Meere zu und saß lange auf derselben Stelle, wo sie am Morgen das Meer zum erstenmal begrüßt hatte. Sie sah hinab in die vom Abendrot purpurgefleckten Wellen, die jetzt leise murmelnd an's Ufer schlugen. Als sie abends endlich in das kleine Haus schlüpfte und mit einem Seufzer die Thüre schloß, saß Mademoiselle Therese mit einer Stickerei am Fenster und heftete wieder den finsteren, mißtrauischen Blick auf die Eintretende und wiederholte ihre Frage: „Sind Sie am Meere niemand begegnet?"

Diesmal stieg eine verräterische Glut in Sibylla's Gesicht; „ich sah Menschen," sagte sie endlich leise. Mademoiselle Therese schwieg und frug nicht mehr.

Die ganze Nacht hindurch webte sich das Bild der Kranken im Rollstuhl mit in die Träume der aufgeregten Kinderseele. Das Meer schlug rauschend unten an den stillen Strand, und der Schall drang bis hinauf in's stille Haus am Waldsaum. Am Morgen lief Gräfin Sibylla wieder hinaus. Jetzt sah ihr schon alles bekannt und so vertraut aus, und sie kletterte zuerst zum Wasser hinab, suchte Steine und wunderte sich über die vielen Muscheln und sah mit träumerischen Augen die weißen Segel auf der blauen, stillen Wasserfläche auftauchen und ver-

schwinden. Als aber knirschende Schritte erklangen und ein Trupp Fischerknaben um die Ecke bog, da war sie wie ein Eichkätzchen so schnell den steilen Hang hinaufgesprungen, daß die Dorfjungen ihr verblüfft nachsahen.

Am Strande weiter zu laufen und auch hier unter dem Glint Entdeckungen zu machen, wagte sie nicht; denn dort weiterhin promenierten im Sande geputzte Damen und spielten Kinder. Gräfin Sibylla wunderte sich immerfort, was es doch für eine Menge Menschen in der Welt gäbe! Allein so groß auch die Anziehungskraft des Meeres war, der Wald bot dafür ein Gegengewicht, weil sie immer hoffte, dort die gestern Gesehenen wieder belauschen zu können. Um niemand zu begegnen, drang sie, die Wege vermeidend, durch das Gesträuch bis zu der Stelle, wo sie gestern gestanden. Aber nichts war zu sehen. Die Blätter der alten Buche rieselten schweigend in's Moos; der Platz war leer. Sibylla kam vorsichtig näher, es lag für sie ein eigener Reiz darin, auf derselben Stelle zu stehen, auf welcher Seraphine geweilt hatte. Da fiel ihr Blick auf etwas Weißes am Boden, über welches die gelben Blätter hingestreut lagen. Sie hob es behutsam auf, es war ein feines weißes Taschentuch mit dem eingestickten Namen „Seraphine". Erschrocken sah sich Sibylla um, aber nirgends sah sie Gestalten durch die Bäume schimmern. Wahrscheinlich war das Tuch gestern schon vergessen worden.

Tage verstrichen. Der menschenscheue Vogel, welcher Wald und Strand durchflatterte, sah viele fremde Gesichter, ohne je selbst gesehen zu werden, beobachtete mit natürlicher Neugierde die Art und Weise dieser Menschen, staunte die Toiletten an, von deren Existenz bisher keine Ahnung in ihrer Seele geherrscht hatte, und fing an, trotz des Meeres, sich schmerzlich nach der Tannhausener absoluten Waldeinsamkeit zurückzusehen; denn die ewige Angst, gesehen zu werden, die ewige Aufregung des Versteckspielens ermüdete sie.

Da kam sie eines Tages auf eine sonnige Stelle im Walde. Die Stämme der alten, säulenartigen Kiefern glänzten braunrot und der Boden war glatt von abgefallenen Nadeln. Hier und da hob sich ein Busch Heidekraut vom Boden. An einer sonnigen, geschützten Stelle stand der Rollstuhl, und in ihm saß die zarte, blasse Dame mit dem durchsichtig weißen Antlitz und dem wunder-

baren Blick. Sie war allein. Lange stand Gräfin Sibylla unschlüssig, zaghaft, mit klopfendem Herzen. Sie hielt das Tuch, welches sie stets bei sich führte, so fest, als suche sie bei diesem Rat und Stütze. Dann faßte sie sich ein Herz — zog sie's doch mit magnetischer Gewalt hinüber! Wie sie schüchtern und zögernd näher kam, blickte die Kranke auf und sah sie. Es fehlte nicht viel, so wäre Sibylla jetzt doch noch davon gelaufen, so heftig erschrak sie. Aber Seraphine, welche das Tuch in ihrer Hand sah, rief mit unbefangener Freundlichkeit: „Wie gut von Ihnen, mein verlorenes Tuch zu bringen, wir suchten danach!"

Ihr Blick ruhte mit Verwunderung auf dem ängstlichen Gesichtchen des schmächtigen, fast ärmlich gekleideten Mädchen, welches immer noch zögernd näher kam und ihr das Tuch abgab. „Ich danke Ihnen sehr," wiederholte Seraphine nochmals; ihr feiner Takt und ihre Menschenkenntnis sagten ihr, daß sie kein „erdbeersuchendes Fischerkind" vor sich habe, aber flüchtig dachte sie doch an eine Geldspende.

So liebevoll hatte noch nie jemand mit Gräfin Sibylla gesprochen, — was sollte sie nun sagen? Die Thränen traten ihr in die Augen und sie stand unschlüssig da, während Seraphine mit steigender Verwunderung zu ihr aufsah. „Fehlt Ihnen etwas?" frug sie mitleidig, und doch wieder zu der Ansicht getrieben, daß dies ein armes Mädchen sei, welches gehofft hatte, für die Überbringung des Tuches Finderlohn zu erhalten. Die großen, nachtschwarzen Augen, welche sie mit so seltsam thränenvollem Ausdruck anstarrten, erweckten lebhafte Sympathie in Seraphines reinem Herzen.

Gräfin Sibylla, für deren Ohr jedes liebevolle Wort Musik war und die nie gehofft hatte, Seraphine würde so sehr freundlich sein, trat noch ein wenig näher, dann stand sie wieder schüchtern, den wechselnden Ausdruck des Zagens und Hoffens im Antlitz. In diesem Augenblick kamen schnelle, elastische Schritte heran, Sibylla fuhr scheu zur Seite, ein junger Husarenoffizier streifte nahe an ihr vorbei und rief: „Nirgends fand ich Dein Tuch!"

Seraphine hob lächelnd das Vermißte in die Höhe, zeigte auf Gräfin Sibylla und flüsterte ihm zu: „Malthus, sei so gut, dem armen Mädchen eine Kleinigkeit zu geben, sie scheint darauf zu warten."

Er sah sich um und wich dann betroffen zurück. „Seraph," sagte er leise und hastig, „was fällt Dir ein? Dies ist kein armes Mädchen," er lächelte seltsam, „soll ich der Gräfin Sibylla Rhede ein Almosen geben? Ich?"

Gräfin Sibylla wäre längst davon gelaufen, hätte Seraphines freundlich ausgestreckte Hand sie nicht wie mit unsichtbarer Kette gehalten; sie sah nach dieser Hand und konnte nicht fort. Vor Malthus fürchtete sie sich nicht, sowie sie ihn erkannte. Hatte er ihr doch einst die Wasserlilien geschenkt und sie freundlich angesehn. Er flüsterte indessen Seraphine zu: „Es ist nicht möglich, daß ich mich irre; die Kleine hat, so wenig schön sie ist, ein Gesicht, welches man nicht wieder vergißt. Nur sehr gewachsen erscheint sie mir."

Er kam gerade auf Sibylla zu und sich vor ihr verneigend, frug er lächelnd: „Ich weiß nicht, ob Komtesse sich meiner noch entsinnen oder wissen, wie ich heiße."

Sie sah ihn zutraulich an. „Oh ja, ich weiß, Sie sind Malthus!" sagte sie schnell und freudig.

„Malthus — ganz richtig!" er lachte. „Der Name ist allerdings richtig, doch woher erfuhren Komtesse ihn?"

Jetzt aber war Gräfin Sibylla's Scheu verschwunden. „Oh, ich weiß alles, alles!" rief sie und warf sich vor Seraphine nieder, ihr glühendes Gesicht in den Falten des hellen Kleides derselben verbergend. Sie brach in Thränen aus, und auch Seraphines Hand zitterte leicht, als sie durch das dunkle, krause Haar der Knieenden strich. Die Geschwister wechselten einen Blick, dann beugte sich Seraphine herab, sie richtete Gräfin Sibylla's Kopf auf und küßte sie auf die Stirn.

„Und wie hat sich denn dieser kleine Vogel so weit fort von Tannhausen verflattert?" frug sie.

„Man brachte mich hierher. Ich war krank," flüsterte Gräfin Sibylla, „bist Du wirklich, wirklich Seraphine?" fügte sie furchtsam hinzu.

„Ja, ich bin Seraphine," war die lächelnde Erwiderung. Gräfin Sibylla seufzte tief auf. Sie strich sich mit beiden Händen das Haar aus der Stirn, setzte sich dann zu Füßen der Kranken und frug: „Darf ich hier bleiben?"

„Ich werde mich sehr freuen," versetzte Seraphine, „aber wollen Sie sich nicht auf diesen kleinen Feldstuhl setzen?"

Malthus sprang herzu, hob den zusammengeklappten Feldstuhl auf und stellte ihn hin, Gräfin Sibyllas Augen aber füllten sich wieder mit Thränen. „Bist Du böse auf mich, Seraphine?" frug sie leise und schaute wieder verschüchtert drein, „weshalb sagt Du „Sie" zu mir?"

Es blieb Seraphine wirklich nichts übrig, als die Versicherung zu geben, sie wolle immer „Du" sagen. Gräfin Sibylla setzte sich auf den Feldstuhl und blickte wie ein glückliches Kind zu beiden auf, während Malthus, an einen Baum gelehnt, vor ihnen stand und vergebens sein heiteres Lächeln zu unterdrücken strebte, und Seraphine immer betroffener auf das dünne Kleidchen sah, welches die leichte, schmächtige Gestalt noch kindlicher erscheinen ließ, als sie war, und in das blasse Gesichtchen, welches in seinem unschuldigen Ausdruck und wechselnden Mienenspiel einen Zauber besaß, um welchen manche regelmäßige Schönheit es hätte beneiden können.

„Wie aber kommen Komtesse so allein in den Wald?" frug Malthus nach einer Pause, „sind Ihre Begleiter nicht in der Nähe?"

„Es ist nur Mademoiselle Therese mit mir hier, sonst niemand."

„Wo wohnt Ihr denn?" forschte Seraphine.

„In einem Hause vor dem Walde, über dem Meer — ach das Meer!" Sibylla's Augen glänzten, es ist so groß, so groß und ich liebe es so."

„Ich liebe es auch," versetzte Seraphine, „und auch ich sah es jetzt zum erstenmal! Der Seewind hat Dir wohl Dein Hütchen entführt?" fügte sie lächelnd hinzu und strich über das braune Haar.

„Ja, gestern," versetzte Sibylla einfach, „aber ich liebe Hüte auch nicht. Sie sind so unbequem. Ich trage niemals einen, wenn ich im Walde bin."

„Hier solltest Du aber nicht so ohne Begleitung im Walde umherlaufen, wie leicht könntest Du rohen Leuten begegnen."

„Mich sieht schon niemand," versetzte Sibylla, dann legte sie wieder ihre Wange an Seraphines Hand und flüsterte in überströmender Dankbarkeit: „Wie gut Du bist!"

„Armes Kind," sagte diese mitleidig, „Du kannst nur wenig Freundlichkeit in Deinem Leben erfahren haben, daß Du mit

einem so geringen Teil zufrieden bist. Erzähle mir ein wenig von Deinem Leben, was Du den Tag über thust, und ob Du wirklich so ganz allein bist, wie man sagt."

„Oh nein, Jakob ist doch da," versetzte Sibylla.

„Und wer ist Jakob?" „Jakob ist der Diener. Er ist sehr gut gegen mich." Wieder sahen sich die Geschwister an. „Und weiter ist niemand da?"

„Ach ja, der Kastellan. Der hat mir auch von Malthus und Seraphine erzählt, als sie noch ganz klein waren, weißt Du. Ich konnte das gar nicht vergessen, ich dachte immerfort wieder daran. Es war alles so traurig." Gräfin Sibylla war eine sehr mangelhafte Erzählerin, aber sie berichtete doch, so gut sie konnte, die ganze Begebenheit mit dem verschlossenen Flügel. Seraphine hörte still zu, sie hatte ja längst alle Bitterkeit überwunden, wenn sie überhaupt je welche gefühlt hatte! Malthus aber stand mit kämpfenden Zügen daneben und konnte seine Bewegung nicht verbergen. Er wunderte sich über die Unbefangenheit, mit welcher die kindliche Erzählerin sprach, bis er am Schluß erst erfuhr, wie ahnungslos die Gräfin darüber war, wer jetzt Besitzerin Tannhausens sei.

„Die bösen Menschen haben Euch fortgeschickt," sagte sie und blickte Seraphine an, „ich aber werde Onkel Lothar bitten, daß er Euch alles, alles wiedergibt, und dann kommt Ihr auch wieder nach Tannhausen." Seraphine küßte sie stumm, Malthus aber sagte hastig: „Ich fürchte, Du mußt jetzt an den Heimweg denken, Seraphine. Lettows werden längst von ihrer Partie zurück sein und die Sonne sinkt."

Gräfin Sibylla sah traurig aus, aber sagte nichts. Seraphine frug sie besorgt, ob sie wirklich so ganz allein nach Hause wolle. Verwundert sah das Mädchen sie an. „Natürlich," sagte sie: „darf ich morgen wiederkommen?" fügte sie flehend hinzu.

„Gewiß, wenn wir nur genau wüßten, wohin. Weißt Du, Malthus, wir sollten uns doch das Haus ansehen, in welchem die Gräfin wohnt; vielleicht sind dort noch Wohnungen zu haben."

Man machte sich auf den Weg. Sibylla hüpfte mit zutraulicher Fröhlichkeit neben dem Rollstuhl her und zeigte mit unfehlbarer Sicherheit einen quer durch den Wald laufenden Fußsteg. Malthus sah, wie aufmerksam sie auf alles war, was um

sie her vorging, wie sie alles sah, hörte und bemerkte. Bei einer Biegung begegneten sie mehreren Badegästen, welche lachend und sprechend näher kamen; schnell wie ein Gedanke war sie hinter den Stämmen verschwunden, so daß Malthus sich verwundert nach ihr umsah. Erst als die Fremden vorüber gegangen und ihre Stimmen verhallt waren, tauchte die leichte, schmale Gestalt wieder wie ein Schatten aus den Büschen und Gräfin Sibylla ging schweigend, als sei nichts vor gefallen, neben dem rollenden Stuhl.

„Weshalb versteckten Sie sich denn, Komtesse?" frug Malthus betroffen. „Es kamen ja Menschen," versetzte sie ruhig.

„Menschen! Fürchten Sie sich denn vor sechs harmlosen Damen?" — „Ich fürchte mich vor allen Menschen," sagte sie entschuldigend.

„Die Kunst, sich unsichtbar zu machen, verstehen Sie allerdings meisterhaft," erwiderte Malthus, „es thut mir leid, daß Sie sich nicht beschützt genug fühlen, wenn ich mit gehe." Gräfin Sibylla sah ihn nachdenklich an. „Ach ja," sagte sie dann, „ich sollte mich auch nicht fürchten. Es kommt nur so von selber, daß ich mich verstecke."

Sie kamen an das Haus, welches sehr hübsch lag und eine herrliche Aussicht auf's Meer bot. Seraphine blickte forschend auf, während Malthus hineinging, um die Wirtsleute aufzusuchen. Zwischen den weißen Vorhängen eines Fensters erschien ein Frauenkopf und ein stolzes Antlitz mit funkelnden Augen blickte scharf entgegen. „Das ist Mademoiselle Therese," sagte Gräfin Sibylla leise mit einem Seufzer.

Malthus kam wieder, ihm folgte der Hauswirt, welcher höflich versicherte, er habe Raum genug; es wohnten vorläufig bloß zwei Damen im Häuschen. „Dann wollen wir mit den alten Lettow's und Leona sprechen," sagte Seraphine erfreut; „wir alle sehnen uns aus dem Sande und aus dem Lärm der Musik heraus. Lebewohl, Sibylla, auf Wiedersehn."

Gräfin Sibylla war zu glücklich, um sprechen zu können. Schluchzend legte sie ihre Arme um den Hals Seraphines. „Werden Sie sich auch morgen verstecken, Komtesse, wenn wir wiederkommen?" frug Malthus scherzend, „ich fange an, mich sehr zu wundern, wo Sie die Kourage hernahmen, Seraphine heute anzureden!"

Sie blieb mit thränennassen Augen und glücklichem Lächeln

in der Hausthüre stehn und blickte den Davoneilenden nach. Lange schob Malthus schweigend den Rollstuhl auf dem abwärts führenden Wege hin, endlich sagte er vor sich hin: „Welch ein Eichkätzchen sie ist!"

„Armes, armes Kind!" rief Seraphine bewegt, „ein reiches, warmes Gemüt liegt in ihrem Blick! Ich konnte mich eines tiefen Mitleids nicht erwehren, wenn ich je an sie dachte; aber ich ahnte wenig davon, wie grausam und seltsam die Gefangenschaft ist, in welcher sie lebt."

„Glaubst Du, daß sie sich dessen ganz bewußt ist?" frug Malthus zweifelnd, „mir erscheint sie wie ein Kind, welches selber noch nicht urteilen kann. Sie weiß ja nicht einmal, daß sie die Erbin all der Herrlichkeiten ist, und bildet sich ein, das Gnadenbrot dort zu essen!" Beide schwiegen hiernach, in Gedanken versunken. Bald ward es auch ringsum belebter von promenierenden Badegästen. Viele blieben stehen und sahen mit Teilnahme auf das blasse, lächelnde Mädchen, über welches sich der schöne junge Mann in so zärtlicher Sorge neigte, wenn es zu ihm sprach. „Wenn ich nicht wüßte, daß dies Geschwister sind," sagte eine Dame zur andern, „so würde ich sie für ein Brautpaar halten."

In den Hof eines eleganten Hauses ward der Rollstuhl geschoben; Malthus half der Schwester aus demselben und führte sie hinein. Leona öffnete ihnen selber die Thüre; ein bequemer Lehnstuhl stand schon am Fenster des Salons, und als Seraphine in demselben saß, kam die alte Frau von Lettow herein und frug, wie es der „lieben Kranken" gehe.

Keines der Geschwister hatte es sehr eilig, das zu erzählen, was sie eben hauptsächlich beschäftigte. Malthus sagte nur, sie hätten die Entdeckung gemacht, daß oben im Walde noch ein Quartier zu haben sei; es käme darauf an, ob es den Beifall der Herrschaften fände. „Oben im Walde?" frug Leona lebhaft, „ich sehne mich nach dem Walde! Wo in aller Welt kann sich denn dies Haus versteckt halten?"

„Es liegt ziemlich verborgen," versetzte Seraphine, „aber doch so, daß es selber die schönste Aussicht hat."

„Wenn Leona und Seraphine es beide wünschen, so müßte man sich die Sache doch überlegen," sagte Frau von Lettow,

„obgleich ich der Ansicht bin, daß Leona Zerstreuung und Abwechslung weit besser wären als das Leben dort oben in der Einsamkeit. Ja, liebes Kind, glaube mir, Deine Nerven bedürfen der Anregung.“ Seraphine strich der Kousine das lichtblonde Haar zurück und blickte besorgt in das süße, feine Antlitz. Leona bog etwas hastig den Kopf weg. „Nicht doch, Seraph! Lasse mich. Ich begreife nicht, was Du willst, Mama. In Altstadt hieß es, ich hätte mich durch allzu geselliges Leben angegriffen und solle vier Wochen lang in der Einsamkeit zubringen. Nun wohl, hier bin ich nun, und nun soll es gerade Einsamkeit nicht sein, die ich brauche! Mir aber ist das ewige Schwatzen über Wellen, Wind und Regen bereits zum Ekel geworden.“

Als Seraphine mit Leona allein war, erzählte sie ihr von der Begegnung, welche sie im Walde gehabt hatten, und Leona nahm lebhaften Anteil daran. Sie war sehr neugierig darauf, das Wunderkind zu sehen, dessen Gefangenschaft in Altstadt so viel besprochen ward. „Ich finde es doch ungemein unvorsichtig von den Verwandten, daß sie das Goldfischchen, welches bisher kein Mensch zu sehen bekam, jetzt so unbewacht in die Welt schicken,“ sagte sie, „wer hinderte denn zum Beispiel Malthus, sie zu heiraten?“

„Sein Stolz,“ sagte Seraphine lächelnd. „In diesem Fall ist derselbe ja auch ganz gerechtfertigt.“

„Wenn Du dessen so gewiß bist, dann finde ich es grausam, ihm durch unseren Wohnungswechsel die Gelegenheit zu geben, sie täglich zu sehen und sein Herz an sie zu verlieren,“ lachte Leona, „natürlich ist sie wunderschön und mit all den glänzenden Eigenschaften ausgestattet, die einer Heldin zukommen!“

Seraphine lachte ebenfalls, als sie erwiderte: „Wenn das die Bedingungen sind, bei denen ein Herz verloren geht, so ist Malthus ziemlich sicher vor diesem Unglück! Das arme Goldfischchen ist so gut maskiert, daß ich anfangs in Verlegenheit war, ob sie nicht für das Taschentuch, welches sie gefunden hatte, eine kleine Vergütung erwarte, und es mir nachher sehr leid that, ihr dieselbe nicht, so lange ich noch unwissend war, gegeben zu haben; denn sie hätte sich dafür einen Strohhut kaufen können. Hübsch ist sie ebenso wenig wie geistreich. Kurz, recht das Gegenteil einer Heldin. Malthus nennt sie ein Eichkätzchen.“

„Nun, und sie ist wirklich allein hier?"

„Es scheint, man gab ihr eine Gouvernante mit. Sie sagte mir, ihre Tante sei in Tannhausen und der Baron auf Reisen, der Doktor habe diesen Aufenthalt am Meere für sie befohlen. Sicherlich hat die Gouvernante strikte Verhaltungsmaßregeln und wer weiß, ob unser Einzug in jenes Haus nicht ihren Auszug zur Folge hat."

Am nächsten Tage, nach dem Mittagsessen, machte sich die ganze Gesellschaft auf den Weg in den Wald und die alten Lettow's, welche weit vergnügungssüchtiger waren als die Jugend, klagten über die Stille. Als man aber oben anlangte, das blaue Meer unter den grünen Baumkronen schimmern sah und die ganze Bucht überschaute, gaben auch sie zu, daß es hier oben schöner sei. Malthus schob Seraphine's Stuhl auf die geschützte, von hölzernen Säulen getragene Veranda, welche um das ganze Haus lief, und stellte den Rollstuhl so, daß Seraphine den Blick auf's Meer hinab genießen konnte. Dann ging er mit Lettow's hinein, sich die Zimmer anzusehen. Leona lehnte an einer der Holzsäulen und blickte schweigend auf das schöne Bild vor sich, bis Seraphine's Stimme sie aufschreckte: „Nun, Leona, hier ist Gräfin Sibylla."

„Versteht sie denn zu fliegen?" frug Leona, indem sie sich umwandte und dann dem schüchternen Mädchen die Hand hinhielt, „ich habe ja keinen Schritt gehört!" Dann, nachdem ihr forschender Blick die ganze Erscheinung des scheuen Rehes nur einmal flüchtig gestreift, lächelte sie, küßte Gräfin Sibylla auf die Wange und sagte: „Du weißt wenig darüber zu urteilen, was gefällt und was mißfällt, Seraph; meine Besorgnis steigt nur."

Daß auch diese Dame so freundlich gegen sie war, machte Gräfin Sibylla ganz betroffen und vermehrte dann ihren inneren Jubel. Ach, sie war ja schon den ganzen Morgen singend und jauchzend die steile Bergwand hinauf und hinab gesprungen und hatte die glatten Stämme der Buchen an's Herz gedrückt vor Freude über die Aussicht, Seraphine wiederzusehen! Jetzt frug sie immer wieder leise wie ein ungeduldiges Kind: „Bleibst Du hier? Bleibst Du hier!" aber sowie sie viele Stimmen und Schritte im Hausflur vernahm, war sie auch schon, schnell wie ein Schatten, um die nächste Ecke geschlüpft.

Lettow's waren nicht ganz unzufrieden, sagen zu können,

daß es nur ein Zimmer nebst Kammer sei, warum es sich handelte, und daß man daher die Idee wohl aufgeben müsse, wenn die Gesellschaft nicht gesonnen sei, sich zu teilen.

Wenn Leona sich aber etwas in den Kopf gesetzt hatte, so war nichts dabei zu thun, und sie bestand darauf, sie und Seraphine würden hier oben wohnen, mochten die andern thun, was ihnen beliebte. Seraphine sagte gar nichts zu der eifrigen Debatte, welche sich nun entspann, und Malthus, dem die ganze Angelegenheit sehr gleichgültig war, stand in Bewunderung versunken am Geländer der Veranda und verließ dieselbe endlich, um das Terrain ein wenig zu sondieren. Fast auf schroffer Höhe stand das Haus. Er kletterte über Felsgeröll und Baumstämme tiefer abwärts, um zu sehen, ob es möglich sei, an das Meeresufer hinabzukommen. Wie er eben überlegte, ob er einen etwas gewagten Sprung auf eine tiefer unten ragende Felsspitze unternehmen könne, fuhr aus dem Schatten eine leichte dunkle Gestalt auf, zwei erschrockene Augen hefteten sich auf ihn und der Sprung, vor dem er zurückbebte, ward von Gräfin Sibylla mit spielender Leichtigkeit ausgeführt. Als sie unten stand, blickte sie aufwärts, in einem Augenblick verwandelte sich ihr Erschrecken in Fröhlichkeit und während er noch staunend dastand, kam sie behende wieder herauf und sagte lächelnd: „Ich — ich dachte bloß, Sie wären ein Mensch!“ Und sie reichte ihm ihre kleine schmale, sonnengebräunte Hand, unbefangen wie ein Kind.

„Und darf ich wohl fragen, unter welche Bewohner der Erde Sie mich rechnen?“ frug er lachend. Da sie beschämt schwieg, fuhr er fort: „Das ist ein halsbrecherischer Weg hinunter ans Meer. Sie können zwar klettern wie eine Gemse; aber wenn Sie nun doch einmal ausgleiten, Komtesse, dann können Sie sich ernstlich beschädigen.“

„Ach nein,“ versetzte sie sorglos, „ich kann jetzt schon wieder so gut klettern wie vor meiner Krankheit. Wenn es zu glatt wird, dann ziehe ich eben Schuh und Strümpfe aus.“

Ein hübsches Bekenntnis an einen jungen Husarenoffizier!

„Wenn Sie aber einen bequemen Weg hinunter wissen wollen, dann will ich Sie führen,“ sagte Gräfin Sibylla bereitwillig, „es geht ein Fußweg nicht weit von hier. Ich gehe aber nie dort, denn mir begegnete dort einmal ein langer Herr mit einem

gelben Bart und blauen Sonnenschirm." — „Nun? Und?" frug Malthus, da sie schwieg.

„Oh, weiter nichts. Er hat mich nicht gesehen."

„Und nun gehen Sie dort nie wieder?"

„Nein, ich fürchte mich," sagte sie kopfschüttelnd und wandte sich vor ihm her behende durch die verstrickenden Hopfenguirlanden, ihm den Weg zeigend. „Unten am Meere kommen auch manchmal Menschen hin," fuhr sie fort, „drei Damen, die sitzen dort und malen und zeichnen, und sie tragen Brillen. Ich bin deswegen gestern den ganzen Tag nicht unten gewesen, denn ich fürchtete, sie könnten mich sehen."

„Und glauben Sie denn, daß diese drei guten Tanten Ihnen ein Leid zufügen würden?" forschte Malthus.

Gräfin Sibylla antwortete nicht, denn sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie glitt vor ihm durch die hohen Farrenkrautstauden, deren fein gefiederte Blätter sich neugierig an sie drängten. Malthus frug scherzend weiter: „Nun werden Sie auch sicherlich diesen Weg nicht herabspringen, weil ich Ihnen heute hier begegnete."

„Ach nein," sagte sie kindlich, „vor Leuten, die ich lieb habe, werde ich mich doch nicht fürchten." Malthus wußte wirklich nicht, was er hierzu sagen sollte; einen Augenblick lang ward ihm seltsam zu Mut, als er auf das feine Mädchen sah, welches so leicht unter den riesigen Farren stand und ihn mit großen, unschuldigen Augen anlächelte. Über ihnen hingen vom schroffen Gestein die grünen Brombeerranken und durch die Baumkronen leuchtete der blaue Himmel, tief unten rauschte das Meer . . . da fügte Gräfin Sibylla, weiter gehend, ihren Worten hinzu: „Es ist mir doch auch nie eingefallen, mich vor Jakob zu verstecken."

Malthus lachte. Auf eine Stufe mit Jakob gestellt zu werden, das raubte der Sache plötzlich alle Poesie. Gräfin Sibylla sprang fröhlich weiter. Einmal nur blieb sie stehn und bog dann ein wenig aus, mit der Hand auf eine blaue zusammengerollte Schlange zeigend, welche im warmen, gelblichen Grase lag. „Treten Sie die Schlange nicht," sagte sie und ging dann so sorglos weiter, als wäre das bewegliche, gefürchtete Tier ein harmloses Eidechschen gewesen.

„Hier ist der Pfad, sehen Sie wohl?" sagte sie, und nun ging sie neben ihm auf dem steinigen Wege und plauderte wie ein frohes Kind. „Die Wasserrosen haben noch lange geblüht,

ich that sie gleich ins Wasser," sagte sie, „ich freute mich so an ihnen; denn als ich dem Kastellan damals sagte, daß Sie sie mir gegeben hätten, da erzählte er mir alles über Sie und Seraphine."

„Ich wußte nicht, daß man in Tannhausen noch an uns denkt," versetzte Malthus mit Überwindung.

„Oh, die Leute denken sehr viel an Sie," versicherte Gräfin Sibylla, „nur daß sie nicht davon sprechen, weil die Tante es verboten hat," fügte sie leiser hinzu und sah sich scheu um.

Schweigend gingen sie weiter und standen endlich unten am Ufer, wo die Wellen an die großen Steine stießen. Gräfin Sibylla atmete tief auf und ihre Augen hefteten sich gefesselt auf die schaumbedeckte Meeresfläche. Dann sah sie zu ihrem Begleiter auf, „es ist so groß, so groß" sagte sie seufzend.

„Würden Sie nicht gerne einmal eine Bootfahrt machen?" frug Malthus. Die großen Augen glänzten vor Vergnügen. „Ach, wie gerne!" rief sie, die Hände erhebend „so ganz, ganz weit, bis ich auch dies Land nicht mehr sehe! Ich bin sehr traurig, daß Jakob nicht hier ist. Was würde er wohl sagen, wenn er das Meer sähe!"

„Er scheint einen großen Platz in Ihrem Herzen einzunehmen," sagte Malthus belustigt und doch auch von Mitleid ergriffen. Gräfin Sibylla nickte nur, und sie stiegen den Pfad hinauf, bis sie über sich die Stimmen der auf der Veranda Sitzenden hörten und des Mädchens Schritt zögernder ward. „Nun? Sie wollen doch nicht wieder fortlaufen? Haben Sie Seraphine denn schon vergessen?" frug er lächelnd; „kommen Sie, Komtesse, ich werde versuchen, Sie vor den andern siegreich zu beschützen."

„Ach, Sie lachen mich aus," sagte Gräfin Sibylla kläglich, und als er sie anblickte, funkelten Thränen in ihren Wimpern.

„Nein, nein," sagte er hastig „ich bin im Gegenteil ein wenig eitel darauf, daß Sie vor mir keine Furcht haben. Nun, sehen Sie nicht so traurig aus, sonst wird Seraphine böse auf mich!" Als sie die Veranda betraten, rief Leona: „Dort kommt sie!" und führte das zurückweichende Mädchen ihren Schwiegereltern zu, welche sehr erstaunt aussahen und sich nicht recht zu benehmen wußten.

„Die Sache ist also in's Reine gebracht," sagte Leona, sich zu Malthus wendend; „Seraphine und ich nehmen die Wohnung, welche hier noch zu haben ist, und Ihr bleibt unten wohnen.

Ich werde heute noch meine Kammerfrau mit allen Sachen hierherschicken. Gefällt es uns nicht, so kann die Sache ja immer noch geändert werden."

Die Gesellschaft verließ das Haus und kehrte zurück; Gräfin Sibylla aber war voller Jubel und Freude. Sie pflückte bis zum Abend große Sträuße Herbstblumen und schmückte das Zimmer mit denselben. Als Leute mit den Koffern kamen und eine alte Kammerfrau anfing, die Schränke und Kommoden mit Kleidern und Wäsche zu füllen, die Betten mit feineren Bezügen zu überziehen, da schlich sich auch Gräfin Sibylla in's Zimmer. „Darf ich helfen?" frug sie schüchtern.

Die alte Kammerfrau, welche vor einem Koffer kniete, sah sich um und nickte herablassend. „Ja, Kleine, Du kannst mir die Spitzentücher von dort reichen. Hast Du die Stube hier zu fegen?" forschte sie, „da sieh einmal dort unter den Tisch, da liegt Staub. Ein anderes Mal fege besser."

„Ich habe hier nicht gefegt. Ich wünschte, ich dürfte es thun," sagte Gräfin Sibylla, „darf ich diese Bücher auf den Tisch legen?"

„Hier hast Du Nadel und Faden, setze Dich damit an's Fenster und hefte diese Tüllkrausen in das blaue Kleid meiner Baronin."

Sibylla gehorchte schweigend; als sie fertig war, besah die Alte verwundert die ungeübte Arbeit. „Du kannst ja nicht einmal nähen," sagte sie unzufrieden, und hieran schloß sich eine längere Betrachtung darüber, wie nachlässig und obenhin doch heutzutage alle Mädchen erzogen würden! — Nachdem die Stube allerliebst eingerichtet war, verließ Sibylla dieselbe und lief in ihr eigenes Zimmer. Mademoiselle Therese that keine Frage.

Am nächsten Morgen saß sie schon früh auf ihrem Lieblingsplätzchen am steilen Uferhang, den Arm um die junge Buche geschlungen, den Blick vor sich auf's Meer gerichtet. Zu ihren Füßen rauschte das grüne Wipfelmeer mit den blauen Wellen um die Wette, rings um sie her blühten Herbstblumen auf hohen, dürftigen Stengeln und neigte sich das Gras, durch die Luft aber zogen die Möven mit Jubelschrei.

Am Nachmittag bezogen die beiden Damen das neue Quartier und schließlich waren alle zufrieden mit dieser Einrichtung. Lettow's waren ungeniert; man konnte sich den Tag über sehen, soviel man wollte, und Seraphine konnte doch auch nach Gefallen

ganz ungestört sein. Es ging ihr übrigens so gut wie nur möglich, und Leona konnte außer Sorge sein. Die nervenstärkende Seeluft, das Aroma der Tannen, der wunderschöne blaue Herbsthimmel, vor allem aber doch das Glück täglichen Zusammenlebens mit dem Bruder erquickten und stärkten sie, und ihr heiteres Gemüt trat wieder in liebenswürdiger Sorglosigkeit in den Vordergrund. Leona wetteiferte mit Malthus in aufmerksamer Pflege. Sie war rührend gewissenhaft bis in's Kleinste; sie hätte jede Nacht gewacht, wenn es nötig gewesen wäre; doch manchmal ward Seraphine betroffen durch den Ausdruck starren Schmerzes in Leona's Zügen.

In der ersten Nacht im neuen Hause stand Leona, als Seraphine längst schlief, immer noch am Fenster und blickte hinaus auf das schneeweiß glänzende Meer. Blasser Mondschein lag über der ganzen Bucht, und die hölzernen Säulen der einfachen Veranda schimmerten silbern. „Leona, Du noch auf?" frug Seraphine und richtete sich erstaunt in die Höhe.

Mit einem Seufzer kam Leona herbei, knieete neben Seraphine hin und flüsterte, ihr Gesicht in den weißen Kissen verbergend: „Seraph, wenn ich jetzt zurückdenke an die letzte Zeit, und wenn ich mir dann bewußt werde, daß ich mit Dir allein, weit weggerückt bin, dann ist mir, als wäre ich gestorben."

„Die letzte Zeit war schlimm, das weiß ich," versetzte Seraphine, „sie hat Deiner Mutter viele Thränen gekostet, das macht Dir jetzt das Herz schwer."

Leona blickte mit müdem Ausdruck auf.

„Und doch weiß ich nicht, wie ich anders leben soll, wenn ich dort bin. Ich kann die tägliche Anregung nicht entbehren. Das Herz steht mir still, wie mit Blei gefüllt, in der Einsamkeit, nach der ich mich doch so krankhaft sehnte."

„Ich hoffe, es soll Dir hier besser gehen. Du bist in der That sehr angegriffen, und das bunte Leben ist Dir zu viel geworden. Und in die Ermüdung mischt sich Reue, das weiß ich! Du mußt eben schon versuchen, in der Stille und Einsamkeit auszuhalten. Wir wollen fleißig zusammen lesen. Du weißt, ich habe mehrere Bücher mitbekommen, auf welche ich sehr begierig bin und die auch Dich sicherlich interessieren werden."

„Und wer gab Dir dieselben?" frug Leona mit bebender Stimme.

„Der Rittmeister Adlerstein." Seraphine fühlte, wie die kleine Hand, welche sie in der ihrigen hielt, erkaltete; doch das Gesicht der schönen Frau blieb unbeweglich. „Er schickte mir die Bücher durch Malthus mit der Bitte, dieselben als kleine Unterhaltung in einsamen Stunden anzunehmen. Malthus sagte, es läge auch ein Zettel darin, doch ich las ihn noch nicht." Leona hob langsam den Kopf und sah mit einem Blick voll Erstaunens auf Seraphine. „Wo sind die Bücher? frug sie dann.

„Sie liegen im Nebenzimmer auf dem Tisch," sagte Seraphine. Leona stand auf und glitt leise hinaus; sie trat vor den Tisch und hob Buch um Buch auf, die Titel studierend. Aus einem Buch fiel ein schmaler Papierstreifen. Sie hob denselben auf und hielt ihn unschlüssig in der Hand, dann ging sie damit zurück zu Seraphine. „Darf ich das lesen?" frug sie.

„Natürlich," versetzte Seraphine, Leona beugte sich über den Zettel, er enthielt nur die Worte:

„Wenn bei Ihrer Rückkehr nicht nur Sie allein mir sagen, daß Sie in beifolgenden Büchern Gutes fanden, so ist es an mir, dankbar zu sein." O. v. Adlerstein.

Leona legte den kleinen Zettel fort und Seraphine hörte sie seufzen. Sie hielt ihr schweigend die Hand hin, und mit leidenschaftlichen Thränen schlang Leona den Arm um die zarte Gestalt. „Seraphine, weißt Du, was er denkt?" frug sie, ihr Gesicht verbergend.

Mit einem traurigen Blick versetzte Seraphine leise: „Nein, Leona, und ist es nicht besser, wenn er daraus ein Geheimnis macht?"

„Du hast recht," versetzte sie nach einer Pause. Dann küßte sie schweigend ihre Kousine und es ward nicht mehr gesprochen.

Am nächsten Morgen ließ Leona den Kaffeetisch auf der Veranda decken, und während sie draußen saßen und die Aussicht, das Haus und die Stille priesen, kam auch Gräfin Sibylla schüchtern herbei und setzte sich auf einen Schemel zu Seraphines Füßen. Nach dem Frühstück brachte Leona eines der Bücher und Seraphine frug die Gräfin, ob dieselbe ihre Handarbeit bringen und zuhören wolle. Daran knüpfte sich dann die Entdeckung, daß Gräfin Sibylla gar keine Handarbeit besitze, und Sibyllas eifrige, wenn auch sehr ängstliche Bitte, sie doch etwas zu lehren. Da nun Seraphine sehr gern bereit war, so brachte Leona das nötige Material, und als Malthus bald darauf er-

schien, fand er die kleine Gruppe sehr angenehm unterhalten. Leona las vor und Seraphine blickte auf die fleißigen Händchen und teilte leise Winke aus. Gräfin Sibylla aber saß mit glühenden Wangen da und bemerkte in ihrem Eifer kaum den Kommenden.

„Ist es hier nicht wundervoll?" frug Seraphine lächelnd, „ich werde immer dankbarer für Leona's Energie."

„Und Leona sieht ja ganz neuverjüngt aus," versetzte er, „ist das schon eine Folge der Einsamkeit?"

„Du unhöflicher Mensch!" lachte sie „ich bilde mir ein, noch schön zu sein, und Du gibst mir zu verstehen, daß ich es schon wieder bin!"

„Habe ich nicht recht, Seraph? Doch nun sagt an, was beginnen wir heute? Die alten Herrschaften lassen Dich fragen, Leona, ob Du Lust hast, an einem Picknick, das mehrere Familien veranstalten, teilzunehmen?"

„Nein, nein, gestern that ich Mama den Gefallen, heute bleibe ich hier. Wir wollen ganz solide leben. Am Vormittag wird gelesen, am Nachmittag ziehen wir in den Wald." Gräfin Sibylla blickte erwartungsvoll auf und Seraphine sagte sogleich: „Willst Du uns begleiten, Sibylla? Ich würde aber doch vorher gern Deine Gouvernante kennen lernen. Kommt denn dieselbe nie zum Vorschein?"

„Ich werde augenblicklich die persönliche Bekanntschaft derselben machen," rief Leona, „und sowie sie die Erlaubnis erteilt, die Kleine zu chaperonnieren, ist das erste, was ich thue, daß ich ihr eine Frisur à la Titus arrangiere."

„Dazu ist nach meiner Ansicht noch Zeit, wenn sie es gelernt hat, Strümpfe zu stopfen," sagte Seraphine heiter.

„Ach was, Strümpfe stopfen! Sowie die mündig wird, braucht sie sich nachher keinen Strumpf mehr zu stopfen, und bis dahin scheint sie mir dergleichen Luxusartikel gar nicht nötig zu haben! Komm nur, mein Herzchen . . . was das Kind für lächerlich große Augen hat! Führe mich zu Deiner Mademoiselle, ich gedenke, diese Festung im Sturm zu nehmen."

Verwirrt, aber gehorsam folgte Sibylla. Als sie fort waren, sagte Malthus: „Also hat die Zähmung des Vogels schon begonnen!" — „Es kommt dies von selber," versetzte Seraphine, „sie ist zutraulich und rührend dankbar, wo sie Freundlichkeit findet."

„Ich hoffe bloß, daß die Leute unsere freundlichen Absichten nicht total mißverstehen und uns nachsagen, daß wir auf die Erbin Jagd machen."

„Quäle Dich nicht mit so stolzen Gedanken. Du kannst ja durch Dein Benehmen jeden Zweifel beseitigen, und das wird Dir nicht schwer werden, wenn Du fortfährst, sie als halbes Kind zu behandeln."

„Du hast recht, ich will das thun," versetzte er; „aber ist es nicht seltsam, Seraph, wie mir auf Schritt und Tritt meines Lebens Demütigungen entgegentreten? Ich dachte, es sei genug für diese Zeit, wo ich das bedrückende Bewußtsein mit mir herumtrage, daß irgend ein Gönner mir meine Schulden bezahlt hat."

„Im Augenblick selber war Dir diese rasche Hilfe ein Trost und rettete Dich."

„Desto unangenehmer und kränkender ist mir das Gefühl jetzt." — „Um so besser," versetzte sie, „so wird es Dich verhindern, wieder Schulden zu machen!"

Sie strich liebkosend über sein Haar und er fühlte ihre stille Sympathie. Als Leona wiederkam, warf sie sich in einen Sessel und rief lachend: „Es ist alles gut gegangen. Wenn Du übrigens eine Schönheit sehen willst, Malthus, so versuche einen Blick in das Antlitz jener geheimnisvollen Mademoiselle zu erhaschen. Sie sieht aus wie eine Tragödienheldin und tritt auf wie eine Fürstin. Doch machte sie nicht die geringsten Schwierigkeiten und sagte, Gräfin Sibylla könne thun und lassen, was ihr beliebte. Wenn wir die Güte haben wollten, uns mit ihr zu beschäftigen, so wäre sie uns sehr verbunden."

VIII.

Es wäre unmöglich, die Glückseligkeit der nun folgenden Tage zu beschreiben. Sibylla war zu Mut, als sei sie in einem neuen Leben selber ein neues Geschöpf geworden. Ihre Liebe zu Seraphine wuchs mit jedem Tage und gewann immer mehr und mehr einen fast vergötternden Anstrich; denn zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie den Zauber entgegenkommender wahrer

Zuneigung, fühlte sich verstanden, geliebkost und geleitet. Jeden Nachmittag saß das Kleeblatt unter der alten Buche. Leona las mit steigendem Interesse aus den Büchern vor, welche Adlerstein ihnen geschenkt hatte. Das Pensionsleben und die Welt, in welcher sie Zerstreuung und Vergnügen suchte, hatten doch nicht vermocht, ihre ursprünglich reich begabte Natur zu verflachen. Gräfin Ellas selbst, die viel dachte und viel las, hatte nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß Leona's geistige Fortbildung nicht stehen geblieben war. Die Gräfin liebte es eben so sehr, einen Kreis geistvoller Leute um sich zu versammeln und im Gespräch die tiefsten Lebensfragen zu erörtern, wie sie es liebte, mit Lettow und anderen lustigen Gesellen auf die Jagd zu reiten. „Jedes Ding hat seine Zeit," pflegte sie zu sagen, und eine ergreifende Predigt konnte sie ebenso in Extase versetzen, wie die gelungene Darstellung eines Nationaltanzes. Sie hatte mit Leona zusammen den Thomas a Kempis gelesen und ihrer Schülerin die Wahrheiten und Schönheiten dieses Buches mit leuchtenden Augen auseinandergesetzt. Aber die Kritik zu vergessen, um nach dem Buche zu handeln, das hatte Leona nicht bei ihr gelernt. Aus einer Predigt nach Hause gehen und, anstatt das Kunstwerk der Rhetorik zu bewundern, zu sich sagen: „Du bist der Mann!" das war eben so wenig Sache der Gräfin. Sie wollte über alles erhaben, objektiv urteilend bleiben.

Mit Seraphine war dies freilich ganz anders. Diese frug in erster Linie: Was kann ich hieraus lernen? Kamen besonders ernste oder besonders tröstliche Aussprüche, so bat sie wohl Leona, die Stelle noch einmal zu lesen, nicht um die Neuheit des Gedankens lobend anzuerkennen, sondern um ihn sich zu eigen zu machen für alle Zeiten, als Warnung oder Ermutigung. Und das war es, woran Leona nur zögernd und mit geheimer Scheu ging. Das war es, wovon sie sich oft trotzig abwandte. Es stimmte nicht mit Gräfin Gisela's Ansichten überein, irgend eine Autorität über sich anzuerkennen, sich unter irgend ein System gefangen zu geben. „Der Mensch muß frei sein," war eine ihrer Hauptregeln, „um von allem zu nehmen, was ihm gerade im Augenblick notwendig ist. Er darf sich an nichts binden und nichts beschwören, denn er kann heute nicht wissen, was ihm morgen wünschenswert ist.

Leona wußte sehr gut, daß sie diese bequeme Freiheit darangeben müsse in dem Augenblicke, da sie sich unter das sanfte Joch beugte, welches Seraphine für „den Himmel auf Erden" erklärte. Dieser Augenblick wird kommen!

Während sich die Kousinen in Gespräch und Lektüre vertieften, streiften Malthus und Sibylla mit Körben am Arm durch den Wald. Sie suchten Pilze. Sibylla hatte schon Übung in dieser Kunst und verstand sich darauf, die giftigen Schwämme von den genießbaren zu unterscheiden. Dabei lachte und schwatzte sie wie ein murmelndes Bächlein, so daß Malthus oft über ihre natürliche Lebhaftigkeit erstaunte. Einmal aber unterbrach sie ihr Geplauder mitten im Satz und sah starr, wie geistesabwesend aufwärts. Sie hielt plötzlich inne. Ein Eichkätzchen war von dem glatten, rötlichen Stamm einer Tanne geglitten und saß vor ihr, aus großen, klugen Augen um sich blickend. „Füchschen!" rief Gräfin Sibylla und streckte beide Hände dem Tierchen entgegen. Dieses sprang erschreckt davon und sie murmelte mit einem Seufzer: „es ist nicht Füchschen! Wie kann es auch sein;" und als Malthus sie ansah, glänzten Thränen an ihren schwarzen Wimpern.

„Wer war Füchschen?" frug er teilnehmend.

„Ich hatte ein Eichkätzchen, ich liebte es so sehr und es liebte mich auch so, daß es starb, als ich krank war. Und auch meine Vögel sind fort; die Tante jagte sie hinaus, als ich krank war, . . . sie werden draußen umkommen und erfrieren, ich weiß es, sie verstanden nicht mehr, sich ihr Futter selber zu holen." Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte. Das Grauen vor der Rückkehr in ihr verödetes Turmgemach und ihr einsames Leben senkte sich wie Blei auf sie herab.

„Weinen Sie doch nicht, Komtesse," bat Malthus teilnehmend, „ich werde versuchen, Ihnen wieder ein Eichhörnchen zu fangen, und sicherlich werden Ihre Vögel alle wiederkommen, wenn es draußen kalt wird."

„Denken Sie?" frug sie schnell, „ach, aber es wird doch so traurig sein ohne Seraphine und Sie und alle, alle, die hier so gut sind!" Sie nahm ihren Korb auf und ging, ihre Thränen trocknend neben ihm, während Malthus tröstend sagte: „Nun, so denken Sie doch jetzt nicht daran, wir haben noch viel Zeit bis dahin. Wissen Sie, daß ich ein Boot bestellt habe und

daß wir morgen eine Segelfahrt machen hinüber auf die kleine Insel, und Sie kommen auch mit."

Sie sah getröstet auf und ihre Augen glänzten. Dann ging sie eine zeitlang schweigend neben ihm und endlich sagte sie: „Sie sind so gut, Malthus, so sehr, sehr gut!"

„Bin ich das wirklich?" frug er scherzend, und sie nickte ernsthaft.

„Von Seraphine aber kann ich gar nicht sagen, wie gut sie ist!" fuhr Gräfin Sibylla seufzend fort, „ach, wenn ich doch immer bei ihr bleiben könnte."

„Werden Sie sie denn nicht von Tannhausen aus besuchen?" frug er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Das erlaubt meine Tante nicht. Aber vielleicht," es zuckte wie eine freudige Hoffnung über ihr Gesicht, „vielleicht wird Vetter Lothar es mir erlauben."

„So ist er freundlich gegen Sie?" forschte Malthus.

„Die Tante sagt, er hat mich lieb, ich glaube es nur nicht sehr, denn er ist lange, lange nicht so freundlich, wie Ihr alle. Wenn ich groß bin, werde ich seine Frau," schloß sie mit einem leichten Seufzer.

Malthus blieb unwillkürlich stehen: „Nun, und Sie?"

„Ich will ganz gern, wenn er freundlich ist. Die Tante sagt auch, ich muß, und der Tante muß man gehorchen."

„Armes Kind!" rief Malthus bestürzt, dann beugte er sich herab und sah sie scharf an; doch auch nicht das leiseste Erröten lag auf ihren Wangen.

Er ging schweigend weiter, und als sie wieder zu den anderen kamen, warf er sich in's Gras und starrte nachdenklich auf einen grüngoldenen Käfer, der am Halme auf und nieder lief, während Gräfin Sibylla ihre gesammelten Pilze vor Seraphine ausbreitete und belobt wurde wegen ihres Fleißes und ihrer guten Auswahl. Bald darauf kehrte man nach Hause zurück, und nachdem Seraphine in das Zimmer gebracht worden war, verabschiedete sich Malthus und ging hinunter zum Souper in's Kurhaus. Sibylla aber stand selber in der Küche und half der Wirtsfrau die Pilze reinigen, schneiden und braten, während Leona in eifriger Beratung mit ihrer Kammerfrau war, welche in fliegender Eile an einem dunkelblauen Kleide nähte.

„Wir werden noch Staat mit der Kleinen machen, das sollst

Du sehen, Seraphine," sagte sie zufrieden, „Du wirst Dich selbst wundern, und auf Malthus' Gesicht bin ich wahrhaft neugierig! So wie sie ist, wird meine Schwiegermama sie niemals mitnehmen, da muß ich schon vor sorgen."

„Nun, das ist eine Freude, welche Du Dir bereiten kannst, und ich weiß ja, Du mußt nun einmal eine Puppe haben. Bisher war dies Stella, jetzt hat sich ein noch geduldigeres Spielzeug gefunden, das Dir für Deine Mühe noch außerdem dankbar ist."

„Ja, es ist ein rührendes Kind, und ich versichere Dich, Malthus, der an den drei wirklich sehr hübschen Winterfeldschen Damen ungerührt vorübergeht, weil sein Geschmack, wie er sagt, durch Gisela's Schönheit viel zu anspruchsvoll geworden, er wird schließlich von dieser kleinen Hexe gefangen werden, ohne daß er oder sie etwas davon merken! Der Zauber an dem Kinde ist, daß sie noch nicht einmal von ihren eigenen Augen weiß, ob sie schwarz oder braun sind, geschweige denn, daß sie mit ihnen besser zu reden versteht als mit dem Munde!"

Seraphine sah nachdenklich vor sich hin. „Ich war so glücklich," sagte sie leise, „so unbesorgt und so beruhigt seinetwegen!"

„Sage mir, Seraphine, würdest Du nicht wünschen, daß Malthus Gräfin Sibylla heiratet?"

„Seitdem ich sie kenne, weiß ich, daß sie ihn vielleicht so lieben könnte, wie ich es ihm wünsche, aber er wird seinen Stolz niemals, niemals überwinden können, und selbst wenn er es thäte, glaubst Du, daß sie ihm gegeben werden würde? Niemals!"

Am nächsten Tage trat Malthus fröhlich auf die hölzerne Veranda, wo Seraphine in ihrem Rollstuhl lag und träumerisch auf's Meer hinaus sah. „Nun, wo ist unser Pflegekind?" frug er.

„Kommst Du, um sie abzuholen?"

„Ja, Lettow's wollten sich den Berg ersparen und sitzen unten auf der Bank. Wir gehen dann alle zum Strande hinab, Winterfeld's und Burghof's sind ebenfalls schon unterwegs."

„Recht so, ich wünsche Euch günstigen Wind und gute Wellen," sagte Seraphine.

„Nun Malthus!" rief Leona's Stimme, sie trat aus der Thüre und führte Gräfin Sibylla in einem dunkelblauen Promenadenanzug herzu. Das braune, kurze Haar war kunstvoll geordnet und von lichtblauen Bändern umschlungen. Es war wahr,

jetzt erst sah man die Feinheit und die zarten Linien der sylphenhaften Gestalt im vorteilhaftesten Licht, und die hohe, duftig zarte Spitzenkrause hob das Oval des Köpfchens niedlich hervor; aber Malthus blickte betroffen und unmutig auf, indem er sagte: „Versuche nur nicht etwa, aus Komtesse eine Salondame zu machen, Leona."

Leona lachte. Sie setzte Gräfin Sibylla selbst den Hut auf, zupfte noch hier und da ein wenig und trieb beide an, ihre Schwiegereltern nicht warten zu lassen. Sie blieb bei Seraphine zurück, da sie dieselbe nie verließ, wenn auch Malthus abwesend war.

Malthus ging schweigend mit seiner jungen Begleiterin den Berg herab. Gräfin Sibylla hüpfte wie ein spielendes Kind bald ein paar Schritte vor ihm, bald blieb sie zurück, um Blumen zu pflücken oder ein Steinchen aufzuheben. Als sie die Bank, auf welcher Lettow's warteten, von weitem sahen, frug Malthus: „Werden Sie nicht bange werden unter so viel fremden Menschen?"

„Ach nein, Sie sind ja auch dabei," versetzte sie fröhlich, „und dann bin ich auch nicht mehr so furchtsam wie sonst."

Die alte steife Frau von Lettow blickte mit sichtlicher Betroffenheit auf das Mädchen, als dasselbe in Sicht kam.

„Das ist Leona's Werk," sagte sie, „ich war in der That etwas in Besorgnis, ob wir mit unserem kleinen Protegé sonderlichen Staat machen würden, aber Leona hat in solchen Dingen unendlich viel Geschick!"

Man ging nun an den Strand hinab und traf hier mit einer ganzen Gesellschaft zusammen, elegante Damen und Herren; verwirrt und ängstlich blickte Gräfin Sibylla auf, als sich diese Herren vor ihr verneigten, indessen Frau von Lettow der ganzen Gesellschaft die Gräfin Rhede als ihre Schutzbefohlene vorstellte.

Eine lebhafte junge Dame mit wehendem, hellblondem Haar und einem ausdrucksvollen Stupnäschen näherte sich dem schüchternen Kinde sogleich und sah mit ihren wasserhellen runden Augen forschend in das blasse, ängstliche Gesichten.

„Ah, Frau von Lettow, also endlich machen Sie uns wirklich das Vergnügen, uns diese kleine Prinzessin zu zeigen! Kommen Sie, meine Liebe, setzen wir uns neben einander. Ein entzückender Stoff, dieser mattblaue Kaschmir! Kaufen Sie bei Gerson?"

Noch andere junge Damen kamen herzu. Die drei Winter-

feldschen Schwestern, von denen Fräulein Clarissa, die jüngste, das enfant gatée spielte, waren wirklich sehr hübsch und sehr modern. Ihr Bruder, ein langer, etwas baumlicher Kavalier, betrachtete die Welt durch ein Pincenez, sprach viel von Hunden und Jagden und war ungemein vornehm und nachlässig. Der Schützer und Führer dieser Jugend war Papa von Winterfeld, ein beweglicher, lebhafter kleiner Herr, welcher seine Töchter tyrannisierte, aber vor dem gelben Backenbart seines Sohnes gewaltigen Respekt hatte. Burghofs bestanden bloß aus Mann und Frau. Diese ganze Gesellschaft umgab jetzt das menschenscheue Mädchen, sie ward von Lettows und Malthus getrennt, und unter unendlich viel Gekicher und Lachen kletterten die jungen Damen von einer in's Meer führenden Brücke in das Segelboot und plazierten sich auf den quer durchlaufenden Bänken. Die bequemsten blieben für die älteren Herrschaften und Malthus setzte sich an's Steuerruder, während der Schiffer das Segeln übernahm. Als sich der Wind in die weißen Segel legte und sie aufblies, setzte sich das Boot in Bewegung und glitt über die dunkelblaue Flut dahin.

Es war eine schöne Fahrt, das Meer still und die Stimmung angeregt. Die jungen Damen schlugen vor, zu singen, und der Vorschlag ward angenommen; Herr und Frau von Burghof beteiligten sich mit dabei und Malthus ebenfalls, so schwebte Lied auf Lied über das Wasser hin, bald mehrstimmig, bald im Wechselgesang.

Gräfin Sibylla saß auf dem Rande des Bootes, ein schwellendes Segel bäumte sich über ihr und sie blickte mit ihren großen Augen ängstlich und feierlich, aber doch auch glücklich auf die blaue Flut hinaus, — am häufigsten jedoch mit lächelndem Frohsinn auf den jungen Steuermann, dem der Seewind das dunkelbraune lockige Haar durchwühlte.

Als der Gesang verstummte, wandte sich Fräulein Clarissa mit den scharfen Augen spottend zu Sibylla· „Nun, kleine Gräfin, Sie sangen nicht?"

„Ich verstehe nicht zu singen," sagte Sibylla zurückschreckend.

„Es träumt sich so schön bei Gesang," fiel die andere Schwester, Fräulein Hedwig, ein.

„Glaube mir, liebe Hedwig," versetzte Fräulein Clarissa

„die Gräfin Rhede hat nicht geträumt, sondern die Aussicht bewundert," und ihr Blick glitt unzweideutig über Malthus hin, welcher möglichst unbefangen sagte: „Wer will, kann ja beides vereinigen, den Genuß des Singens und der Aussicht."

Nun aber schrie der „Wildfang" Clarissa förmlich: „Was meinen Sie? drücken Sie sich deutlicher aus!"

„War ich noch nicht deutlich genug?" frug Malthus lachend.

„Sie sind ein ganz schauderhafter Mensch," schmollte die reizende Clarissa und wandte ihr Stupnäschen ab, „ein eingebildeter abscheulicher Mensch. Ich bin ganz beleidigt. Ich rede nicht mehr mit Ihnen!"

Und sie gab ihm Gelegenheit, ihr Profil zu bewundern.

Erschreckt sah Gräfin Sibylla unter ihrem Segel hervor auf die schwatzenden, lachenden Mädchen. Wie durfte denn jemand zu Malthus sagen, er sei schauderhaft und abscheulich? Wie unartig von dieser goldhaarigen Dame und wie gut von ihm, daß er, anstatt böse zu werden, nur lachte. Fräulein Hedwig und Fräulein Adelheid, die Schwestern, kicherten.

„Ei, nun haben Sie Clarissa böse gemacht, Herr Leutnant, nun sehen Sie zu, wie Sie Vergebung erlangen!"

„Ich will mein möglichstes thun," versetzte Malthus lachend, „indem nun ich meinerseits die entzückende Aussicht studiere, die sich mir bietet."

Hierüber lachte auch der Bruder, welcher bisher eine sehr stumme Rolle gespielt hatte, und Fräulein Clarissa rief zürnend: „Damit bin ich noch nicht zufrieden: Ich will zum mindesten ein Duell haben — ich!" und sie stampfte mit ihrem zierlichen pariser Stiefelchen auf den Boden.

„Das verwöhnte Närrchen," riefen beide Schwestern, „sie fühlt sich beleidigt und will ein Duell! Clarissa ist entsetzlich verwöhnt, entsetzlich anspruchsvoll." — „Ein Duell . . ." versetzte Malthus mit seiner unverwüstlich guten Laune, „soll ich mich als gefordert ansehn? Mit Vergnügen!"

Jetzt lachte Fräulein Clarissa schon wieder ausgesöhnt, „wollen wir Frieden schließen, hier ist meine Hand!" und sie hielt ihm unendlich graziös eine kleine, weiße, runde Hand so dicht vors Gesicht, daß Malthus, welcher seine Hände am Steuer hatte, einen höflichen Kuß auf die Fingerchen drückte.

Mit einem leichten Schrei fuhr Fräulein Clarissa zurück; der große Bruder aber lachte jetzt so, daß ihm das Pincenez herunterfiel. Papa Winterfeld rief streng: „was geht dort vor sich?“ und wandte sich, so gut er konnte, rückwärts.

„Große Versöhnung zwischen dem Herrn Leutnant und Clarissa!“ verkündete Fräulein Hedwig und der Papa schien nicht so sehr böse darüber.

Frau von Lettow aber erzählte ihm und Burghofs im Flüsterton davon, welch ein Goldfischchen hier an Bord sei, und der lange Sohn mit dem Backenbart, welcher am Mast lehnte und zuhörte, starrte dabei ununterbrochen auf die schwalbenblaue Mädchengestalt unter dem weißen Segel, von Zeit zu Zeit beugte er sich zu seiner ältesten Schwester herab und flüsterte ihr zu, die Kleine dort habe verwettert schöne Augen, und er wolle sie heiraten! Darauf kicherte dann die Schwester und sagte ihm, er solle still sein.

Dann legte das Boot an eine waldige Insel an; einer der Herren ließ den Anker hinab und vom Lande kam ein kleiner Kahn, um die Besucher abzuholen.

Als Gräfin Sibylla wieder ans Land trat, war sie nicht wenig schwindlich und wunderte sich, weshalb diese Insel hin und her schwanke. Die ganze Gesellschaft zog sich nun auf einen hübschen Platz, von welchem man aufs Meer sehen konnte. Einige gingen in das nächste Haus und bestellten Kaffee; weiße Tische wurden unter die grünen Bäume gestellt und bald saß man heiter zusammen, aß und trank, und dann beschloß die Jugend einen Spaziergang zu unternehmen. Man ging paarweise, voraus die beiden älteren Schwestern, welche noch allerhand Duette zum besten gaben, dann Gräfin Sibylla mit dem jungen Herrn von Winterfeld, dann Malthus und Fräulein Clarissa. Gräfin Sibylla war sehr traurig, daß Malthus sich so gar nicht um sie bekümmere, ja nicht ein einziges Wort bisher mit ihr gesprochen hatte, und sie hätte gern gewußt, ob er auf sie böse sei oder nicht. Ihr Begleiter, welcher immer mehr Geschmack an dem Goldfischchen fand, war indessen bestrebt, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Aber er ward bitter enttäuscht, denn sie schien ihn gar nicht zu verstehen, sah nur ängstlich drein und war doch auf der andern Seite von sehr unangenehmer Harm-

losigkeit; denn ihre verwunderten Augen fanden alles ihr neue heraus, und sie konnte so unbequeme Fragen thun und schien vor allen Dingen so gar kein Verständnis für den hohen Grad seiner fashionablen Bildung zu haben. Als sein Pincenez herabfiel, sagte sie ruhig: „Da liegt Ihre Brille.“ Einem jungen Dandy von seiner Brille zu sprechen! Fräulein Clarissa that unterdessen ihr möglichstes, um Malthus „zu ergründen.“

„Sehen Sie doch, der gute Robert thut sein bestes, um Gräfin Rhede zu gefallen! Wie er sich anstellt, der alberne Lümmel! Er ist ganz hin in die Kleine, — ganz begeistert.“

Malthus lachte.

„Er hält Komtesse Rhede vermutlich für eine junge Modedame, welche seine Komplimente versteht und würdigt.“

„Sie ist noch ein reines Kind, nicht wahr?“ forschte Fräulein Clarissa neugierig, „höchstens fünfzehn Jahr.“

„Siebzehn.“

Das Fräulein sah ihn schnell an.

„Ach, wäre es möglich! Finden Sie sie hübsch?“

„Nein,“ versetzte Malthus lakonisch.

„Nun unter uns gesagt,“ flüsterte Fräulein Clarissa schalkhaft, „gebe ich Ihnen recht! Der gute Robert hat stets einen so lächerlichen Geschmack! Er findet sie reizend; ich freue mich, daß Sie vernünftiger sind. Sie hat weder Teint noch Esprit, und mehr als ja und nein habe ich nicht von ihr gehört.“

Malthus schwieg zu alle dem, um nicht allzu heftig zu verteidigen, Fräulein Clarissa aber fuhr fort zu schäkern und zu lachen, und man kam endlich wieder zu den übrigen und beschloß, zurück zu fahren.

„Ach, wenn wir doch einen Sturm bekämen, wie interessant wäre das!“ rief Fräulein Clarissa, „solch einen Sturm, wo das Boot auf haushohen Wellen fährt und man schließlich umstürzt.“

„Clarissa ist immer so wagehalsig!“ sagten die Schwestern, indem sie zierlich über das schlüpfrige Brett in's Boot trippelten.

„Natürlich müßten galante Ritter dabei sein, welche die Damen retten,“ fiel der Papa Winterfeld in's Wort und setzte sich hin, daß die Bank krachte, „he, Clarißchen, wer sollte Dich denn retten? Ich etwa?“

Man setzte sich und ein stärkerer Wind trieb das Boot

jetzt seitwärts. Der Schiffer hatte viel mit den Segeln zu thun, um diesen Wind richtig aufzufangen und zur Rückkehr zu benutzen.

„Nun, Herr von Tanne," rief Fräulein Clarissa, „wenn ich mich nun vom Papa retten ließe, was würden Sie dann thun?"

„Natürlich aus Verzweiflung ertrinken," versetzte er höflich.

„Ach, gehen Sie doch! Wie kann man so in's Gesicht schmeicheln! Das nehme ich übel!" rief die blonde Dame und sah dazu „bitterböse" aus.

Jetzt öffnete auch der fashionable junge Mann den Mund und verkündete mit unendlicher Betonung: „Ich weiß auch, wen ich rette!"

„Das weißt Du schon?" rief Fräulein Clarissa neckend, „ach, wie köstlich Du bist, Robert!"

Und sie hielt sich am Bruder, um nicht umzufallen, denn sie stand am Mastbaum und das Boot schwankte jetzt sehr.

Es kam wirklich ein kleiner Sturm, wie sich Fräulein Clarissa gewünscht hatte; aber er war, in der Nähe besehen, gar nicht poetisch. Die drei jungen Damen schrieen wie am Spieß, als das Boot auf den Wellen auf und nieder wogte; Herr Robert hielt sich krampfhaft am Mast; die älteren Herrschaften verwünschten die Lustpartieen. Nur Malthus saß sorglos am Steuer, und es gelang ihm, die Richtung zu halten. Gräfin Sibylla saß zusammengekauert vor ihm, die Arme auf den Rand des Bootes gelegt. Sie sah ängstlich auf die heranrollenden Wellen, welche ihren Schaum über das Boot warfen, aber sie rührte sich nicht und sagte kein Wort, während Fräulein Clarissa zweimal den Versuch machte, in Ohnmacht zu fallen.

Ziemlich verspätet, ziemlich durchfroren, naß und seekrank erreichte man endlich den Strand und trennte sich. Malthus hüllte Gräfin Sibylla sorgsam in ein Tuch, welches er aus dem Hotel, in welches Lettow's gingen, holte, dann stiegen beide durch die Abenddämmerung den Bergpfad hinan und er frug sie besorgt: „Ich hoffe, Sie werden sich nicht erkältet haben."

„Nein, ich bin das Wetter gewohnt," versetzte Gräfin Sibylla, „mir macht es nichts. Aber war es nicht sonderbar?"

„Was? Der Sturm?"

„Ach nein, die Menschen. Sind alle Menschen so?"

„Was fiel Ihnen denn an diesen besonders auf?" frug er amüsiert.

„Ich weiß nicht," versetzte sie verwirrt, „ich wunderte mich nur, wie viel sie sprachen, und daß sie sich gar nicht schämten, so laut zu schreien."

„Also gefiel es Ihnen nicht?"

„Oh ja, es gefiel mir sehr, sehr, als wir hinfuhren," rief sie lebhafter, „und auch als wir zurückfuhren, gefiel mir das Meer."

„Hatten sie denn keine Angst?"

„Oh ja," versetzte Gräfin Sibylla, und ein leichter Schauder flog durch ihre schmächtige Gestalt, „ich hatte Angst, die großen Wellen könnten Sie herabwerfen; denn Sie saßen nur auf dem Rande und mußten das Steuer wenden, und manchmal sah ich Sie über und manchmal unter mir."

„Und an sich selber dachten Sie nicht?"

„Ich weiß nicht," sagte sie schüchtern, „ich glaube nicht. Ich mache mir nichts aus dem Wetter."

„Und wenn wir nun umgeschlagen wären?" frug er schnell.

„Oh, ich kann sehr gut schwimmen!" versetzte sie kopfnickend und sehr stolz auf diese Fertigkeit.

Er sagte nichts hierauf und schweigend gingen beide weiter. Endlich blickte Gräfin Sibylla zu ihm auf und frug: „Was meinten denn die mit der Aussicht?"

„Das war ein Scherz," versetzte er hastig.

„Ist an einer Aussicht etwas drolliges?" frug sie neugierig fort.

„Nichts, nichts, die albernen Mädchen wollten Sie necken, Komtesse; ich aber habe ihnen das, hoffe ich, verleidet."

Sie blickte mit kindlichem Vergnügen in sein offenes, hübsches Gesicht und sagte: „Ich danke Ihnen, Sie sind so gut."

Wieder entstand eine Pause, in welcher Gräfin Sibylla, in Nachsinnen verloren, neben ihrem Begleiter her hüpfte, das Tuch, welches der Wind flatternd blähte, unter dem Kinn zusammenhaltend. Endlich sah sie unter ihrem zerwehten Haar wieder forschend auf.

„Was ist ein Duell?" frug sie.

„Ein Zweikampf," belehrte Malthus.

„Was meinte denn die mit den roten Wangen, daß sie ein Duell haben wollte?"

„Sie wollte damit prahlen," versetzte Malthus, frappiert über des kindlichen Mädchens Gründlichkeit.

Gräfin Sibylla's schwarze Augenbrauen hoben sich in Verwunderung.

„Prahlen?" frug sie, „ich verstehe nicht, ich bin so dumm," fügte sie dann kläglich hinzu.

Malthus lachte; als er aber sah, daß sie beschämt errötete und ihn mit Thränen ansah, wie ein den Spott fürchtendes Schulkind, sagte er freundlich: „Ich will es Ihnen sehr gern erklären, Komtesse. Nehmen wir einmal an, irgend ein roher Mensch beleidigte oder kränkte meine Schwester Seraphine, so würde ich diesen Menschen zum Zweikampf herausfordern, wir würden mit einander fechten oder auf einander schießen."

„Totschießen?" frug sie ängstlich.

„Möglicherweise auch das."

„Aber der andere könnte ja Sie totmachen."

„Auch das ist möglich; aber Sie sehen, ich habe meine Schwester viel zu lieb, um zu dulden, daß man ihr ungestraft ein böses Wort sagt. Ich bin es ihr als Bruder schuldig, daß ich sie schütze und verteidige. Nun begreifen Sie schon, wie Fräulein von Winterfeld damit prahlen konnte, daß ihretwegen ein Duell stattfinden sollte."

„Ich verstehe, ich verstehe," sagte sie eifrig; „sie wollte, daß ihr Bruder es ebenso machen sollte, um zu zeigen, wie lieb er sie habe! Wer hatte sie denn aber gekränkt?"

Malthus wies auf sich.

„Sie?" frug das Mädchen erstaunt.

„Es war alles nur ein Scherz," sagte er beruhigend; „wenn sie sich gekränkt fühlen mußte, so war dies ihre Schuld."

„Ich würde doch nicht über so etwas Entsetzliches Spaß machen," sagte sie ernsthaft, und Malthus nickte.

„Sie haben recht. Ich sagte Ihnen, daß es eine große Albernheit war. Nun aber sind wir hier; ich werde Sie hineinbringen und an Seraphine abliefern."

Er nahm ihr das Tuch ab, öffnete die Thüre und bald saßen beide mit am Tisch, auf dem die Lampe brannte und das Abendessen stand.

„Hoffentlich hast Du Dich nicht um uns gesorgt," sagte Malthus und blickte Seraphine liebevoll an, doch sie erwiderte: „Oh nein, das wäre doch ein sehr geringes Gottvertrauen. Nun, Sibylla, wie hat es Dir denn gefallen?"

„Es war sehr schön und ich habe mich gar nicht sehr gefürchtet, aber es ist doch noch schöner wieder bei Dir zu sein!"

„Nun, und Du, Malthus, siehst nachdenklich aus," sagte Leona, indem sie ihm lächelnd eine Tasse Thee hinstellte und ihn forschend ansah: „Ist es Fräulein Clarissa gelungen, Dein Herz zu bethören?"

„Wie kannst Du daran zweifeln?" versetzte er ebenso, „frage Komtesse Sibylla, ob es nicht eine reizende junge Dame ist."

„Die mit den roten Wangen?" flüsterte Gräfin Sibylla mit scheuem Lächeln; „sie schrie am meisten, als der Sturm kam. Sie war erst so lustig und dann ganz außer sich. Weshalb wollte sie denn einen Sturm haben, wenn sie sich nachher fürchtete?"

Als Malthus sich später empfahl, konnte Leona sich nicht enthalten, mit ihm auf die Veranda hinaus zu treten.

„Wie gefiel die Kleine?" frug sie.

„Deine Schwiegereltern waren sehr zufrieden, und ich muß selber sagen, daß sie viel hübscher aussieht als sonst; aber nicht wahr, Leona, morgen veranlaßt Du sie, wieder ihr altes Kleid anzuziehen?"

„Weshalb, Du unbegreiflicher Mensch?"

„Ich weiß es selbst nicht recht," versetzte er, „vielleicht weil es mir dann leichter wird, sie wie ein Kind zu behandeln, was sie ja schließlich auch ist. Ich habe mir vorgenommen, dies durchzuführen, damit niemand sagen kann, ich mache der Erbin von Tannhausen den Hof."

Leona reichte ihm die Hand. „Gute Nacht, Malthus, Du bist ein prächtiger Mensch, aber Du mußt Dich eben daran gewöhnen, Gräfin Sibylla in gesellschaftsfähiger Toilette zu sehen; glaube mir" fügte sie schelmisch hinzu, „nicht ihr Kleid macht sie zum Kinde, sondern ihr Herz," und sie eilte in's Haus zurück.

Einige Tage später, als die drei Damen lesend und stickend auf der Veranda saßen, kam Malthus anstatt den Berg hinauf, aus dem Wald gegangen und hielt einen zappelnden Gegenstand in seinem Taschentuch an die Brust gedrückt, indessen sein erhitztes Aussehn und sein mit Tannennadeln bestreuter Anzug von einer harmlosen Jagd Zeugnis ablegten. „Hier, Komtesse, ich habe mein Wort gehalten," sagte er lachend; und als Gräfin

Sibylla mit einem Jubelruf aufsprang, nahm er vorsichtig die Hand ein wenig zurück und ein braunrotes Köpfchen, mit listigen Augen und spitzen Ohren, fuhr behende hervor und spähete umher.

„Ei, Malthus, was hast Du denn da? Ich glaube gar ein Eichkätzchen!“ sagte Seraphine, indessen Gräfin Sibylla, vor Freude verstummend, nur liebkosend, über das kleine Köpfchen fuhr.

„Komtesse wünschten sich eins,“ sagte er, „ganz zufällig begegnete ich diesem kleinen Fuchs heute im Walde; als ich es verfolgte, schlüpfte es in eine hohle Weide und so konnte ich es fangen. Nun ist aber noch die Frage, wohin damit?“

Gräfin Sibylla sah ängstlich aus.

„Mademoiselle Therese wird nie erlauben“ begann sie schüchtern.

„Nun, fürs erste sperre ich es in einen Kasten“ sagte Malthus, „und was wird denn das für eine große Arbeit sein, wenn ich Ihnen einen Käfig zurecht schnitze?“

Sibylla dankte nur durch Blicke, doch diese waren beredt genug, nach Leona's Beobachtungen ja sogar beredter als ihre Lippen! Es dauerte nicht lange und Malthus saß, umgeben von Holzstäben und Brettchen, in einem wahren Regen fliegender Späne, welche er beim eifrigen Schnitzeln um sich streute, auf den Stufen der Holzdiele; Leona setzte die Lektüre fort und Gräfin Sibylla saß erwartungsvoll neben Seraphine, während ihre Augen dem jungen Tischler folgten.

Im ganzen blieb es ziemlich einsam im Waldhäuschen, denn da allen gesagt worden war, die kranke Dame sei heraufgezogen, weil sie die Geselligkeit zu angreifend gefunden habe, so waren die meisten Bekannten rücksichtsvoll genug, es bei etwaigen Anfragen bewenden zu lassen, und nur Winterfelds und Burghofs kamen öfters, erstere aus Neugierde, Burghofs aus aufrichtiger Teilnahme am Ergehen Seraphines, deren zarte Schönheit alle bezauberte.

Gräfin Sibylla flüchtete sich jetzt nicht mehr scheu von dannen, wenn fremde Stimmen erklangen, und ließ sich geduldig auf Landpartien und Bootfahrten mitnehmen, obgleich sie selber wenig Vergnügen dabei hatte. Fräulein Clarissa war indessen ganz beruhigt. Sie war wirklich noch ein Kind, und wenn sie auch jetzt täglich hübscher wurde und die krankhafte, unschöne

Blässe mehr und mehr einer gesunden, rosig angehauchten Gesichtsfarbe Platz machte, so war sie doch ein viel zu unbedeutendes Geschöpf, um je einem lebensfrohen Husarenleutnant gefährlich zu werden. Solche Leute, wie Herr Robert, welche schon alles gesehen und erlebt hatten und in allem blasiert waren, die fanden dann schließlich an einem kleinen Landgänschen wieder Geschmack.

So philosophierten die jungen Damen.

Eines Tages ward sogar eine kleine Kavalkade arrangiert. Fräulein Clarissa schrie schon seit längerer Zeit nach einem Reitpferd. Sie schrie überhaupt immer, wie dies verwöhnte „Lieblingskinder" zu thun pflegen, und stampfte ungemein gern mit ihren Füßchen, was ihre Geschwister allerliebst fanden. Sie wollte also reiten. Malthus ward gebeten, sich umzusehen, ob man nicht Pferde bekommen könne; das ging noch allenfalls, aber Sättel und Kostüme? Das war eine schwere Aufgabe; jedoch der „scharmante Leutnant," wie Fräulein Clarissa sagte, trieb wirklich im Nachbarstädtchen zwei Sättel auf, und eines Tages trabte er als höflicher Kavalier zwischen Fräulein Clarissa und Fräulein Hedwig hin und erteilte rechts und links die nötigen Winke in betreff der Zügelführung wie dem Heben und Senken beim englischen Trab; denn es stellte sich schließlich heraus, daß Fräulein Clarissa, welche zu sagen pflegte: „Reiten sei ihr Leben," in ihrem ganzen Leben nur zweimal auf einem Pferde gesessen, beide Male war das Pferd ein schweizerischer Esel gewesen, welcher sie erst auf den Rigi und dann herabgetragen. Herr Robert war so unhöflich, dies zu verraten. Dieser Gentleman erklärte nämlich, es sei höchst unbescheiden von seinen Schwestern, die Pferde und Sättel täglich allein zu beanspruchen; sie sollten andern jungen Damen auch das Vergnügen anbieten. Erst wenn dies geschehen, würde er sich an der Partie beteiligen.

Er war ungemein beflissen, Gräfin Sibylla, wenn sie zugegen war, mit in die Unterhaltung zu ziehen. Er verlor keine Gelegenheit, um ihr Schmeicheleien zu sagen, und ward wütend, wenn er merkte, daß sie ihn gar nicht verstand. Er war entschlossen, den „Goldfisch" zu heiraten, so versicherte er seinen Schwestern, und diese ermunterten ihn sehr.

An einem Nachmittag waren Winterfelds auf der Veranda des Waldhauses gewesen, und während Malthus die Kunst-

fertigkeit bewunderte, mit welcher Fräulein Clarissa eine Skizze der Waldlandschaft und der Bucht entwarf, und die andern Schwestern und Frau von Burghof mit Seraphine und Leona sprachen, that Herr Robert sein Bestes, um Gräfin Sibylla begreiflich zu machen, daß er sie anbete. Sie begriff ihn nicht, aber eine instinktive Furcht veranlaßte sie, sich bald in Seraphines Nähe zu flüchten und sich hier hinzukauern, herzlich froh, daß der greuliche Herr mit dem gelben Backenbart ihr nicht folge.

Als man sich abends trennte, überließ Malthus Fräulein Clarissa ihrem Schicksal und gesellte sich zu dem jungen Winterfeld, welcher langsam und zögernd nachschlenderte.

„Wissen Sie, mit wem Sie die ganze Zeit gesprochen haben?" frug er, und eine finstere Entschlossenheit lag in seinem sonst so sonnigen Antlitz.

„Mit der Gräfin Rhede," versetzte der andre gelassen und pfiff eine Arie.

„Mit der Braut des Baron St. Alban," sagte Malthus mit Betonung.

Betroffen blickte der junge Herr drein; seine Miene war nicht gerade geistreich, aber doch wenigstens gespannt.

„Wahrhaftig?" murmelte er.

„Ich teile Ihnen dies beiläufig mit, da ich bemerke, daß Sie in völliger Unkenntnis einer Sache sind, die in unserer Gegend bekannt ist," schloß Malthus und trennte sich mit kurzem Gruß von den übrigen, um in das Hotel zu gehen.

Herr Robert von Winterfeld aber schlenderte in sehr übler Laune hinter seinen Damen her; dennoch, wenn auch die Millionen des Goldfischchens ihm unerreichbar geworden waren, ihre seltsam ernsten, unschuldigen Augen blieben immerhin anziehend genug.

IX.

Es hieß bereits, der junge Baron von Tanne mache der hübschen Clarissa Winterfeld sehr den Hof. Auf jeden Fall war er jetzt meistens in der Gesellschaft unten am Strande

und kam seltener hinauf in's Waldhaus. Unten war er der heiterste, liebenswürdigste Gesellschafter; im Waldhaus saß er jetzt meist schweigend auf der Veranda neben Seraphine, bat Leona, seinetwegen weiter zu lesen, er höre sehr gerne etwas Gediegenes nach dem faden Geschwätz des Tages; doch schwerlich hörte er, was gelesen wurde. Gräfin Sibylla lief ab und zu, unzertrennlich von ihrem Eichkätzchen, welches bereits goldene Freiheit genoß. Sie war in der kurzen Zeit noch mehr gewachsen, die Bezeichnung „Kleine" paßte durchaus nicht mehr, und war doch wieder so bezeichnend für ihr kindliches Wesen. Leona betrachtete sie nach wie vor als ihre Spielpuppe und konnte dies ungehindert thun; denn Mademoiselle Therese war und blieb im Verborgenen und überließ ihre Pflegebefohlene ganz und gar der Glückseligkeit täglichen Zusammenlebens mit Seraphine.

Gräfin Sibylla hatte jetzt selten Lust, den Wald zu durchstreifen, es sein denn, daß sie alle hineinzogen und Malthus mit ihr weiter und weiter vordrang, um ihr zu helfen, Bucheckern aufzusammeln. Doch kam dies immer seltener vor. Malthus war ganz in Anspruch genommen von der Geselligkeit.

An einem Nachmittage kamen Herr von Burghof, Fräulein Clarissa und Malthus an dem Waldhaus vorbeigeritten und stiegen ab, um ein Viertelstündchen auf der Veranda bei Seraphine zu sitzen und von einer großen Bootfahrt, welche sie kürzlich unternommen, zu erzählen.

Als Malthus wieder zu den Pferden trat, welche hinter dem Hause an die Tannenbäume gebunden waren, stand Gräfin Sibylla neben den Tieren und fütterte dieselben mit Brot. Sie sah, als er herzu trat, lächelnd auf und sagte: „Ich bilde mir ein, daß es Furioso und Prinzchen sind, armes Prinzchen, wie wird er sich langweilen ohne mich; er war es gewohnt, daß ich ihn jeden Tag mit in den Wald nahm und mit ihm spielte, bis wir müde waren."

„Und dann?" frug Malthus.

„Dann trug er mich nach Hause."

„Würde es Ihnen nicht Freude machen, den Wald zu Pferd zu durchstreifen?"

„Oh ja!" versetzte sie freudig.

„So begleiten Sie uns doch morgen. Darf ich Sie in

den Sattel heben, damit Sie sehen, ob er Ihnen bequem ist?"

„Ich glaube nicht, daß ich so zu reiten verstehe," sagte sie schüchtern, „ich habe keinen Sattel. Es ist gewiß sehr schwer, auf einem Sattel zu sitzen," fügte sie respektvoll hinzu.

„Sagen Sie das Fräulein Clarissa," versetzte Malthus lachend, „vielleicht lernt sie sodann das Reiten! Also ohne Sattel. Ich werde sehen, ob ich ein Pferdchen bekomme, welches Ihnen zusagt. Ein dunkelbraunes mit buschiger Mähne, so sah ich Sie zuerst, dort am Schmerlteich."

„Richtig, das war Prinzchen," versetzte sie fröhlich.

Malthus löste langsam den Zügel vom Baum und führte das Pferd wieder dem Hause zu. Sibylla ging neben ihm und sagte harmlos: „Wissen Sie, daß Seraphine jetzt oft traurig ist, weil Sie so selten herauf kommen?"

Er lächelte gezwungen. „Ich kann es nicht ändern. Sie sehen selbst, Fräulein Clarissa will reiten, Fräulein Clarissa will zu Boot fahren, will Krocket und Fangball, Reif und Verstecken spielen, und bei allem muß ich ihr helfen."

„Also ist sie gar nicht mehr böse auf Sie?" frug sie neugierig.

„Nein, gar nicht," war die einsilbige Antwort. Sibylla betrachtete sein Gesicht einige Minuten lang nachsinnend.

„Sie waren viel lustiger, als Sie noch öfters kamen," sagte sie nach einer Pause traurig, „fehlt Ihnen etwas?"

„Nichts, nichts," versetzte er hastig. In diesem Augenblick sprang das Eichkätzchen, welches Gräfin Sibylla auf der Schulter gesessen, zutraulich auf seinen Arm und lief auf demselben hinauf. Er blieb unwillkürlich stehen und beide sahen sich an und lachten.

„Nun sehen Sie!" sagte Sibylla vergnügt, „nur zu Ihnen geht es, sonst fürchtet es sich noch vor allen, aber oh, es ist so klug, es weiß so sehr gut, daß Sie sein Herr sind!"

Er schwieg hierzu.

Am Abend dieses Tages kam Malthus noch einmal, um Leona eine Arbeit zu bringen, welche sie sich von Frau von Burghof ausgebeten. Seraphine saß allein im Wohnzimmer, Leona war mit Gräfin Sibylla noch draußen. Malthus legte das Buch auf den Tisch, dann setzte er sich zu seiner Schwester, führte zärtlich ihre Hand an seine Lippen und sagte: „Ich hoffe

Gräfin Sibylla geht jetzt nicht mehr allein in den Wald."

„Ich weiß es nicht. Was befürchtest Du?"

„Ich befürchte, daß sie sorgloser und zutraulicher geworden ist und die Kunst, sich unsichtbar zu machen, verlernt. Der Wald aber ist nicht mehr menschenleer."

Seraphine sah ihn nachdenklich an. „Du kommst jetzt so selten," sagte sie dann, „den Grund weiß ich wohl, aber ich sollte meinen, es hätte Dir auch im Anfang niemand den Vorwurf machen können, Du schmeichelteſt der Erbin. Deine Vorsicht ist lobenswert, aber übertrieben."

„Sei mir nicht böse, Seraph, ich kann nicht anders. Nimm an," fügte er lächelnd hinzu, „daß ich mich hier oben langweile und Fräulein Clarissa's süßes Geschwätz entbehre."

Sie sah ihn schmerzlich an. „Malthus, ich rede Dir nicht zu, denn ich begreife Deinen Stolz, aber sollte es nicht besser sein, Du reistest nach Hause?"

„Ich bleibe bei Dir, bis Du fortmußt," versetzte er fest, „auch schon deshalb, weil es mir notwendig ist, Dich von Zeit zu Zeit anzusehen, aber nun mache Dir keine traurigen Gedanken. Die Hauptsache ist, daß Du hier gesund und frisch, und nicht wieder meinetwegen kränker wirst. Wie ist's jetzt mit dem Gehen?"

„Oh, viel besser," versetzte sie, doch ihr Blick war unruhig und zerstreut.

Er wünschte ihr heiter und zärtlich „gute Nacht" und ging.

Schon am nächsten Tage kam er, ein kleines, braunes Pferdchen am Zaume führend, wieder, und als Gräfin Sibylla ihm entgegen sprang, sagte er: „Ein Bauer hat mir dies Tier geliehen. Es soll gutartig sein."

Das Mädchen streichelte dem Tier die Mähne und sprang dann leicht auf den Rücken, auf dem nur eine Decke lag. Sie ließ das Pferd mit hängenden Zügeln ein Stückchen in den Wald laufen und kam dann wieder zurück. Malthus blickte bewundernd auf, doch sie sagte: „Es springt nicht so wie Prinzchen, es ist viel stiller; gewiß hat es viel arbeiten müssen. Aber, oh, ich freue mich doch so darüber!"

„So werden Sie uns heute Nachmittag begleiten?"

Sie blickte ängstlich auf. „Ach," sagte sie dann, „wenn Fräulein Clarissa da ist, dann kümmern Sie sich immer gar nicht um

mich, und ich fürchte mich so vor dem Herrn mit dem gelben Bart."

„Was hat er Ihnen gesagt, neulich als er hier war?" frug Malthus heftig.

Sie sah ihn erschrocken an.

„Sind Sie böse auf mich?" frug sie leise.

„Nein, Komtesse, auf jemand anders bin ich böse. Sagen Sie mir, was er zu Ihnen gesagt hat."

„Ich weiß es nicht mehr," versetzte sie ängstlich, „aber ich fürchte mich so."

„So werde ich heute Nachmittag kommen und nur mit Ihnen reiten," sagte er; „und Komtesse," fügte er nach kurzem Kampfe hinzu „halten Sie mich nicht für unfreundlich und unhöflich, ich bitte Sie darum, und denken Sie nicht, daß ich, weil ich an Fräulein Clarissa's Seite gehe, auf das höre, was sie schwatzt, oder an sie denke."

„An was denken Sie denn?" frug Sibylla neugierig.

„Malthus lachte. „Vielleicht an die Sterne," sagte er und führte ihr Pferdchen wieder dem Hause zu.

„So wünschte ich, Sie dächten lieber ein bischen an mich," versetzte Gräfin Sibylla seufzend, „ich denke jetzt manchmal, Sie haben mich gar nicht mehr lieb."

Er ließ den Zügel fallen, wandte sich zu ihr und sah sie an. Gräfin Sibylla fühlte das flammende Feuer dieses einen Blicks und schauderte leicht zusammen. Doch da sie keine Antwort erhielt, sagte sie beschämt und errötend: „Ich bin sehr, sehr unbescheiden geworden, nicht wahr? Ich war sonst dankbarer, aber Sie alle haben mich so verwöhnt. Seien Sie nicht böse, bitte."

Am Nachmittag kam Malthus zum Waldhause geritten, das kleine Pferdchen am Zügel führend. Leona, welche auf der Veranda saß, rief ihm zu: „Sibylla ist noch einmal zu der alten Buche gelaufen, um Bucheckern zu holen; sie wollte das Eichkätzchen füttern, ehe sie fortritt."

„Konnte sie nicht jemand schicken?" frug er besorgt, „alle Welt wird heute am Sonntagnachmittag im Walde sein."

Er übergab die Pferde dem Hausknecht und ging selbst in den Wald, von innerer Unruhe getrieben. Vergebens blickte er sich nach der Gesuchten um und drang quer durch die gelben Haselnußsträuche in der Richtung des Buchbaumes vor. Da sah

er schon von weitem ein helles Kleid durch die Baumstämme schimmern und als er näher kam, sah er das Mädchen, wie es unter der Buche knieete und eifrig sammelte. Plötzlich fuhr sie erschrocken in die Höhe, denn hinter dem Stamm der Buche sprang Herr Robert hervor und hatte im nächsten Augenblick ihre Hand ergriffen.

„Schleichen und lauern muß man wie ein Fuchs, wenn man die kleine Wildkatze fangen will!“ rief er lachend, „nun, nun!“ — als sie mit einem Schrei sich loszureißen strebte — „ich bin kein Mörder, mein schöner Engel, nur Deine Augen will ich in der Nähe sehen!“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als er einen Schlag fühlte, der ihn zurücktaumeln machte, und die zornbebenden Worte hörte: „Im Namen des Freiherrn St. Alban fordere ich Genugthuung für die Frechheit!“

Herr von Winterfeld hatte im ersten Schreck über diese unvermutete Unterbrechung die Hand der Gräfin fahren lassen. Bestürzt wich diese zurück, aber sie blieb zögernd stehen. Wozu sollte sie fortlaufen, wenn Malthus da war? Sie war lange nicht so erschrocken, wie eine andere es an ihrer Stelle gewesen wäre; denn in ihrer Harmlosigkeit sah sie in diesem Überfall nur eine kleine Neckerei.

Sobald Herr von Winterfeld sich einigermaßen von dem ersten Schreck erholt hatte, machte er eine zornige Bewegung auf seinen Gegner los, doch Malthus wehrte ihn kalt ab.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich gehört haben,“ sagte er.

„Ganz recht,“ versetzte der Gefragte, in Wut geratend, „Sie thäten nur besser, jenen unsichtbaren Freiherrn St. Alban aus dem Spiel zu lassen, sollte ich meinen.“

„Da es sich um seine Braut handelt, gehört sein Name wohl hierher,“ versetzte Malthus mit zornbebender Stimme. „Trennen wir uns; auf Wiedersehen morgen früh. Alles übrige lassen Sie mir noch heute sagen.“

Herr von Winterfeld, der nie geahnt hatte, daß dieser „scharmante Leutnant“ seiner Schwester Clarissa auch so aussehen könne, verließ schleunigst den Schauplatz und Malthus wandte sich zurück und wie er durch den Wald schritt, glitt Gräfin Sibylla an seine Seite und ging schweigend neben ihm.

Er war noch zu heftig erregt, um etwas sagen zu können.

So blitzartig schnell war alles gekommen, daß ihm keine Zeit zum Überlegen geblieben war. Sollte er jetzt Seraphines wegen seine Herausforderung zurücknehmen? Er überlegte sich dies wirklich, denn der Gedanke an sie war ja doch stets der erste in seiner Seele. Sein Tod würde auch Seraphine das Leben nehmen, das wußte er. Aber auf der andern Seite konnte er dies einem solchen Gegner gegenüber nicht thun? Sein gegebenes Manneswort ließ sich doch nicht zurücknehmen wie ein übereilter Ausspruch. Und dann sah er auf das Mädchen an seiner Seite, — und der Gedanke, für dies sanfte, schutzlose Geschöpf sein Leben einsetzen zu dürfen, erfüllte plötzlich sein Herz mit einer stürmischen, stolzen Freude, die dadurch nicht verlor, daß sie so ganz uneigennützig war.

Gräfin Sibylla wunderte sich über sein Schweigen und zerbrach sich den Kopf über die Worte, welche gewechselt worden waren. Eine dunkele Ahnung von ihrer Bedeutung erfüllte ihr Herz mit unbestimmter Furcht.

So erreichten sie das Haus, doch die Lust zum Ritt war beiden vergangen, und so saßen sie bei Leona und Seraphine. Sibylla erwähnte des Vorfalles nicht, und Malthus schwieg natürlich. Die Post hatte Briefe aus Sternheim und Altstadt gebracht, und Seraphine war so erfreut und beschäftigt durch eine lange, lange Beschreibung eines angenehmen Besuches, den die Großeltern bei Leon und Stella gemacht hatten, daß sie weniger als gewöhnlich auf Malthus acht gab; sonst hätte ihr kundiger Blick sogleich seine zerstreute Miene bemerkt.

Als es Abend geworden, stand Malthus auf und verabschiedete sich. Seraphine fühlte, daß er zitterte, als er sich über sie beugte und sie küßte.

„Du bist so blaß, Malthus," sagte sie sorglich.

„Gute Nacht, Seraph. Bete für mich," fügte er leise hinzu, und sie warf einen Blick auf Gräfin Sibylla und glaubte ihn zu verstehen.

Seine Niedergeschlagenheit, die ja nur aus der Sorge um die Schwester entsprang, wich in dem Augenblick, wo Gräfin Sibylla's kleine Hand in der seinen lag. Er verließ schnell das Zimmer und eilte den Berg hinab.

Als Sibylla sich zur Ruhe begab, konnte sie nicht einschlafen und meinte, es wäre das Rauschen des Meeres, welches

sie wach hielt. Sie richtete sich oft auf und horchte auf den dumpfen Donner, und ihre Gedanken glitten unruhig und traumhaft durch einander. Immer wieder sah sie die beiden Männer sich gegenüberstehen, hörte die drohenden Worte und sah die zornigen Blicke. Der böse, böse Mensch, wenn er nur Malthus nichts that! Konnte er nicht auf ihn ganz ebenso lauern wie auf sie? Sie tröstete sich damit, daß Malthus viel stärker sei als jener, aber die Trostgründe bannten ihre Angst nicht.

Der Morgen dämmerte, grau, naß, neblig; dann hob sich der graue Dampf, an den Scheiben floß das Wasser herab und die klare Herbstsonne schien.

Sibylla erhob sich und warf leise ihre Kleider über. Fröstelnd schlüpfte sie hinaus in den kalten Morgen. Ihre Bangigkeit trieb sie in die freie Gottesluft, sie wollte das Meer sehen. Vielleicht verstummte die Sorge ihres kleinen Herzens vor der majestätischen Unruhe der großen Flut.

Sie stand lange auf ihrem Lieblingsplatz am steilen Hange, den Arm um den Baum geschlungen, den Blick in die Ferne gerichtet. Über dem Wasser kämpften die Nebel und zogen sich wie graue Fetzen durcheinander. Ein dumpfes Brausen klang herauf und die Sonne schien blitzend auf die gelben Baumgipfel zu Füßen des Mädchens. Sibylla starrte bange hinab, dann faltete sie ihre Hände und sprach das Morgengebet, welches Seraphine sie gelehrt hatte, doch ihre Angst wuchs trotzdem. Sie wandte sich ab und huschte in den Wald. Sie bebte vor Furcht und meinte doch, sie könne nicht eher ruhig werden, als bis sie auf der Stelle gewesen war, wo sie gestern überfallen worden, sie wollte sich nur überzeugen, daß die beiden dort nicht immer noch einander gegenüber standen mit drohenden Mienen; unter dieser Buche hatte sie Seraphine zum erstenmal erblickt und sie hatte seitdem eine Zuneigung für den Baum gewonnen. Jetzt ward diese liebliche Erinnerung getrübt.

Doch sie fand den Platz still und leer und huschte weiter, immer weiter, bis sie plötzlich ganz in ihrer Nähe gedämpfte Stimmen vernahm; sie konnte nicht gleich unterscheiden, woher dieselben kamen, und hatte sich im Nu in die Zweige einer uralten niedrigen Eiche hinaufgeflüchtet und kauerte hier mit klopfendem Herzen. Die Stimmen kamen weder näher, noch ent-

fernten sie sich, und als sie ihre Angst überwunden hatte, blickte sie sich spähend um und glitt fast liegend auf einem mächtigen, weitausragenden Aste weiter, bis sie entdeckte, was sie suchte.

Die Eiche stand am Rande einer Waldwiese, welche ringsum von jungem Holz umschlossen war. Das nasse, gelbliche Gras blitzte und funkelte im kalten Sonnenschein. Mitten auf dieser Wiese standen mehrere Herren und unter ihnen erkannte Gräfin Sibylla Malthus und den gefürchteten Winterfeld. Die Herren sprachen zusammen und gingen durcheinander, und im Grase stand ein dunkler Kasten, aus welchem jetzt einer zwei Pistolen hob, deren Läufe im Sonnenschein flimmerten.

Mit einem Schauder, welcher ihre ganze Gestalt schüttelte, duckte sich Gräfin Sibylla in die Blätter und umklammerte den Ast mit beiden Händen. So lag sie regungslos und schloß die Augen, an ihr Ohr aber klangen alle die Worte des Gespräches, welches sie nach ihrer ersten Bootpartie mit Malthus gehabt hatte. Sie begriff, was dort unten vorging. Als sie endlich den Kopf wieder etwas hob, hatte sich die Szene verändert. Die fremden Herren standen zur Seite, die beiden aber hoben in gemessener Entfernung die Pistolen gegen einander.

Trotz ihrer zitternden Angst erfüllte doch eine seltsame Freude Sibylla's Herz. Sie blickte unverwandt wie verzaubert auf Malthus hin, er stand so hoch aufgerichtet, stolz, ja freudig da; und wenn auch seine Miene ernst war, sein Auge blitzte wie in innerer Genugthuung, und um ihretwegen stand er dort, „er hatte sie viel zu lieb, um zu dulden, daß man ihr ein böses Wort sagte." Mit kindlicher, aber scharfer Logik übertrug sie das, was er von Seraphine gesagt hatte, auf sich, und sie hatte ihm gestern noch den Vorwurf gemacht, er habe sie gar nicht mehr lieb!

Da krachte der erste Schuß, eine bläuliche Dampfwolke zog über die Wiese hin und das zusammenschreckende Mädchen sah, daß Malthus erblaßt war und daß der Arm, in welchem er die Waffe hielt, zuckte, dennoch feuerte er im nächsten Moment ab — und seine Kugel streifte dicht an der linken Seite seines Gegners hin, welcher schwankte, dann aber wieder Halt gewann und hastig mit der Hand nach der verwundeten Stelle griff.

Gräfin Sibylla verbarg ihr Gesicht in den Händen und fühlte, wie ein Fieberfrost sie durchschüttelte; sie erwartete jeden

Augenblick wieder einen Schuß zu hören, doch nur das Gemurmel der Stimmen drang an ihr Ohr, und als sie endlich den Mut fand, wieder aufzublicken, war alles leer und still, als sei ein trügerischer Spuk von dannen gewichen.

Jetzt erst löste sich die bange Spannung in einen Thränenstrom auf. Sie glitt von der Eiche, setzte sich auf eine knorrige Wurzel und schluchzte. Dann stand sie auf und lief zitternd heim.

Seraphine und Leona waren noch nicht herausgekommen, und lange saß Sibylla auf den Stufen der Veranda, ängstigte, verwunderte und freute sich im Wechsel.

Malthus kam an diesem Tage gar nicht und Seraphine blickte oft sorgenvoll den Weg hinab und schrak bei jedem Schritt zusammen. Als Leona sie frug, was ihr fehle, versetzte sie seufzend: „Mich erschreckte heute früh ein Traum, und Du weißt, ich bin nun einmal ein albernes, nervöses Geschöpf."

Gräfin Sibylla schwieg hierzu und arbeitete weiter. Sie wagte nicht, Seraphine mit dem, was sie gesehen hatte, zu ängstigen.

Am Nachmittag kamen die alten Lettows herauf, um sich nach Seraphines Befinden zu erkundigen und Gräfin Sibylla zu einer Spazierfahrt abzuholen.

„Und weshalb ist Malthus nicht gekommen?" frug Seraphine ängstlich.

„Wir haben Malthus heute noch gar nicht gesehen," versetzte Herr von Lettow, „er läßt Ihnen sagen, er sei nicht ganz wohl und wolle den Tag über das Zimmer nicht verlassen, doch sei es nicht im geringsten besorglich."

Was half es aber, Seraphine sagen, „es sei nicht besorglich!" Sie sorgte und ängstigte sich diesen Tag und noch vier andere, während welcher er nicht erschien; Leona wunderte sich und Gräfin Sibylla sah erschrocken und bestürzt drein, wenn sein Name nur genannt wurde.

Die Winterfeld'schen Damen samt Papa waren sehr überrascht worden durch das ganz plötzliche Verschwinden ihres Herrn Sohnes, welcher ihnen eines Morgens hatte sagen lassen, er langweile sich hier in diesem Neste doch zu sehr und sei nach Berlin gefahren. Fräulein Clarissa war in überaus zorniger Laune, denn erstens heiratete Robert den Goldfisch nicht, und sodann blieb Malthus unsichtbar für mehrere Tage. Er hatte sich,

so hieß es, im Walde arg am Arme beschädigt; man wollte wissen, daß er vom Pferde gefallen, aber zu eitel sei, um dies einzugestehen!

Da endlich, eines Nachmittages, als Seraphine und Sibylla allein auf der sonnigen Veranda saßen, kamen die schnellen, elastischen Schritte, welche beiden wohlbekannt waren den Weg herauf, und Malthus sprang gleich darauf die Stufen hinan und beugte sich lachend über die Schwester.

„Nun, Seraphine, bist Du sehr böse auf mich? Und was sagen Sie zu dem unhöflichen Malthus, Komtesse, der Ihnen schöne Reitpartien in Aussicht stellt und nie kommt?"

Sein heiteres Aussehen beruhigte Seraphine, Gräfin Sibylla stand scheu von der Seite und blickte auf seinen Arm, dem man es ansah, daß derselbe unter dem Ärmel noch verbunden war, doch bewegte er ihn ungehindert, ihr aber kam es vor, als sei dies nicht derselbe Malthus wie früher!

„Erzähle uns, was geschah Dir eigentlich?" frug Seraphine.

„Ach, es war nichts, man sagt, ich sei beim Reiten gestürzt und hätte mir den Fuß verrenkt, forsche nicht weiter! Auf jeden Fall war der Doktor allzu ängstlich. Heute ist aber der Gefangene losgebrochen," er lachte hell auf; „wie ein Marder schlich ich um die Häuser aus Angst, Fräulein Clarissa samt ihrer Sippe könnte mir begegnen. Ich fürchte diesen Moment wahrhaftig."

„Der junge Winterfeld reiste ganz plötzlich ab, das weißt Du wohl," sagte Seraphine harmlos.

„So hörte ich. Sind Sie ihm nicht dankbar, Komtesse?" Er wandte sich zu Gräfin Sibylla, welche sich tief auf ihre Arbeit beugte, sodaß ihr das kurze Haar wie eine Mähne in die Stirn fiel, durch deren Schleier ihn die großen Augen einen Moment lang furchtsam ansahen.

„Wie geht es dem Eichkätzchen? fuhr er fort.

„Es ist nun bereits ganz zahm. Dreimal war auch der Bauer hier mit dem braunen Pferdchen."

„Ja, so hatte ich bestellt. Ich konnte nicht wissen, daß ich mich so lazarettmäßig aufführen würde, wie Raval es zu nennen pflegt. Nun, was thaten Sie?"

„Ich schickte ihn fort," sagte Seraphine, „Sibylla ist nicht in den Wald gegangen während der ganzen Zeit."

„Nun aber, dafür wollen wir es heute nachholen, und ich

bin sehr dafür, daß ich unseren biederen Hausknecht nach den Pferden schicke, ehe die Gesellschaft unten es merkt, daß ich wieder gesund bin!"

Er sprang auf, um es zu bestellen, und saß dann noch, bis die Pferde kamen, plaudernd bei Seraphine, indessen Sibylla still und emsig arbeitete, denn sie gab sich große Mühe, alles zu lernen, was Seraphine ihr zeigte, und diese hatte es Leona erlauben müssen, gute Schulbücher zu bestellen, da Gräfin Sibylla so sehr gern viel lernen wollte.

Als die Pferde kamen, sprang das kindliche Mädchen vergnügt und gewandt auf den Rücken des kleinen Braunen, Malthus bestieg sein Pferd und mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, galopierten sie in den Wald, und er hatte Gelegenheit genug, die naturwüchsige Reitkunst zu bewundern, mit welcher Gräfin Sibylla ihr Rößlein antrieb. Glitt sie auch hier und da vom Rücken herab, so hatte das nichts zu sagen, denn sie saß ebenso schnell wieder darauf, und mochte der Wald noch so dicht stehen, sie schmiegte sich wie ein Aal an das Pferd und glitt überall hindurch. Dabei war sie von munterster Laune und ihr Geplauder zeigte ihm, wie sie an Verstand und Geist aufgeblüht war in der Zeit des Zusammenlebens mit Seraphine.

Da hielt sie plötzlich am Waldessaume scheu ihr Pferd zurück. „Nicht dort hinüber," sagte sie bittend.

Malthus fuhr herum und sah sie überrascht an.

„Was ist mit dieser Wiese?" frug er.

Sie senkte den Kopf und murmelte:

„Ist es ein Geheimnis oder darf man davon sprechen?"

„Sprechen Sie, was es auch sei!" rief er erregt, „was macht Ihnen diese Wiese unheimlich?"

„Es war so schrecklich!" murmelte sie und wies auf seinen Arm.

„Sie haben gesehen —?"

„Ich war dort auf der Eiche," versetzte sie furchtsam, „und ich sah alles."

Zuerst blickte er sie in sprachlosem Erstaunen an, dann rief er betroffen: „Also das Eichkätzchen hat selber zugesehen, wie sich der Jagdhund mit dem Fuchs um dasselbe schlug! Wissen Sie, was ein treuer Jagdhund thut, wenn er die Jagdbeute errungen hat?"

Er sah sie gespannt und forschend an. Sehr verwundert versetzte Gräfin Sibylla: „Er bringt sie dem Herrn."

Malthus wandte sein Pferd um und ritt zuerst schweigend an ihrer Seite hin; sie sah, daß er tieferglüt war und die Lippen heftig zusammenpreßte.

„Sie haben ganz recht," versetzte er, „und je wertvoller das edle Wild, desto mehr ist er dazu verpflichtet."

„Ein Eichkätzchen ist nicht sehr viel wert," versetzte Gräfin Sibylla unschuldig, „aber man kann es so sehr lieb gewinnen."

Malthus blickte sie forschend an und wieder sah sie mit Verwundern, daß ihm das heiße Blut in die Wangen stieg.

„Ja, Komtesse, man kann sich daran gewöhnen, und es stiehlt einem das Herz, man weiß selbst nicht wie."

„Das sagte Jakob auch immer vom Füchschen," nickte sie und glitt von ihrem Pferdchen, um eine verspätete Waldblume zu pflücken.

Als sie wieder darauf saß, sah sie nachsinnend vor sich hin, dann sagte sie: „Ich habe schon manchmal darüber nachgedacht, wie man doch einige Tiere mehr liebt als andere, ohne daß rechter Grund dazu da ist. Ich hatte ein Vögelchen, es war grau und klein und unscheinbar, und es sang nur wenig, und doch liebte ich es mehr als alle die anderen. Ich weiß nicht recht, warum. Wissen Sie, weshalb?"

Malthus sah sie wieder hastig an.

„Nein," sagte er dann, „mir ging es ebenso."

„Wirklich?" frug Gräfin Sibylla erfreut, „ich denke manchmal, es sind die, mit denen man am meisten Mühe hat. Aber jenes Vögelchen machte mir gar keine Mühe. Ich hatte es so lieb, daß ich es einmal frei ließ, aber es kam wieder."

Da er nicht antwortete, ritt auch sie schweigend weiter. Durch die gelb und rot angehauchten Baumgipfel fiel der goldene Sonnenschein auf den Weg und oben am klarblauen Himmel zog schnatternd ein Zug wilder Enten vorüber.

Endlich sagte Malthus: „Und was dachten sie denn, als Sie dem Duell zusahen?"

„War es wirklich ein Duell?" frug sie bestürzt, „zuerst hatte ich solche Angst, oh Sie wissen gar nicht wie! Dann fiel mir alles ein, was Sie mir gesagt hatten, und ich freute mich so sehr, daß Sie mich auch so lieb haben, daß sie für mich

dasselbe thun, was Sie für Seraphine gethan hätten, und ich war doch so undankbar gewesen. Das that mir sehr leid. Und dann — ja ich weiß eigentlich nicht, aber als ich das Blut an Ihrem Arm herunterlaufen sah, erschrak ich so, daß ich nichts mehr sah. Dann war alles leer. Schmerzt Ihre Wunde sehr?"

„Ich wünschte, sie schmerzte mehr," versetzte er traurig.

„Hat der böse Mann auch eine?"

„Ja, aber sie ist ganz unbedeutend, es ist nur ein Streifschuß, vielleicht ist es mein Meisterschuß gewesen," fügte er bitter lächelnd hinzu; „er hätte mir Mama's Lob eingetragen! Haben Sie irgend jemand etwas von dem Vorgefallenen erzählt, Komtesse?"

Sie sah ihn verwundert an. „Wie durfte ich denn?" frug sie, „ich sollte es doch gewiß selber nicht wissen."

„Ich danke Ihnen. Bitte, schweigen Sie auch fernerhin darüber."

Sie nickte ernsthaft. Dann glänzten ihre Augen wieder und sie frug lebhaft: „Haben Sie es wirklich, wirklich für mich gethan?"

„Sicherlich nur für Sie!" versetzte er, sich im Sattel verneigend.

„Wenn ich mir das denke, so wird mir mein Herz ganz groß!" sagte sie tiefaufatmend.

„Wir wollen nicht mehr von dieser Sache reden," bat er flehend und trieb das Pferd an. Gräfin Sibylla folgte lachend und vergnügt, und sie wandten sich im Galopp auf weichen Waldwegen dem Hause zu.

Seraphine und Leona erwarteten sie bereits und empfingen sie mit dem Kaffee. Als sich aber Gräfin Sibylla hinsetzen wollte, erschien das Stubenmädchen und sagte, Mademoiselle Therese ließe die Komtesse rufen.

„Ich hatte schon ganz vergessen, daß es eine Mademoiselle Therese gäbe," sagte Malthus, dessen Blick der schmächtigen, anmutigen Mädchengestalt folgte, bis die Thüre sich hinter ihr schloß.

X.

Am nächsten Tage nachmittags hatte die Badegesellschaft, welche am Strande auf und niederging, zum erstenmal das

Vergnügen, die mysteriöse Gouvernante des Goldfischchens in der Nähe zu sehen, denn Gräfin Sibylla ging in Begleitung der Mademoiselle zum Landungsplatz hinab, wo die Dampfschiffe anlegten.

Mademoiselle Therese hatte sorgfältig Toilette gemacht, wie sie ja auch schon in Tannhausen die einfachen Gemüter des Kastellans und Jakobs durch ihren „Staat" in Verwunderung setzte. Noch mehr aber als die Schleppe ihres schwarzen schmelzbesetzten Seidenkleides und der dunkle Schleier, welcher mit französischer Anmut um das Haupt geschlungen war, fiel den Vorübergehenden ihre selbstbewußte, herrische Haltung auf. Gräfin Sibylla erwiderte schüchtern die Grüße rechts und links und blickte ängstlich und erwartungsvoll aufs Meer hinaus. Ein großes Dampfschiff näherte sich brausend und schnaufend und legte sich dann langsam quer vor den Landungsplatz. Die beiden Damen blieben etwas seitwärts stehen und ließen die durcheinander schiebende Menschenwoge an sich vorüber gleiten. Da trat ein hoher Mann aus den übrigen, er näherte sich, zog hastig den Hut und Sibylla blickte mit leisem Grauen in das sonnengebräunte, düstere Antlitz des Baron St. Alban.

Sie legte furchtsam ihre Hand in die seine, indessen er sie betroffen ansah. Mademoiselle Therese sah diesen Blick und ihre weißen Zähne blitzten, als sie, den Schleier vors Gesicht ziehend, sagte: „Wir erhielten Ihren Brief, Monsieur."

„Zu meinem Erstaunen erfuhr ich bei meiner Rückreise in Stockholm durch einen Brief aus Tannhausen, daß Sie mit Sibylla hier wären. Du hast Dich in der That erholt, Sibylla," und wieder glitt sein unstäter Blick momentan gefesselt über sie hin, und wieder zuckte es über das verschleierte Gesicht der stolzen Dame wie jäher Schreck.

„Der Arzt verordnete für Komtesse einen Aufenthalt am Meere," sagte Mademoiselle Therese, „wir hoffen, Monsieur ist nicht unzufrieden."

„Natürlich nicht," versetzte er hastig, „es ist ganz gut, ganz recht. Ich bin nur überrascht, daß meine Mutter sich dazu entschloß."

„Madame wird alles thun, um Komtesse möglichst bald herzustellen," sagte Mademoiselle Therese schnell: „das sind, wie ich vermute, Monsieurs Sachen."

Ein Hausknecht hatte sich derselben bereits bemächtigt. Der

Baron winkte Ali, ihm zu folgen, und alle gingen durch den Sand zurück, zum neugierigen Staunen der Badegäste.

„Haben Monsieur schon eine Wohnung?"

„Ich gehe in das erste beste Hotel. Wo wohnen Sie?"

Mademoiselle wies aufwärts, wo sich der Wald über das schroffe Ufer neigte. „Wir haben eine sehr gute Wohnung. Komtesse hat liebenswürdige Damen gefunden, welche im selben Hause wohnen."

„Also gefällt es Dir gut hier?" frug Baron St. Alban, und wieder schien er von neuem zu stutzen, als er sie ansah.

„Sehr, sehr gut!" flüsterte Gräfin Sibylla und errötete vor Vergnügen.

„Und wie lange wird Sibylla noch hier bleiben?"

„Ich werde morgen früh kommen und Dich besuchen, Sibylla."

Sie standen an der Thüre eines Hotels und Ali verhandelte bereits mit dem Oberkellner. Der Baron verabschiedete sich zerstreut und ging hinein; die Damen setzten ihren Weg fort.

Gräfin Sibylla sprang wie ein Reh den steilen Weg hinan. Ihr war förmlich beklommen zu Mut gewesen zwischen den beiden Gestalten, welche ihr alle schwermütigen Erinnerungen an Tannhausen wieder wach riefen.

Am nächsten Tage, als Seraphine nach einer sehr schlechten Nacht, die sie gehabt, auf der Veranda im Sonnenschein saß und sich von Gräfin Sibylla aus einem französischen Buche vorlesen ließ, indessen Leona zeichnete und Malthus mit über der Stuhllehne verschränkten Armen der jungen Vorleserin zusah, hörten sie Schritte auf dem Wege und Gräfin Sibylla hielt inne, indem sie mit einem Seufzer sagte: „Jetzt kommt mein Onkel Lothar," und hastig Seraphine's Hand erfassend, flüsterte sie: „er nimmt mich aber nicht mit fort, nicht wahr?"

Seraphine's Hand bebte leicht, als sie dieselbe sanft fortzog und damit über das dunkellockige Haar ihres Schützlings strich. Dann blickte sie zu Malthus hinüber, welcher mit zusammengepreßten Lippen und errötetem Antlitz vor sich hinstarrte.

Freiherr St. Alban im weiten, faltigen Beduinenmantel, den breitkrempigen, schwarzen Filzhut in das braune, hagere Gesicht gedrückt, stieg die Treppe hinan und betrat die hölzerne Diele der Veranda, ehe Gräfin Sibylla zögernd aufstand und ihm

entgegen ging. Sie reichte ihm die Hand und Malthus schoß das heiße Blut in die Wangen, als er sah, daß der Baron sie auf die Stirn küßte, — obgleich dies in einer so zerstreuten, gleichgültigen Weise geschah wie nur möglich. Der Blick des Freiherrn glitt dabei hastig und schnell über die Gruppe, aus deren Mitte Sibylla ihm entgegen gekommen; plötzlich fuhr er heftig zurück und starrte tieferblassend hinüber; Gräfin Sibylla sah, daß er zitterte und schwankte, als ob ihm schwindlich würde.

Da erhob sich Malthus und trat vor. „Wir sahen uns schon einmal, Baron St. Alban," sagte er sich verneigend. Ja, schon einmal! Damals war die Begegnung schwer genug gewesen, heute war sie hundertmal schwerer, denn was mußte der finstere Mann denken, wenn ihm die Erbin von Tannhausen aus der Mitte der Enterbten entgegen trat!

Der Baron streckte hastig die Hand aus.

„Ich — freue mich, — Sie wiederzusehen" rief er mit bebender Stimme, und dann hielt er sich die Hand vor die Augen. Er schauderte und zitterte so, daß Malthus bei sich dachte, er müsse krank sein. Sibylla stand schüchtern daneben. Leona betrachtete neugierig den so viel besprochenen Mann, den die wenigsten je gesehen hatten und der sich durch sein ruheloses Umherreisen bereits den Spottnamen des „fliegenden Holländers" erworben hatte.

Da unterbrach Seraphine's süße, leise Stimme das peinliche, lange Schweigen: „Baron St. Alban, wollen Sie sich nicht setzen? Malthus, rücke jenen Sessel herbei."

Beim Klang dieser Stimme fuhr er wieder auf und sah sich scheu um; dann nahm er seinen Hut und stürzte, ohne ein Wort zu sagen, davon den Berg hinab.

In Leona's Gesicht zuckte der Mutwille auf. Nur mit Mühe bezwang sie ihr Lachen. Doch Seraphine winkte schnell Sibylla heran und flüsterte ihr zu: „Sibylla, Du kannst ja fliegen, eile ihm nach und sage ihm, ich ließe ihn sehr, sehr bitten doch zu kommen."

Gräfin Sibylla flog davon und tauchte bald in das Grün des mit Fichten bewachsenen Abhanges. Malthus sah ihr finster nach; Seraphine lag blaß mit geschlossenen Augen da und die durchschimmernde bläuliche Blässe, welche bei ihr stets zu körperlichem Schmerz gewordene Gemütsaffektionen verriet, überzog ihr Gesicht. Nur Leona lachte jetzt ungebunden.

„Lieber Malthus, nie in meinem Leben sah ich einen „interessanteren" Menschen! Leon in seinen tragischsten Momenten erreicht ihn nicht! Er sieht aus wie ein Spanier und hat die Salonmanieren eines Zulukaffern."

„Du vergißt, daß er sich in einer sehr peinlichen Lage befindet, uns gegenüber — zehnmal peinlicher, als es die unsrige ist," sagte Seraphine leise, „und ich wünsche von Herzen, daß es Sibylla gelingen möge, ihn zurück zu führen, damit wir es versuchen, ihn in eine etwas unbefangenere Stimmung zu bringen."

„Hältst Du ihn auch für wahnsinnig?" frug Malthus, „die Leute sagen es von ihm, und ich muß gestehen, sein Blick hat etwas Unheimliches."

„Ich glaube nicht, daß er wahnsinnig ist."

„Eine seltsame Familie ist es," versetzte Leona. „Diese geheimnisvolle Mademoiselle, die mich immer an einen Tiger erinnert, dieser Rinaldo, dem bloß das spitze Messer fehlt; das gefangene Mädchen, welches wohl nächstens wieder ihre Hände von der Zinne des Tannhausener Schloßturmes ringen wird, eine alte verrückte, geizige Frau, welche den Goldfisch verhungern läßt, im Hintergrund. Leon könnte darüber ein Trauerspiel, genannt „der schwarze Turm" oder das „blutige Gespenst," schreiben."

Da kam Gräfin Sibylla wieder zurückgelaufen. Sie flog auf ihren Platz zu Seraphine's Füßen und sagte: „Ich hatte solche Angst vor ihm. Er sah gar nicht, wohin er ging, und stieß an einen Baum. Ich sagte ihm, wie Du wolltest; doch er sagte nichts und ging schnell weiter."

Augenscheinlich war Gräfin Sibylla nicht sehr traurig hierüber; ihr Blick flog jetzt zu Malthus hinüber und sie frug leise und vergnügt: „Helfen Sie mir jetzt die Bucheckern holen?"

Malthus kämpfte lange, dann stand er auf und sagte hastig: „Lettow's hatten mich gebeten, an der Bootfahrt teilzunehmen."

Gräfin Sibylla sah traurig aus. „Aber das Eichkätzchen hat ja nichts mehr zu fressen und allein gehen soll ich auch nicht."

Er wechselte die Farbe und preßte die Lippen zusammen. Dann sagte er: „Ich komme mit Ihnen, Komtesse."

„Doch möchte ich nicht, daß Sie sich bemühen, wenn es Ihnen lästig ist," versetzte Gräfin Sibylla ängstlich; indes er nahm schnell das Körbchen und ging voran. Sie folgte ihm zögernd. Dann lief sie an seine Seite und berührte leise seinen Arm.

„Bin ich sehr unbescheiden?" frug sie, und in ihren großen Augen funkelten Thränen.

„Ich bitte Sie, Komtesse, fragen Sie mich nichts," rief er heftig, „wissen Sie noch nicht, daß es mir eine weit größere Freude ist, mit Ihnen zur Buche zu gehen, als mit der Gesellschaft im Boot zu fahren? Wenn ich Ihnen unartig und albern erscheine, so denken Sie sich stets dabei, daß ich traurig bin. Wollen Sie das thun, Sibylla?"

Sie sah ihn mit strahlender, kindlicher Freude an. „Wie schön, daß Sie auch einmal Sibylla sagen!" rief sie, und er fuhr erschrocken zurück und bückte sich dann, um einige Haselnüsse aufzuheben.

Gräfin Sibylla war nun wieder ganz getröstet, suchte emsig mit und plauderte fröhlich.

„Wie viel Leona weiß! Wir haben jetzt zusammen die griechische Kunstgeschichte gelesen. Sie ist so klug und sie sagte mir, sie hätte schon als Kind für ihr Leben gern gelernt und gelesen. Ich fürchte, ich werde das nie für mein Leben gern thun. Wissen Sie, wie viel Bibelsprüche ich schon auswendig gelernt habe? Zweiundfünfzig! Ist das nicht sehr viel? Haben Sie einen Lieblingsbibelspruch? Ich habe einen, er heißt: „Seht die Lilien auf dem Felde, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, und ich sage euch, daß Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eins!" Ist das nicht wunderschön? Ich habe den lieben Gott deswegen noch viel lieber gewonnen, seit ich weiß, daß er sich um jede Blume kümmert. Das wußte ich früher nicht. Aber ich denke, ich werde noch mehr darüber lernen, wenn ich erst in der Bibel lese, die Seraphine mir geschenkt hat. Ich werde in Tannhausen viel in der Bibel lesen."

Malthus hörte schweigend zu. Beide gingen wieder dem Hause zu und nach einer Pause sagte Gräfin Sibylla flehend: „Sagen Sie mir doch, weshalb sind Sie jetzt immer so traurig?"

„Wenn Sie das nicht wissen, so kann ich es Ihnen nicht sagen," versetzte er, und als sie ihm zutraulich und forschend in das Gesicht blickte, senkte er ausweichend den Blick.

„Ich kann es nie von selber erraten," sagte Sibylla niedergeschlagen.

„Mag es Ihnen immer ein Rätsel bleiben," versetzte er; „sollten Sie es aber jemals verstehen und begreifen lernen, obgleich kein

Mensch es je verstehen und begreifen kann, dann denken Sie an mich."

„Ich will es nicht wissen, wenn es ein Geheimnis ist," sagte sie seufzend; „aber ich wünschte, es wäre kein Geheimnis."

„Es ist ein Traum," versetzte er, „ich träume immerfort von einer blauen Wunderblume; sie steht nicht weit von mir in einem Walde, aber ich kann sie nicht pflücken; denn eine Mauer von Gold, Diamanten und Rubinen trennt mich vor ihr. Die Mauer ist viel zu hoch, als daß ich je hinüber könnte."

Sibylla hatte aufmerksam zugehört. „Das ist ein Rätsel!" sagte sie dann schnell und nickte mit dem Kopfe. „Jakob gab mir solche oft auf, doch bin ich erschrecklich dumm im Raten. Freilich gab ich mir bei seinen Rätseln nie solche Mühe, wie ich mir bei diesem geben werde. Darf ich raten?"

„Das Erraten dieses Rätsels bricht einen Zauber," versetzte er; „in dem Augenblick, wo Sie es geraten haben, werden Sie aufwachen und die ganze Welt in anderen Farben sehen."

Verwundert blickte Sibylla ringsumher und auf's blaue Meer hinaus.

„Adieu, Komtesse, ich gehe diesen Weg hinab. Sagen Sie Seraphine, ich sei zur Bootfahrt hinunter gegangen."

Kopfschüttelnd kam Sibylla zum Hause; doch sie fand Seraphine nicht mehr auf der Veranda, und da dies immer ein Zeichen war, daß sich dieselbe angegriffen fühlte, wenn sie so bald in's Zimmer zurückkehrte, so wollte Sibylla sie nicht stören und setzte sich still auf die hölzernen Stufen und blickte auf's Meer hinab. Sie zerbrach sich vergeblich den Kopf, um das Rätsel zu raten!

Der nächste Tag war so warm, voller Sonnenschein und windstill, daß Seraphine den ganzen Vormittag im Walde zubrachte, von Sibylla im Rollstuhl geschoben. Malthus hatte sich auch eingefunden, doch er war ernst und schweigsam, und als er sich einmal bückte, um einige Eicheln aufzuheben, sah Leona, daß er es nur that, um die Thränen zu verbergen, welche er mit zusammengebissenen Zähnen zu unterdrücken bemüht war. Als sie an einer sonnigen Waldblöße ankamen, sagte Seraphine, sie wolle den Versuch machen, eine kleine mit Haselsträuchen bewachsene Anhöhe hinauf zu gehen, wenn Malthus sie unterstütze.

„Ist es nicht etwas gewagt, mein Engel?" frug Leona besorgt, und zu Malthus gewandt, fügte sie hinzu: „Seraphine ist seit

heute ganz darauf kapriziert, die Gesunde zu spielen! Ihr soll absolut nichts mehr fehlen!"

„Wenn ich wochenlang nur zu meiner Gesundheit gelebt habe, so ist das doch wohl natürlich, daß ich Fortschritte sehen möchte," sagte Seraphine lächelnd, und Malthus unterstützte die zarte Gestalt, während sie mutig ihr Bestes that, um allein zu gehen, und dabei heiter ausrief: „Es geht, es geht sehr gut! Wenn ich denke, welch' ein Unterschied ist zwischen heute und Leona's Hochzeitstag, als Adlerstein mich aus der Kirche brachte, so fühle ich den Fortschritt."

Leona's Antlitz war sehr blaß, als sie ruhig bemerkte: „Auch er wird sich hierüber freuen."

„Gewiß," versetzte Seraphine unbefangen; dann aber als sie Leona ansah, verstummte sie plötzlich und schrak leicht zusammen.

Malthus geleitete sie zu einer kleinen Rasenerhöhung; Decken wurden ausgebreitet und Seraphine setzte sich, den Rücken gegen einen Baumstamm lehnend, an den Sibylla sorglich ein Polster schob.

Gräfin Sibylla sah von Zeit zu Zeit scheu auf Malthus, welcher sich in's Gras geworfen hatte und Halm auf Halm achtlos aus dem Boden zog und fortwarf, so daß Gräfin Sibylla großes Mitleid mit den armen Gräsern und Blättern hatte und endlich schüchtern leise sagte: „Wird denn der liebe Gott nicht böse, wenn man den Blumen weh thut, da er doch jede kennt?"

Malthus fuhr auf und schien seine Gedanken erst sammeln zu müssen; dann sprang er auf und ging quer in den Wald hinein, ohne sich umzusehen.

Leona blickte ihm zuerst schweigend nach, dann sagte sie zu Sibylla: „Bleibe bei Seraphine, bis ich wiederkomme," und ihre weiche, märchenhafte Gestalt glitt davon. Sie fand Malthus an einen Baum gelehnt, in Gedanken versunken. Er schrak zusammen, als sie neben ihn trat und leise seinen Namen nannte. Das Blut stieg ihm in die Wangen.

„Wirst Du mich für sehr aufdringlich halten, Malthus, wenn ich mit Dir über etwas rede, was Dich jetzt am meisten beschäftigt?" frug sie mit ihrem zauberhaft zarten Erröten, aber doch auch mit der überlegenen Sicherheit der Frau.

Malthus wollte sich heftig abwenden, aber sie legte ihre Hand auf seinen Arm und sah ihn mit aufrichtiger, schwesterlicher Teil-

nahme an: „Malthus, weshalb willst Du Dich und sie Deinem Stolze opfern? Ich bitte Dich, ich flehe Dich an, spiele doch nicht mit der Liebe; das rächt sich schwer."

Und wie er sie betroffen ansah, lag ein Ausdruck mitfühlender Angst in ihrem Gesicht, welcher ihm seltsam neu an ihr war.

„Und das sagst Du mir, Leona?" frug er.

Sie schlug den Blick langsam nieder. „Glaubst Du denn, ich hätte ohne Nutzen wochenlang mit Seraphine zusammen gelebt?" frug sie, „aber von mir ist jetzt gar nicht die Rede. Malthus, ich bitte Dich, quäle das Kind nicht länger."

„Weil sie ein Kind ist, so fühlt sie keine Qual," versetzte er, „weshalb willst Du mich versuchen, Leona? Ich werde nie das entrissene Erbe auf diese Weise wieder an mich bringen."

„Denke doch nicht daran. Du bist doch sonst mutig; trotze der Meinung der Welt. Was geht es Dich an, was dieselbe sagt, wenn Du Dein Gewissen frei fühlst?"

„Ich habe viel zu tief unter unserem Schicksal gelitten, um jetzt sagen zu können: es ist mir gleichgültig, ob ich Tannhausen zurückerhalte oder nicht," versetzte er leise; „wenn ich je über den Grund ritt, als dessen Herrn ich mich im innersten Herzen fühlte, dann kochte mir oft das Blut und der Atem versagte mir. Ich bin nicht ganz so sorglos wie ich scheine, Leona. Es hat schwerer Kämpfe und Seraphine's steter Hilfe bedurft, ehe ich das schmerzliche Gefühl des Verstoßenseins überwand und die Bitterkeit aus meinem Herzen riß. Hätte es jemals geheißen: es war alles nur ein böser Traum! glaubst Du, ich wäre nicht tieferfreut gewesen? Nun jetzt ist dort plötzlich eine Pforte, durch welche ich wieder in das verlorene Erbe dringen könnte; Du wirst begreifen, daß ich dies nimmermehr thun werde."

„Und über all diesen stolzen Bedenken, Zweifeln und Betrachtungen vergißt Du die Hauptsache für Dich und sie. Ist sie Dir denn nicht mehr wert als die ganze übrige Welt und kannst Du denn nicht ihretwegen alles, was die Leute sagen mögen, ertragen? Sie wird für ihr Leben eine unglückliche Gefangene sein in jenem alten Räubernest; auch Du wirst sie schwerlich vergessen können."

„Sie wird den Baron St. Alban heiraten" versetzte Malthus; „soll ich die Braut eines andern stehlen?"

„Stehlen, wer spricht davon? Aber tritt vor ihn hin und

fordere sie, offen und mutig. Du hast ein größeres Recht auf sie als er; denn er liebt sie nicht und sie fürchtet ihn!"

Malthus atmete heftig. „Leona," murmelte er, „höre auf!"

„Nein, nein," sagte sie lächelnd, fast süß schmeichelnd „ich bitte Dich, lieber Malthus, höre auf mich. Rette jenes Kind. Sie wird mit dem Manne verheiratet werden, der nur ihr Geld haben will."

„Das ist nicht der Fall!" rief Malthus.

„Nun, ich vermute es bloß; was ich aber weiß, das ist die Gewißheit ihres Elends! Malthus," sie sah ihn starr und flehend an, während ihre Stimme zitterte, „kannst Du Dir denn etwas Entsetzlicheres denken, als die Gemahlin eines Mannes zu sein, den man nicht liebt, und im Herzen das brennende Feuer für einen andern eingeschlossen halten zu müssen? Diesem Schicksal gibst Du sie preis!"

Malthus sah heftig bewegt vor sich nieder, doch dann versetzte er fest: „Noch brennt das Feuer nicht, und meine Schuld soll es nicht sein, wenn es jemals entzündet wird. Ehe ich aber vor den Baron St. Alban trete und ihm sage: Gebt mir Eure Braut und gebt mir mit ihr Tannhausen zurück! eher ginge ich lieber als Bettler an einen Kaiserhof und würbe um die Thronerbin. Zu letzterem hätte ich vielleicht den nötigen, unverschämten Husarenmut, das erstere aber begehre ich beides viel zu stürmisch, um es je zu thun! Wenn mein Stolz mir dabei hilft, so suche doch nicht, ihn mir zu brechen, denn Du erschwerst mir nur, was sein muß!"

Leona sah ihn tiefernst an. „Du bist ein Mann geworden, Malthus," sagte sie dann, „von dem Augenblick an, wo Du wie ein Hase vor der schönen Gisela davonliefest!"

Er errötete heftig. „Erinnere mich nicht an jene Zeit, Leona," sagte er, den Blick senkend; „wenn ich an sie zurückdenke, so fühle ich, daß ich nicht wert bin, ein so reines sanftes Geschöpf mein zu nennen, zu schützen und zu bewahren. Leona wird es in Altstadt wieder so werden?" er sah sie forschend an „Du weißt, das liegt in Deiner Hand."

Sie legte diese kleine Hand in die seine, mit festem Druck. „Nein, Malthus!" sagte sie und sah ihn groß und offen an mit dem prächtig weiten Blick, den er früher als Kind an ihr bewundert hatte.

„Ist auch das Seraphine's Einfluß?" frug er, und als sie nickte und noch tiefer erglühte, rief er bewundernd: „Du hast mich oft bezaubert, Leona, doch nie mehr als in diesem Augenblick."

„Ich habe nichts ausgerichtet, Malthus, und ich bin traurig darüber, dennoch freue ich mich Deiner Festigkeit. Hoffentlich aber kommt die Sache doch noch bald zu einem glücklichen Ende!" Er schüttelte niedergeschlagen den Kopf.

Während Leona und Malthus fort waren, saß Seraphine mit halbgeschlossenen Augen auf ihrem erhöhten Sitz unter den Haselnußstauden und die junge Birke, an deren Stamm sie sich lehnte, streute ihre goldnen Blättchen auf das weiße Gewand. Gräfin Sibylla saß still zu ihren Füßen und knüpfte aus den ausgezupften Grashalmen den volkstümlichen prophetischen Kranz, welchen Jakob ihr gelehrt hatte. Ihr Eichkätzchen lag, zu einer Kugel gerollt, blinzelnd auf ihren Knieen und sie flüsterte ihm fast unhörbar allerlei zu, bis sie plötzlich auffuhr und sich hastig umsah.

„Dort steht jemand zwischen den Bäumen," sagte sie furchtsam, „er sieht hierher, jetzt ist er fort. Doch nein, dort steht er wieder!"

„Nun, es wird ja kein Räuber sein," sagte Seraphine; „überdem ist Malthus nahe. Denkst Du nicht, daß er uns beschützen kann?"

„Ja," sagte Sibylla freudig und fügte wie in Gedanken hinzu, „er wird nicht einmal dulden, daß uns ein böses Wort gesagt wird! Der Mann ist wieder fort. Nun aber kommt er dort heraus, doch aber —," sie stutzte plötzlich —, „ach es ist Onkel Lothar, siehst Du wohl?"

Jetzt schauderte Seraphine leicht zusammen, dann aber, sich fassend, sagte sie: „Glaubst Du, daß er hierher kommen wird?"

„Ich glaube wohl. Wenn ich jetzt zurück denke, habe ich ihn, ohne dessen klar zu werden, schon die ganze Zeit über gesehen, wie einen dunklen Schatten jenseits zwischen den Bäumen. Und er ist immer näher gekommen. Soll ich ihn rufen?"

Seraphine schüttelte den Kopf. „Nein," sagte sie, „wenn er aber wirklich herkommen sollte, dann hilf mir ein wenig, damit ich aufstehen kann, denn ich möchte ihm, und wenn es auch nur drei Schritte sind, entgegen gehen."

Gräfin Sibylla machte große Augen.

„Wirst Du das aber können?" frug sie ängstlich, „und was ist denn an Onkel Lothar, daß Du ihn so besonders ehren willst? Du standest doch nicht auf, als neulich die Prinzessin uns begegnete und mit Dir sprach."

Seraphine blickte nachsinnend in die forschenden Kinder-

augen. „Vielleicht will ich ihn damit nicht ehren, sondern trösten," sagte sie leise.

„Ich verstehe nicht," sagte Sibylla kläglich.

„Denke auch nicht darüber nach," versetzte das blasse bebende Mädchen und küßte sie zärtlich, „sage mir, ob er näher kommt."

„Jetzt kehrt er sich wieder her, jetzt geht er über die Heide, aber er bleibt immer wieder stehen. Nun aber kommt er schneller. Jetzt ist er nah, o Seraphine — was willst Du? Du willst doch nicht wirklich aufstehen?"

„Hilf mir, — gib mir Deine Hand . . .; ich kann, Sibylla, denn ich will."

Mit übernatürlicher Kraft richtete sie sich auf und stand, Sibylla leicht zurückweisend, zum erstenmal wieder frei und ohne Stütze da. Die blumenhaft leichte, hoch und fein gebaute Gestalt schwankte und eine totenhafte Blässe legte sich über das liebliche Gesicht, aber sie schlug den Blick voll und klar dem Kommenden entgegen und kam mit einigen, zitternden Schritten auf ihn zu, ein Lächeln auf den erblaßten Lippen.

Der ruhelose tiefsinnige Mann starrte die Engelserscheinung sprachlos an und in seinen Mienen wechselten wilde Verzweiflung mit durchblitzender Hoffnung. Dann machte er nach sichtlichem Kampfe mit sich selbst eine heftige Bewegung auf Seraphine zu. Er wollte sich ihr zu Füßen stürzen, aber er erreichte sie gerade noch zeitig genug, um sie aufzufangen, ehe sie, am Ende ihrer Kraft, zusammenbrach.

Erschrocken schob Gräfin Sibylla den Rollstuhl näher, aber Baron St. Alban sah weder sie noch den Rollstuhl, er hielt das Opfer seines jugendlichen Jähzornes in den Armen, als wolle er sie nie wieder hergeben, und doch zitterte seine hohe Gestalt, als bedürfe er selber der Stütze. Erst als sie den Kopf hob und ihn erschrocken und flehend ansah, trug er sie auf den Sessel; dann als sie erschöpft zurücksank, warf er sich vor ihr nieder und verbarg sein Gesicht in den Falten ihres Gewandes. So lag er ohne zu sprechen, von Zeit zu Zeit fuhr es wie ein Fieberfrost durch seine Glieder.

Bei Seraphine löste sich die Spannung in heißen Thränen, aber selbst während sie weinte, brach doch ihr Lächeln schon wieder hier und da hindurch, und als sie endlich ihre Thränen trocknete, war jede Aufregung verschwunden und sie beugte sich über den Liegenden und berührte ihn leise:

„Stehen Sie doch auf, Baron St. Alban, es macht mich traurig, Sie so unglücklich zu sehen."

Er blickte auf und sah sie verstört an, als er aber ihrem Blick voll heißen Mitleids begegnete, senkte er wieder das Haupt.

„Längst hatte ich gehofft, daß Sie einmal zu mir kommen würden," flüsterte Seraphine, „fort und fort habe ich an Sie gedacht und für Sie gebetet, als für einen, dessen Seelenheil mir vor vielen andern am Herzen liegt. Einmal schrieb ich Ihnen auch, es war vor vielen Jahren, ich war noch ein Kind. Jetzt thut es mir schmerzlich leid, daß ich den Brief nie abschickte. Wissen Sie, was in ihm stand?" Sie fuhr fort, ihm tröstend, leise zuzureden. Als sie geendet, griff er hastig nach ihrer Hand und preßte dieselbe an seine glühende Stirn, dann sprang er auf und eilte davon. Seraphine blickte ihm bekümmert nach, doch dann lag sie still mit geschlossenen Augen, den Kopf zurückgelehnt, die Lippen leise wie im stillen Gebet bewegend, die Hände gefaltet.

Scheu und ängstlich stand Gräfin Sibylla von fern. Daß Onkel Lothar vor Seraphine gekniet hatte, wunderte sie nicht im mindesten. War doch Seraphine seinetwegen aufgestanden, was sie gewiß noch vor keinem Menschen gethan hatte! Aber der ganze Vorgang stimmte sie doch feierlich und ernst; sie setzte sich leise zu Seraphines Füßen und frug nach nichts.

Dann kamen auch Malthus und Leona wieder und man kehrte nach Hause zurück.

Am Nachmittag kam Baron St. Alban und machte Malthus und Seraphine Besuch. Leona ließ die Geschwister mit ihm allein, und wenn auch Malthus befangen und in wechselnder Stimmung war, so verlief der Besuch doch, dank Seraphines strahlender Liebenswürdigkeit, so leidlich. Man sprach über gleichgültige Dinge und Seraphine wußte dem Baron endlich eine Beschreibung seiner letzten Reise nach Norwegen zu entlocken, welche, so einsilbig sie auch ausfiel, doch das Gespräch in vollkommen unbefangene Bahnen lenkte. Malthus gewann Sicherheit, sowie er merkte, daß es dem Baron hieran selber völlig fehlte und daß derselbe in der That, wie Seraphine gesagt hatte, das peinliche der Lage viel tiefer empfand als sie. Das seltsam melancholische, ruhelose und finstre Wesen des Mannes, den er noch nebenbei als Nebenbuhler haßte, war ihm zwar in tiefster Seele unsympathisch, aber er fühlte doch auch wieder ein Mitleid mit ihm, dessen er sich nicht erwehren konnte.

Als der Baron gegangen war, atmeten die Geschwister beide auf; dann sah Malthus lächelnd auf die Schwester und sagte: „Nun, das wäre überstanden; auch Dir wird wohl nicht sehr nach einer Wiederholung verlangen!"

„Wenn ich wüßte, daß man ihm durch Sympathie wohlthun und ihn durch Fröhlichkeit aufheitern könnte, würde ich ihn gern auffordern, öfters zu kommen!"

„Sei nun einmal kein Engel," bat er zärtlich, „und gib zu, daß Du ihn auch nicht ausstehen kannst."

„Dazu bemitleide ich ihn viel zu sehr."

„Das einzige, was mich mit ihm aussöhnen könnte," sagte Malthus, „ist die über alle Beschreibung gehende Ehrerbietung, die er vor Dir hat. Ich habe zwar stets meine stolze Freude an der Bewunderung, die Dir von allen Seiten zu teil wird; nie aber sah ich, daß Du auf jemand einen so tiefen Eindruck machtest, wie auf diesen Spanier.

XI.

Nachdem das erste Eis gebrochen, wurde Baron Lothar ein fast täglicher Gast im Waldhause. Er kam oft schon früh morgens, wenn noch kalte Luft durch die Tannen strich und das Meer, wie geschmolzenes Silber glänzend, sich zu Füßen des waldreichen, hohen Ufers ausbreitete. Dann konnte der Mann in nie endender Unruhe stundenlang vor dem Hause auf- und niedergehen, schweigsam und achtlos auf die leuchtende Schönheit der herbstlichen Landschaft. Er bemerkte die funkelnden Augen nicht, die hinter schützendem Vorhang geborgen, unablässig seinen Bewegungen folgten. Was zog ihn hierher und hielt ihn an diese Stelle gebannt?

Die funkelnden schwarzen Augen sahen noch mehr, ... die Thüre öffnete sich dann und Sibylla, stets eine Lerche im Frühaufstehen, sprang tanzend auf die Veranda. Dann fuhr der Wanderer jedesmal auf und ging ihr entgegen, und er beugte sich zu ihr herab und viele Fragen und Antworten wurden getauscht; hastig und schnell frug er und sie schien vertraulich und lächelnd zu antworten. Sibylla schien alle Scheu vor ihrem Onkel verloren zu haben.

Nun, sicherlich waren dies harmlose Dinge, die der kleine, fröhliche Mund zu plaudern hatte. Was sollte sie ihm denn anderes erzählen als von dem, was sie alles Herrliches erlebt und gesehen und welche Freunde sie gefunden hatte, seit sie Tannhausen verließ! Daß er aber unverwandt lauschte, sich immerfort zu ihr neigte und auf das geringfügige Geplauder des Mädchens, welches er bisher kaum angesehen, mit voller, ungeteilter Teilnahme blickte, daß er immer wieder Fragen zur Hand hatte, wenn sie schwieg, und keinen Blick von ihr wandte: das machte die spähenden Augen oft zornig auffunkeln.

Man dachte jetzt schon täglich an die Rückreise; aber da das Wetter noch so schön war und die Luft, wenn auch frisch, Seraphine doch stärkte, so ward die Abreise von Tag zu Tag verschoben. War der Nachmittag schön, so ging es in den Wald unter die Buche und Baron St. Alban hatte hier Tische und Bänke hinbringen lassen, so daß der Platz mehr und mehr bekannt ward. Selten nur noch saßen die drei Damen hier allein. Die übrigen Badegäste, welche unten am Strande über Wind und Kälte klagten, flüchteten sich auch hinauf in den Schutz des Waldes, und oft waren alle die primitiven Bänke besetzt und Seraphine saß in der Mitte einer lachenden, heiteren Gesellschaft.

Baron St. Alban war meistens ein schweigsamer Gast inmitten der Frohen. Er war es zu gewohnt, als ungekannter Reisender stumm hindurch zu gehen und die Gesellschaft nur wie ein Schauspiel zu betrachten, an der er keinen Teil hatte. Er war es gewohnt, sich von Leuten verschiedenartigster Nationalität umgeben zu sehen und auch das Fremdartigste konnte ihm nicht mehr imponieren; dennoch war er so menschenscheu und ohne gesellige Formen geblieben, daß Leona wirklich nicht so ganz unrecht hatte, wenn sie seine Salonfähigkeiten mit denen der Kaffern verglich.

Die muntere Gesellschaft betrachtete stets mit Neugierde und unendlichem Interesse den merkwürdigen Mann, welcher sogar durch Fräulein Clarissa's naiv-dreiste Ausfälle selten zu einer Antwort zu bringen war. Er saß meistens nicht weit von Seraphine, welche nie versäumte, ihn oft und freundlich anzureden, um ihn aus seiner Versunkenheit heraus zu reißen. Sie hatte auch eine unfehlbare Gewalt über ihn, und Leona amüsierte sich oft mit Malthus zusammen darüber, wie sie den „Wilden" zu zähmen verstand. Eines

Nachmittags, als alle unter der Buche versammelt waren, sagte Gräfin Sibylla leise zu Seraphine: „Wenn doch Malthus mit mir gehen könnte. Ich habe eine Stelle gesehen, wo es noch Pilze gibt; aber ich soll ja nicht allein in den Wald." Seraphine blickte auf Malthus, welcher an der Buche lehnte und einen Ast in Stücke zerbrach, während Fräulein Clarissa vor ihm stand und in ihn hinein schwatzte, ohne daß er das Geringste davon zu hören schien.

„Ich glaube, Malthus," Seraphine stockte. — „Ach ja," sagte Sibylla traurig, „ich sehe jetzt, er spricht mit Fräulein Clarissa."

„Was will die Kleine?" frug Fräulein Clarissa, sich umwendend, indessen Malthus jetzt plötzlich den Ast hinwarf und schnell aufsah. Gräfin Sibylla versetzte schüchtern: „ich weiß eine Stelle, wo noch Pilze stehen."

„Wie allerliebst!" rief Fräulein Clarissa in die Hände schlagend, „Herr von Tanne, gehen wir Pilze suchen! Wollen Sie?"

Schließlich erhob sich, was Fräulein Clarissa gar nicht beabsichtigt hatte, die ganze Gesellschaft, um einen Spaziergang zu machen und bei der Gelegenheit die Stelle zu sehen. Als Seraphine sich mit Baron St. Alban allein sah, wandte sie sich freundlich zu ihm: „Kommen Sie, setzen Sie sich hierher. Ich sehe Sie immer nur unter so vielen, und es wird mir oft schwer, Sie den düsteren Gedanken überlassen zu müssen, die ich so deutlich auf Ihrer Stirn lese." Er beugte sich in heftiger Bewegung über ihre Hand und murmelte: „Ich kann nur mit jeder Stunde, in der ich Sie sehe, unglücklicher werden." — „Das will ich nicht hoffen," versetzte sie heiter; „mache ich Ihnen wirklich einen so beklagenswerten und nicht im Gegenteil einen sehr glücklichen Eindruck? Oder denken Sie, daß es nicht angenehm ist, von aller Welt verwöhnt und geliebt zu werden? Oder halten Sie meine Fröhlichkeit etwa für erzwungen?"

„Können Sie auch vergessen; ich kann es nicht!" versetzte er. „Eine doppelte, quälende Last liegt mir auf der Seele und trieb mich bisher unablässig durch die Welt: das Bewußtsein, daß ich Ihnen Reichtum, Erbe und Gesundheit entriß. Ist das nicht genug?" Sie blickte ihm kopfschüttelnd, mit strahlendem Lächeln in das dunkle Antlitz und versetzte: „Es ist nicht Ihre Schuld, daß Sie jetzt in Tannhausen Herr sind. Was aber mich betrifft, so bin ich so glücklich, so reich gesegnet im Leben, so umgeben von Geschwistern- und Freundesliebe, daß ich nie, nie um Gesundheit gefleht

habe; denn gerade meine Abhängigkeit von anderer Hilfe bewirkt, daß ich täglich neue Erfahrungen machen darf, die mich beglücken und mir meine Mitmenschen wert machen. Was sollte ich klagen?"

„Ich kann es aber nicht lernen, an Ihre Vergebung zu glauben," murmelte er.

„Doch ich habe stets nur mit Mitleid an Sie gedacht. Ich bedauerte Sie von ganzem Herzen, denn ich konnte mir ja Ihre Trauer und Ihre Reue so deutlich vorstellen. Sie handelten ja nicht mit Absicht, Sie wurden heftig und wußten wohl selbst nicht, was Sie thaten. Hätte ich anstatt auf der schmalen Brücke, auf dem Wege gestanden, so wäre nichts Erschreckliches daran gewesen."

Er schauderte zusammen und preßte beide Hände vor die Augen. „Fort, fort!" stöhnte er, „diese Erinnerung hat mein Hirn bereits wund gerieben. Ich darf nicht mehr daran denken, am wenigsten in Ihrer Gegenwart. Das ist der Punkt, um den sich seit sechzehn Jahren all mein Denken und Fühlen dreht in ewiger Bewegung. Alles andere ist tot, gestorben, stumpf geworden, nur dieser eine Gedanke hetzt den Todesmatten stets wieder auf und jagt ihn weiter . . . die Schuld des Mörders!" Das war wahrlich ein seltsamer Kontrast, wie sich das zerbrechlich blasse Mädchen so überlegen zu dem leidenschaftlichen großen Mann herabneigte, den seine maßlose Verzweiflung und sein wildes Naturell in ihren Augen bloß bemitleidungswürdig erscheinen ließ. Eine andere hätte sich, und wenn sie noch so kräftig und mutig gewesen wäre, sicherlich gegraut vor den Ausbrüchen eines Charakters, dessen düstere Melancholie nur die Decke war, unter welcher ein ungebändigter Vulkan gährte. Seraphine versetzte bloß eifrig: „Oh, knieen Sie doch nicht vor mir, ich bitte Sie. Wie soll ich Sie denn trösten, wenn Sie sich so wild gebärden? Sie übertreiben entsetzlich. In Ihrem ganzen Leben haben Sie keinen Mord begangen; aber ich weiß schon," fügte sie leiser und traurig hinzu, „das kommt alles daher, daß Sie in der Welt herumgeirrt sind, mit keinem Menschen zusammenkamen und immerfort nur hierüber nachgrübelten. Da sind die schwarzen Gedanken in's Unendliche gewachsen und jetzt können Sie nicht mehr darüber hinaus. Sehen Sie mich doch an, ich lebe ja zur Stunde noch. Krank aber wäre ich auch sicherlich geworden aus Übermüdung."

Er warf sich auf den Boden, den Kopf auf die verschränkten

Arme drückend. Der mächtige Mann zitterte konvulsivisch und sein langes kohlschwarzes Haar fiel ihm wild über die Stirn. Sie betrachtete ihn seufzend, doch dann sagte sie: „Ja, ich spreche absichtlich von der Sache, damit Sie sehen, daß ich es thun kann, ohne auch nur im geringsten feierlich gestimmt zu werden. Das möchte ich, lernten Sie auch. Für mich war es kein solches Unglück, wie Sie wähnen, und für Sie ist es ganz gewiß zum Segen geworden, indem es Sie von Ihrer jähzornigen Heftigkeit heilte. Habe ich nicht recht?" Er erhob sich und blickte sie tiefaufatmend an, während Seraphine ihm lächelnd die Hand hinstreckte. „Gott helfe Ihnen doch auch an seine Barmherzigkeit glauben," sagte sie freundlich; „viel Sorge, Unruhe und Gedanken haben Sie mir schon gemacht, möchte ich bald nur noch zu danken haben!"

Das Gespräch ward hier durch Leona unterbrochen, welche zurückkam, um Seraphine nach Hause zu bringen. Baron St. Alban stand mit einer Miene am Rollstuhl, welche so deutlich aussprach, daß er die Leitung desselben beanspruche, daß Leona, als die beiden Kousinen allein im Zimmer waren, lachend ausrief: „Ich werde mich bald fürchten, in Deine Nähe zu kommen, denn unser Zulukaffer hält jegliche Annäherung für einen Eingriff in seine dokumentierten Rechte und wirft mit Blicken um sich wie eine Löwin, die ihr Junges verteidigt. Sage mir um Himmelswillen, wie bändigst Du diesen Wilden?" Seraphine lächelte. „Das kann ich Dir wirklich nicht sagen, aber es geht ganz gut. Vielleicht kommt es daher, weil ich keine Furcht vor ihm habe und gar nicht beanspruche, daß er Salonmanieren anlegen soll. Ich wünsche von Herzen, daß er uns alle lieb gewinnt und Zutrauen zu uns faßt; denn er ist sehr unglücklich und leidet schwer unter dem drückenden Bewußtsein, uns verdrängt zu haben. Überlasse ihm auch, den Rollstuhl zu schieben, ich weiß, es ist ihm eine Freude, etwas für mich thun zu dürfen!"

Einige Tage später, als Malthus gerade mit Lettow's und einigen Bekannten im Hotel, wo sie wohnten, die Treppe herab kam, öffnete sich auch die Thüre vom Zimmer des Baron St. Alban; derselbe trat hastig heraus. „Kann ich Sie wohl einen Moment sprechen, Herr von Tanne?" Malthus verneigte sich gegen die übrigen und folgte der Einladung. Baron St. Alban bat ihn einzutreten, und als dies geschehen, ging er erst in großer Erregung auf und nieder, ehe er sich soweit gesammelt hatte, um

zu sprechen: „Ich muß Sie sehr um Entschuldigung bitten, daß ich Sie belästige."

„In der That, ich stehe zu Befehl," versetzte Malthus höflich. Augenscheinlich war der Baron in großer Verlegenheit um einen Anfang, bald trat er ans Fenster, bald zurück, endlich sagte er abgebrochen: „Vielleicht beruhen meine Wahrnehmungen auch auf einem Irrtum."

„Was für Wahrnehmungen?" frug der junge Offizier und trat einen Schritt zurück. Eine brennende Röte stieg in sein Gesicht.

„Wie dem auch sei, ich bitte Sie dringend, das, was ich Ihnen sage, nicht als Aufdringlichkeit meinerseits anzusehen," begann der Baron wieder und warf einen unsicheren Blick auf den andern; doch dessen Bewegung sehend, fuhr er ruhiger fort: „Ich hörte heute durch die Wand dieses Zimmers im Nebensalon davon sprechen, man sage, Sie hätten ein Duell gehabt." Malthus kniff die Lippen zusammen und blickte mit gesenkten Brauen vor sich nieder. Da er nichts antwortete, fuhr Baron St. Alban stockend fort: „Man erzählt sich, Sie hätten sich wegen meiner Nichte, der Gräfin Rhede, duelliert." Malthus schwieg. — „Man sagte ferner, Sie hätten jemand gefordert, der die Gräfin beleidigte." Er stockte wieder, doch da Malthus nichts sagte, fuhr er fort: „und Sie thaten dies in meinem Namen. Ich habe Ihnen zu danken;" er hielt ihm die Hand hin, doch Malthus verbeugte sich. „Oh, bitte sehr, Herr Baron, das verstand sich doch von selbst. Ich hatte kein Recht, mich in meinem Namen zu schlagen, da ich es für die Braut eines andern that."

Baron St. Alban betrachtete ihn lange, dann frug er: „Darf ich erfahren, durch wen Sie zu der Ansicht gelangten, Gräfin Rhede sei meine Braut?"

„Diese Ansicht ist sehr verbreitet," versetzte Malthus, „die Gräfin selber sprach mit uns einige Male darüber, daß sie durch Ihre Frau Mutter über ihr Schicksal unterrichtet worden sei." Der Baron fuhr heftig auf, doch dann bezwang er sich und sagte, indem er wieder ans Fenster trat und nervös mit den Fingern ans Glas schlug, „die Gräfin Rhede ist durch kein Verlöbnis an mich gebunden; doch wenn dies auch der Fall wäre, ich gäbe sie frei in dem Augenblick, wo ich entdeckte, daß ihr Herz anders gewählt hat."

Ein langes Schweigen folgte, Malthus stand blaß und unbeweglich und biß die Zähne auf einander; endlich sagte er stolz:

„Wollen Sie etwa damit andeuten, daß ich Ihre Abwesenheit dazu benutzt hätte, um eine solche Meinungsänderung hervorzurufen?" Der Baron trat schnell auf ihn zu. „Nein, nein!" rief er; „ich wiederhole Ihnen, daß es mein Wunsch ist, die Gräfin Rhede glücklich zu verheiraten. Sie hat die freie Wahl. Jeder darf um sie werben, und ich sollte meinen, der, welcher im Zweikampfe sein Leben für sie wagte, hätte das erste Recht!"

Malthus sah vor sich nieder; in ihm stürmte die leidenschaftliche Liebe, welche ihr Recht forderte, aber im nächsten Augenblick schon fühlte er, daß es Unrecht sei, von dem Edelmut seines Gegners Gebrauch zu machen. „Was ich that, war ich jeder Dame und jedem Freund zu thun schuldig," versetzte er sich aufrichtend, „und gerade ich bin der Letzte, welcher um die Erbin von Tannhausen werben wird. Sie verstehen dies."

In des Barons Augen funkelte es finster auf. „Ich sehe, ich habe mich geirrt," sagte er, „Sie weisen mich kalt und kurz zurück. Ich hatte gehofft, daß wir heute als Freunde scheiden sollten." —

„Und weshalb können wir dies nicht?" frug Malthus, „an mir läge die Schuld nicht." Sie reichten sich stumm die Hand, und Malthus verließ das Zimmer. Erst als er draußen war, fiel ihm eine Zentnerlast aufs Herz, nun war es entschieden, nach diesem Gespräch konnte er nie wieder daran denken, Tannhausen zurück zu erhalten.

Er ging wie ein Träumender hinauf ins Waldhaus; als er Gräfin Sibylla's Stimme unten im waldigen Uferhang hörte, fuhr er zusammen und trat schnell in Seraphine's Zimmer. Sie erschrak über sein Aussehen, er aber setzte sich neben sie, verbarg das Gesicht in den Händen und weinte wie ein Knabe. Sie schlang die Arme um seinen Hals und flüsterte mit der heißen Zärtlichkeit, die sie nur für ihn und sonst für niemand fühlte, „Malthus, was fehlt Dir?"

„Wann können wir abreisen?" frug er dagegen und sah sie verstört an. „Jeden Tag und jede Stunde," versetzte sie angstvoll, „sage mir, was ist geschehen?" „Gar nichts," versetzte er sich ermannend, „nimm meine Albernheit nicht so genau, Seraph. Es ist jetzt vorbei. Hoffentlich die letzte Versuchung, die an mich herantritt."

Er berichtete ihr hierauf, ohne des Duells zu erwähnen, daß Baron St. Alban ihm soeben seine Braut und damit Tannhausen angetragen habe. „Seraphine — ich konnte nicht! Du kannst das ja begreifen. Von diesem Manne nehme ich kein Gnadengeschenk an, aber

was es mich kostete! Mein Liebling, mein Eichkätzchen!" er verbarg das Gesicht in der Hand. „Oh, Seraphine, was gäbe ich darum, sie wäre wirklich das, was sie sich einbildet zu sein, ein armes, aus Gnade und Barmherzigkeit in Tannhausen geduldetes Verwandtenkind!"

Seraphine suchte ihn zu trösten und zu beschwichtigen. Sie fand es sehr begreiflich, daß er das Anerbieten zurückgewiesen hatte. Gräfin Sibylla galt nun einmal allgemein für die Braut des Freiherrn; und wer weiß, ob der melancholische, gequälte Mann nicht oft in Gedanken der Zeit gedacht hatte, wo ihr sanftes Wesen ihm tröstend und liebkosend über manche bittre Stunde hinweg helfen würde! So dachte Seraphine, und wenn Malthus auch niemals genau hierüber nachgesonnen, so war er doch der Überzeugung, Baron St. Alban bringe ein Opfer, wenn er Sibylla für frei erklärte; und er wies die Versuchung zurück.

Da sich am Abend dunkle Wolken am Horizont ballten, ein herannahender Sturm das Meer dröhnen machte und sich wie Bleidruck auf dasselbe legte, so fand niemand Seraphine's Wunsch, abzureisen, befremdlich, und die alten Lettows, welche sich bereits entsetzlich langweilten, ließen bereitwillig die Koffer packen. Daß der Aufenthalt sowohl Leona wie Seraphine wohlgethan, darüber konnte kein Zweifel herrschen. Erstere hatte nicht mehr über abgespannte Nerven zu klagen, war ruhig und heiter und strahlte in neugestärkter Lieblichkeit; Seraphine aber fühlte sich so unendlich viel kräftiger als im Sommer, daß sie am Arme des Bruders ziemlich sicher über das Zimmer oder die Veranda gehen konnte. Als Seraphine am nächsten Tage allein im Wohnzimmer saß, während im Nebenzimmer gepackt und gehämmert wurde, öffnete sich die Thüre und der Baron trat ein. „Sie sehen uns mitten im Einpacken," sagte Seraphine lächelnd. „Ja, so hörte ich eben, Sie reisen wirklich?" frug er in großer Bewegung.

„Ja, morgen früh, und Sie?"

„Gestatten Sie uns, mitzureisen?"

Seraphine lachte. „Natürlich!"

„Wie gedenken Sie zu reisen?" — „Zuerst bis Eulenburg und dort weiter nach Hause." — „So bleiben wir bis L. zusammen," sagte er mit gepreßter Stimme, „und dann?" Er warf sich heftig vor ihr nieder und drückte zitternd sein Gesicht an die Lehne ihres Sessels, „und dann bin ich wieder allein, verlassen,

verbannt und verstoßen in der Hölle — den finsteren Mächten preisgegeben, welche Ihre Nähe bannt!"

Seraphine beugte sich über ihn und sagte mit ihrem engelhaften, überirdischen Lächeln: „Welche Macht sollte wohl meine Nähe über Ihre dunklen Gedanken haben? Bitten Sie Gott, daß er Ihnen einen der heiligen Schutzengel, die da ausgesandt werden zum Dienste der Himmelserben, zur Seite stellt!" Er schüttelte abwehrend den Kopf. „Wenn es Ihnen aber ein Trost ist, immer und immer wieder von mir zu hören, wie ich für Sie bete und mit Mitleid an Sie denke, so kommen Sie doch so oft zu uns, wie Sie wollen. Und wenn Sie auf meinen Rat hören wollen, so reisen Sie nicht mehr in der Welt umher, wodurch Sie nur unglücklicher werden, sondern bleiben Sie von nun an zu Hause und thun Sie recht viel für Tannhausen. Ich glaube," setzte sie traurig hinzu, „da gibt es viel zu thun."

„Ich hasse den Ort," murmelte er; „wäre er mein Eigentum, ich hätte ihn längst nicht mehr." — „So denken Sie daran, daß wir den Ort lieben," versetzte sie leise, „und nun stehen Sie auf, ich bitte Sie darum! Rollen Sie meinen Stuhl hinaus auf die Veranda; die Sonne scheint wieder und ich möchte vom Meere Abschied nehmen, so lange es blau ist!" Er that, wie sie geheißen, und draußen stand Gräfin Sibylla und blickte mit Thränen in den großen Augen über die unendliche, stille Wasserfläche. Seraphine streckte ihr die Hand entgegen und das Mädchen schlang, in Weinen ausbrechend, die Arme um ihren Hals. „Es war so schön, so schön, als wir herkamen," flüsterte sie, „und jetzt ist alles traurig."

Am nächsten Tage verließ die Gesellschaft wirklich das Meer und die Buchenwälder. Seraphine blickte aus dem Wagen, so lange sie nur noch einen Streifen des Wassers sehen konnte. Dann lehnte sie sich mit einem Seufzer in den schützenden Arm des Bruders zurück und sah ihn schweigend an. Sie fühlte das zärtlichste, tiefste Mitleid mit ihm; aber in ihre Trauer mischte sich keine Angst, sondern vielleicht eher Stolz. Die ganze Reisegesellschaft war sehr still und schweigsam. Baron St. Alban sorgte für eine bequeme Reise. Seraphine erhielt einen durchgehenden Waggon, welcher mit großem Komfort ausgestattet war. Sie ertrug daher die Reise sehr gut und dankte ihm immer wieder für alle Mühe, welche er sich gab. In L., einige Stationen vor Eulenburg, trennte man sich. Gräfin Sibylla weinte still vor sich hin; Malthus ging mit hinüber zum

Posthause, wo der Tannhauser vierspännige Reisewagen wartend stand. Der Zug hielt fünf Minuten, also hatte er gerade Zeit, um die Reisetaschen und Plaids in den Wagen zu legen und Sibylla einsteigen zu helfen. Der Baron war in einem solchen Zustand zerstreuter Aufregung, daß er kaum wußte, was um ihn her vorging. Mademoiselle Therese aber umhüllte ihr Haupt mit dem schwarzen Schleier, um ihr zufriedenes Lächeln zu verbergen, als sie sah, wie der junge Offizier sich mit leichenblassem Antlitz vor der Komtesse verneigte.

XII.

Als der Zug an der Station hielt, von welcher der Eulenburger Wagen die Reisenden abholen sollte, fuhr ein glänzendes Koupee, mit vier Pferden bespannt, am Bahnhofe vor; ein Diener in reicher Livree öffnete den Schlag, half einer Dame heraus und kam in respektvoller Entfernung hinter ihr auf den Perron, wo sich soeben alle Thüren öffneten und die Aus- und Einsteigenden das gewöhnliche unerquickliche Gedränge verursachten. In dem Augenblick, da Leona aus dem Koupee stieg, fühlte sie sich auch schon umarmt; ein duftig weißer Schleier wehte ihr in's Gesicht und die Augen der Gräfin Gisela strahlten sie an. „Reisest Du mit diesem Zuge fort?" frug Leona nach der ersten Begrüßung. — „Keineswegs, ich bin nur gekommen, um Euch zu empfangen. Ah, da ist ja auch mein schöner Antinous" sie lächelte Malthus in unbefangenster Weise zu, „guten Abend, Frau von Lettow, wo ist denn mein Liebling?"

Als Malthus jetzt Seraphine vorsichtig heraus half, küßte Gräfin Gisela derselben mit aufrichtiger Zärtlichkeit die Hände. „Sie sehen wohl aus, mein Engel, — was, und so thatkräftig? Doch beinah hätte ich die Hauptsache vergessen! In Eulenburg herrschen die bösartigen Blattern, deshalb kam ich, um Wildstein zum Absteigequartier vorzuschlagen. Darf ich darum bitten?" sie ergriff die Hände der alten Frau von Lettow, welche das Anerbieten der Nichte gern annahm. Schließlich ward Seraphine in die Kissen des prächtigen Wagens gehoben, und der Kutscher der Eulenburger Karosse erhielt ebenfalls den Befehl, nach Wild-

stein zu fahren. Als Malthus der Schwester sorglich eine Decke aufbreitete, frug er flüsternd: „Ist Dir dies sehr unangenehm?“ Sie schüttelte den Kopf. „Nicht im geringsten, Malthus, — und Du?“ — „Was frage ich jetzt danach!“

Als sich der Wagen in Bewegung setzte, bog sich die Gräfin noch einmal aus dem Fenster und rief dem Kutscher zu, langsam und vorsichtig zu fahren. „Es sind ruhige Pferde,“ wandte sie sich zu Seraphine, „und wir wollen die Chaussee vermeiden, das Dröhnen könnte Ihnen schaden.“ Sie sprach so einfach und herzlich, erschien überhaupt als eine andere, daß Seraphine wieder den Zauber der Sympathie fühlte, welchen diese Frau nun einmal überall einzuflößen verstand. Auch ihr Ton gegen Malthus war so sicher, taktvoll und schlicht, daß er fast vergaß, wie entzückend schön und bezaubernd sie war.

„Wie freue ich mich, Ihnen mein Wildstein zeigen zu können, liebe Seraphine; ich hoffe, es soll Ihnen gefallen. Sie müssen entschuldigen, wenn Sie nicht alles ganz so bequem finden, wie Sie es gewohnt sind. Ich konnte leider meine Anordnungen zu Ihrem Empfange nicht aus Erfahrung treffen! Sehen Sie dort aus dem Fenster, das ist Wildstein, wie gefällt Ihnen die Lage?“

Auf einer Anhöhe ragte aus einem alten Park, welcher sich unten in Wiesenflächen verteilte, ein herrschaftliches, graues Schloß. Der Wagen fuhr lange im Park hin und hielt endlich vor einem sehr stattlichen Portal. Mehrere Diener, darunter ein alter, weißhaariger Hofmeister, eilten herbei, den Wagenschlag zu öffnen und den Herrschaften heraus zu helfen. Gräfin Ellas war die erste, welche heraussstieg und dann, auf der untersten Stufe der Freitreppe stehend, jedem mit freundlichem Lächeln als empfangende Wirtin noch einmal die Hand reichte. „Ich heiße Sie herzlich willkommen! Darf ich bitten, mein Herr! Hier ist ein bequemer Rollstuhl, die Zimmer Ihrer Schwester sind im Parterre.“

Seraphine wurde in zwei hohe, luxuriös eingerichtete Gemächer gebracht, in welchen eine sorgsame Hand mit zartester Bedachtsamkeit bis in's Kleinste geschafft und geordnet hatte. Da sie sehr müde war, ging sie gleich zur Ruhe, indessen die andern noch zum Souper in den Speisesaal gingen, wo die Gräfin mit bezaubernder Liebenswürdigkeit die Honneurs machte.

Als Seraphine am nächsten Morgen aufgestanden war und

gefrühstückt hatte, trat Gräfin Ellas bei ihr ein. Sie trug ein graues Kleid von außerordentlich einfachem Schnitt. Ihre blauschwarze Flechtenkrone war von einer kleinen weißen Haube verdeckt und um den Hals hing an schwarzer Kette ein schön gearbeitetes Kreuz aus getriebenem Silber. Sie sah so hausfrauenhaft aus, daß Seraphine mit Verwunderung dachte, ob dies wohl das Weib sein könne, das sich einst wie eine buntschillernde Schlange vor ihr am Boden gewunden hatte.

„Guten Morgen. Wie geht es Ihnen?" frug die Gräfin und setzte sich neben die Kranke, „ich freue mich, wie wohl Sie aussehen." — „Sie sind sehr früh auf," sagte Seraphine. — „Ich war schon in der Messe. Die ist jeden Morgen um sieben." — „So leben Sie wohl jetzt sehr still?"

„Ich habe nicht viel Zeit zu geselligem Verkehr übrig. Mein Tag ist sehr eingeteilt, und den größten Teil desselben nehmen die Besuche in dem Waisenhause und in den Schulen fort, da ich dort den Unterricht selber leite. Werden Sie sich wohl stark genug fühlen, meine Häuser zu besuchen? Es würde mir eine große Freude sein, Ihnen alles zu zeigen." — „Von Herzen gern," sagte Seraphine. — „Sie sehen mich so nachdenklich an," fuhr die Gräfin lebhaft fort, „was denken Sie? Ich bitte, sagen Sie es mir!" — „Das weiß ich selber kaum. Vielleicht dachte ich daran, daß man seine Mitmenschen doch niemals ausstudiert." — „Sie haben mich in toller Laune gesehen und Sie wundern sich jetzt, daß ich auch ernsthaft sein kann. So zweifeln Sie doch wenigstens nicht an der Aufrichtigkeit dieses Ernstes!"

„Wenn ich an der Aufrichtigkeit zweifelte, so würde ich mich eben nicht wundern."

„Wir ringen, suchen und mühen uns unser lebenlang ab, den Stein der Weisen zu finden," versetzte Gräfin Gisela, ihr schönes nachdenkliches Antlitz in die Hand stützend, „wer einsam in der Welt stehet, wie ich, hat es noch schwerer. Oft meine ich, daß Glück und den Frieden gefunden zu haben, wenn ich im Krankenhause in langer, trüber Nacht am Bette der Schwerkranken wache und mich zu den niedrigsten Magddiensten hergebe, um meinem Erlöser zu gefallen! Dann erscheint mir die Welt wie ein teuflischer Tanzsaal, dessen Luft mich anekelt. Aber diese Lebensweise verdüstert das Gemüt und wird auf die Dauer unerträglich! Immer nur mit den

Traurigen weinen, ist einseitig, in beidem wird der Schlüssel zum Frieden liegen! So dachte ich oft, sammelte Waisenkinder und machte aus den armen Verlassenen eine frohe Schar. Und ich lache mit dem selben, bis ich auch darin keine Befriedigung mehr finde und mich's gewaltsam fortreißt in den rauschenden Strudel! Es gibt einen göttlichen Triumph, welchen wir feiern, und das ist das Bewußtsein, sich mitten in der Welt rein und unbefleckt zu halten! Sie nannten mich in Paris die Venus ohne Herz! Ich höre diesen Namen gern; aber der Tugendstolz gewährt auch den Frieden nicht, den ich suche!"

Seraphine lauschte mit Befremden auf diese Beichte, welche ihrem Ohre verworren und wunderlich erschien. „Wie können Sie noch etwas suchen, in dessen Besitz Sie ja sind, wenn Sie glauben?" frug sie endlich. „Ich rede nicht von meinem Seelenheil," versetzte die Gräfin schnell; „ich rede nicht von dem Lohn, der mich im Himmel dafür erwartet, daß ich hier mein Vermögen den Armen gab und Eltern und Verwandte verließ, um zur allein seligmachenden Kirche zurückzukehren! Ich rede jetzt von dem Frieden, der uns schon hier auf Erden die Ruhe gibt, die kein Schicksalswechsel, keine Freude, kein Leid zu erschüttern vermag, die uns lächeln macht über jede Enttäuschung und das Glück nicht stürmisch an sich reißt, sondern kühl überlegend in die Hand nimmt! Nennen Sie es Zufriedenheit, Befriedigung, Glück, Resignation — wie Sie wollen, es ist das, wonach ich und mit mir viele streben, ohne es zu finden! Andern ward es in die Wiege gelegt!"

Sie legte ihre Hand auf Seraphine's lockigen Scheitel und nickte ihr zu. Diese sagte: „Doch wenn ich Frieden gefunden habe, so fand ich ihn nicht in dem, was ich thue oder lasse, sondern in der Gewißheit, daß ich Gottes Kind bin, und als solches nichts zu thun brauche, als ihm mein Leben und mein Herz zu überlassen. Er muß in mir wachsen, ich muß abnehmen. So nimmt er Sorge und Verantwortung auf sich."

„Der Glaube ist schön, bei mir hält er nicht Stich," versetzte die Gräfin, dann neben Seraphine niederknieend, fuhr sie wie ein bittendes Kind fort; „lehren Sie mich so glauben! Ich beneide Sie; ich sehe, daß Ihnen kampflos zufällt, wonach ich mein Leben lang vergeblich ringe! Ich kenne nur die Geißel — oder die tolle Champagnerlaune." Sie streifte ihr Gewand zurück und Seraphine sah mit leichtem Schauder die roten Striemen, welche hier über die zarte weiße Haut ausliefen. „Sie sehen es ... und wenn ich mich blutig geschla-

gen habe, dann warte ich mit Ungeduld darauf, daß die Wunden heilen, damit man sie im funkelnden Ballsaal nicht bemerke. Ich fühle das Zwiespältige dieses Lebens, ich fühle den Fluch desselben, der in der inneren Unruhe liegt, und ich flehe einen Engel an, mich zu retten, mir einen Weg aus dem wechselnden Schatten hinauf ins unveränderliche Licht zu zeigen. Nun wenden Sie sich nicht fort wie von einer Irrsinnigen, ich bin bloß eine Irrende." Sie hielt immer noch Seraphine's Hand fest und ihre Thränen fielen auf dieselbe, indessen sich Seraphine bewegt und seltsam gerührt zu ihr neigte und versetzte: „Vieles ist mir an Ihnen unverständlich und ungereimt, und ich kann es nicht begreifen, aber wenn Sie ernstlich nach dem schmalen Wege suchen wollen, der nicht durch die Geißel gefunden wird, sondern durch Gnade, so forschen Sie danach in Gottes Wort."

„Ich las die Bibel früher, als ich noch nicht in Rom gewesen war, eifrig; jetzt ist sie mir genommen und ich weiß wohl, daß es besser so ist, denn wir verirren uns ohne Anleitung in ihr wie in einem Labyrinth."

„Das ist wohl sehr traurig, wo dies der Fall ist. Beten Sie um das rechte Verständnis und lassen Sie sich das unverfälschte Wort nie, nie rauben. Dazu hat kein Mensch die Macht."

„Unsere Kirche beansprucht die Macht und sie handelt weise. Sie gibt uns nur, was wir brauchen, die Mahnung: Lasset euch versöhnen mit Gott."

„Ich habe Nächte hindurch auf den Knieen gelegen, ich habe mir die Stirne an den Steinen der Kapelle wund geschlagen und gebetet, bis ich alle Schrecken der Hölle und alle Heiligen des Himmels mit eigenen Augen sah und sie mich forttrugen. Mein Hausarzt untersagte mir auf's Strengste eine Wiederholung exaltierter Frömmigkeit. Ich glaube, er fürchtete um meinen Verstand. Ich aber fand auch darin den Stein der Weisen nicht!"

Seraphine blickte ratlos auf die schöne Frau herab. „Von solchem Gebet habe ich noch nie gehört!" — „Doch zu was hilft das Reden," fuhr die Gräfin fort und erhob sich seufzend, „gehen wir! Leona wird gewiß bald erscheinen und meine andern Gäste auch. Darf ich Ihren Stuhl rollen?"

Die ganze Gesellschaft fand sich hierauf in zwei höchst elegant ausgestatteten Salons, aus deren Fenstern man einen sehr schönen Blick in den Park hatte. Nachdem hier ein zweites Frühstück ein-

genommen, frug die Gräfin, ob wohl die alten Herrschaften es entschuldigten, wenn sie Seraphine ein wenig umherführe. Da Lettow's keine Freunde der „Suppenanstalten" waren, wie sie die wohlthätigen Einrichtungen ihrer Nichte zu nennen pflegten, so blieben sie zurück, während die andern das Schloß verließen. Malthus brachte Seraphine im Rollstuhl bis vor die Häuser, welche seitwärts am Eingange des Dorfes lagen; Leona und die Gräfin gingen Arm in Arm daneben und man sprach von harmlosen Dingen. Seraphine fühlte ein so lebhaftes Interesse für alles, was sie sah, daß sie keine Müdigkeit empfand und, von Malthus geführt und unterstützt, durch alle Räume gehen konnte.

Überall herrschte die wohlthuendste Sauberkeit und eine praktische Wohlhäbigkeit, der man ansah, daß sie mit offener Hand geschaffen worden war. Die Kinder hingen sich mit zutraulicher Unbefangenheit an die Gräfin, und diese strich ihnen liebkosend über die Köpfe, frug nach ihren Arbeiten, lobte und tadelte und prüfte die fertigen Aufgaben. Dann stellte sie ihren Gästen mehrere nonnenhaft gekleidete Frauen als Lehrerinnen und Gehilfinnen vor. Die Kinder sahen alle gesund und frisch aus und schienen mit ihrem Lose sehr zufrieden. Gräfin Gisela berichtete, daß dieselben, es waren nur Mädchen, bis zu ihrer Einsegnung hier blieben und dann in Dienst träten, je nach ihren Fähigkeiten.

„Ich machte einst eine Reise nach Moskau, bloß um mir das dortige große Findelhaus anzusehen und seine Einrichtung im kleinen nachzuahmen," sagte sie im Gespräch, „und ich hoffe, ich habe die große Hauptsache begriffen, jedes meiner Waisenkinder so aufzuziehen, daß es sich einst mit Hilfe seiner natürlichen, herangebildeten Anlagen selbständig forthelfen kann. Es sind meist die hinterbliebenen Kinder armer Tagelöhner, Bergarbeiter und Eisenbahnarbeiter; dennoch habe ich schon die Freude erlebt, einige der Mädchen als Erzieherinnen in die Welt senden zu können. Wer Anlage und Lust hat, kann es soweit bringen, und ich hoffe, das verhindert Neid und Eifersucht. Die Mehrzahl wird zu einfachen Dienstmädchen herangezogen. Doch darf ich Sie jetzt in die Schule führen? Frau Sydelt, ich bitte Sie, uns zu begleiten." Die sogenannte „Schule" befand sich in einem andern, ebenfalls neuen Gebäude und enthielt innerlich große Räume, in denen es gar verschieden aussah. In zweien waren allerdings Schulbänke und die Wände mit Landkarten bedeckt.

„Hier ist die Anfangsklasse," sagte die Gräfin im ersten Zimmer; „hier lernen alle das Notwendige: Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion und was sonst noch zum Anfange gehört. Für die Begabteren ist nun noch eine andere Klasse, in welcher Sprachen, Erdkunde, Geschichte und dergleichen gelehrt wird. Hier ist die Wäschkammer, wo die Mädchen, welche sich in diesem Fach ausbilden wollen, einen Kursus durchmachen; daran schließen sich die Strick- und Nähschule und endlich die Kochanstalt; Sie werden begreifen, daß ein sehr genaues Studium der einzelnen Charaktere dazu gehört, um zu wissen, ob man das Mädchen an den Backtrog stellt oder ob man sie in Litteratur und feiner Handarbeit unterrichten läßt." Sie gingen durch alle Räume. Überall dieselbe musterhafte Ordnung und der klare systematische Geist gut eingeteilter Zeit und Arbeit, welcher das Ganze durchwehte. Beim dritten Hause, welches etwas entfernt von den übrigen lag, ging Gräfin Gisela vorüber. „Es ist das Krankenhaus," sagte sie leise; „dahin führe ich Sie nicht, denn es widerstrebt mir, Ihnen meine Armen und Elenden wie ein Schauspiel vorzuführen!"

Schweigend ging man zum Schlosse zurück, Malthus streifte von Zeit zu Zeit mit einem verwunderten Blick die hohe, ernste Gestalt im langen, grauen Gewande; und dann dachte er an einen Augenblick, wo er im altdeutschen Pagenkostüm vor einer Zauberin stand, in deren aufgelösten schwarzen Flechten glutrote Blumen leuchteten. Hatte er damals ein Gaukelspiel vor Augen gehabt, oder war es eben der Fall? Als sie in das Schloß zurückgekehrt, war es schon bald Mittagszeit. Während die Gäste sich zum Diner anzogen, nahm Gräfin Gisela ihren Rosenkranz und ging, als es zwölf schlug, in die Kapelle, wo sie täglich regelmäßig eine Stunde im Gebet zuzubringen gewohnt war. Leona saß unterdessen bei Seraphine, welcher sie geholfen hatte, Toilette zu machen. Sie saß neben ihr, den Kopf in die Hand gestützt und frug leise: „Begreifst Du jetzt, Seraph, daß ich für diese Frau so sehr geschwärmt habe, daß ich alles andere darüber vergaß?"

„Ich begreife wohl," sagte Seraphine traurig; „denn an ihr ist ein Zauber, der so oder so bei jedem wirken muß. Ich verstehe vollkommen, daß Du Dich ihr blindlings unterwarfst und von vorn herein alles für gut annahmst, was sie Dir gab, denn die Gegensätze, welche sie in sich vereinigt, sind so groß, daß sie

sich schon wieder berühren und man daher den Widerspruch nicht merkt." — „Hast Du sie nicht heute bewundern gelernt?" fuhr Leona nachdenklich fort, „mit welcher Sicherheit und mit welch' umsichtiger Ruhe dirigiert sie ihre wohlthätigen Anstalten allein, ohne männliche Hilfe. Sie war noch nicht zwanzig Jahr, als sie die Risse zu den Häusern entwarf und Baumeister kommen ließ, welche nach ihrer Angabe arbeiten mußten, und jetzt noch leitet sie das Ganze allein und mit der größten Sicherheit. Das Krankenhaus ist eigentlich das schönste von allen Gebäuden. Dort pflegt sie selber an jedem Sonntag und wacht die Nächte bei Schwerkranken, mögen diese nun am Typhus liegen oder mit den ekelhaftesten Geschwüren bedeckt sein. Als ich davon in Altstadt erzählte, lächelten alle ungläubig."

Ein Diener, welcher meldete, daß das Diner serviert sei, unterbrach das Gespräch, und gleich darauf kam die Gräfin selber, um Seraphine zu holen. Sie hatte ihr Nonnengewand gegen eine dunkelgrüne Robe vertauscht, welche aber gleichfalls in Schnitt und Stoff von größter Einfachheit war und hoch am Halse in züchtiger, weißer Spitzenkrause schloß. Um das Haupt trug sie ein schwarzes Spitzentuch, wie es sonst wohl ältere Damen zu tragen pflegen. Sie rollte Seraphine's Sessel durch viele Prachtgemächer, in denen die Wände meistens mit alten, wertvollen Malereien bedeckt waren, der Fuß über dunkelbraun geschliffenes Parkett hinglitt und die Sonne durch hohe Spitzbogenfenster schien.

Der Speisesaal war sehr groß und ebenfalls mit altertümlicher Pracht ausgestattet. Ringsum an den Wänden waren Hirschgeweihe befestigt, unter denen uralte Waffen, Pulverhörner und Hirschfänger hingen. Das Diner war sehr einfach. Außer der Gräfin und den Gästen erschien der Hauskaplan, ein alter, stiller Mann mit weißen Haaren. Nach dem Essen zeigte die Gräfin ihren jungen Gästen noch einige Zimmer des Schlosses, die reichhaltige Bibliothek, das Musikzimmer, welches, mit besonderer Vorliebe ausgestattet, fast einer kleinen Kirche glich und neben vielen anderen Instrumenten auch eine Orgel enthielt. Dann folgte der Marmorsaal, welcher viele in Alabaster gearbeitete Antiken enthielt und dessen Wände mit Gemälden bedeckt waren. An diesen Saal schloß sich die sogenannte Ahnengalerie, wo die Bilder der längst verblichenen Grafen und Gräfinnen von Ellas aus ovalen goldenen Rahmen auf den Beschauer herablächelten.

Als Malthus einige hervorragende Schönheiten bewunderte, wandte sich Leona scherzend zu ihrer Freundin: „Sage mir doch, willst Du warten, bis Du grau geworden, ehe Du mit in diese Reihe trittst?“ — „Dafür ist bereits gesorgt,“ war die ruhige Antwort, „vielleicht hängt mein Bild schon nächstens mit in der Reihe.“

„Du wirst Dich malen lassen?“ frug Leona überrascht.

„Ich ließ mich schon vorigen Winter in Paris malen, doch das Bild genügt mir nicht; der Künstler hat mich falsch aufgefaßt.“

Der Kaffee ward gemeldet und man begab sich in den Salon zurück. Hier saßen alle bis zur Dämmerung zusammen und die Gräfin unterhielt sie aufs Anmutigste mit Erzählungen ihrer Reisen in Italien. Als die Lampen gebracht wurden, sah sie nach der Uhr und sagte dann lächelnd zu Seraphine: „Heute abend soll Ihnen, so hoffe ich, eine angenehme Überraschung werden. Ich will aber ja nichts davon verraten, damit Sie sich desto mehr freuen!“ Sie lächelte schelmisch und fuhr dann fort, von einer Bärenjagd zu erzählen, welche sie auf einem Gute in Ungarn mitgemacht. „Das Gut gehört meinem Onkel und er hatte mich im Winter vor zwei Jahren eingeladen, ihn doch zu besuchen. Ich fand ein ödes Holzhaus in den Karpathen, eine Meute wütender Hunde und einen alten, gichtkranken Mann, welcher in Decken gewickelt auf seinem Lehnstuhl saß und von früh bis spät nichts that als rauchen. Das war einladend, nicht wahr? Und doch habe ich mich selten in meinem Leben so wohl unterhalten wie dort. Ich ging auf die Bärenjagd. Mein Onkel besaß große Waldungen, in welche noch keine Zivilisation gedrungen war. Dort bin ich wochenlang herumgezogen in gelbem, schwarz verbrämten Bekesch und hohen juchtenen Stiefeln, begleitet von einem alten wunderlichen Kauz, dem Förster meines Onkels, einem leidenschaftlichen Bärenjäger und dem sichersten Schützen, der mir je vorkam. Er sah aus, wie man wohl Rübezahl zeichnen mag. Er hatte eine Spürnase wie ein Hühnerhund und ein Ohr wie ein Luchs. Er kannte jeden Schritt und Tritt, denn wo er einmal gewesen war, dahin fand er sich mit mathematischer Sicherheit zurück. Er trank schauderhaft viel Pflaumenbranntwein, aber er schoß nie besser, als wenn er denselben im Leibe hatte. Er verstand kein Wort deutsch und ich kein Wort ungarisch, und trotzdem verständigten wir uns stets ausgezeichnet, und so verdrießlich und brummig er

war, sorgte er stets für mich. Oft gab es nichts zu brocken und zu beißen als Brot und Speck. Einmal mußte er sich mit dem Flintenkolben gegen eine wütende Bärin verteidigen, welche sich mit letzter Wut auf uns warf. Sie riß ihm mit den Krallen ein Stück aus dem Arm, ohne daß er sich das Geringste daraus machte. Sowie der Bär verendet war, goß er Branntwein über die Wunde, band einen alten Lappen um den Arm und würdigte die Sache keiner weiteren Beachtung. Dagegen war es ihm höchst fatal und ehrenrührig, daß seine Kugel nicht augenblicklich tödlich gewirkt hatte."

Sie schwieg, denn ein Diener trat ein und meldete leise einen Namen. Gräfin Ellas erhob sich lächelnd und winkte, die Thüre zu öffnen. Mit einem Gemisch von banger Erwartung und Verwunderung blickte Seraphine auf; — da hörte sie schon helle Begrüßungsworte und gleich darauf kniete Stella neben ihr, während Leon von Gräfin Ellas auf das Liebenswürdigste empfangen ward. „Hier ist der, an den ich zuerst dachte, als ich vor der Wahl des Malers stand!" rief die Gräfin lebhaft, „ich wagte die Anfrage, und wenn ich auch fürchten muß, daß die Aussicht auf ein früheres Wiedersehen mit Ihrer Schwester und Kousine mehr dazu beigetragen hat als mein Wunsch, Sie herzuführen, so freue ich mich doch herzlich."

Leona lachte unbefangen. „Nun, das muß ich sagen, Leon, Du hast einen Mut, um den Dich Rafael beneiden könnte!" In Leons feines blasses Gesicht stieg eine dunkle Röte, er versetzte hastig: „Ich glaube, Gräfin Ellas weiß besser, daß ich nicht so unbescheiden bin, wie mein Kommen es erscheinen läßt, und daß ich nie eine Aufgabe übernehmen werde, welche über meine Kräfte geht. Ich gab Stella's Bitten, der Einladung zu folgen, nach."

„Ob die Aufgabe Ihre Kräfte übersteigt, das sollen Sie eben erst versuchen," versetzte die schöne Frau lächelnd; dann wandte sie sich zu Seraphine und strich der knieenden Stella leicht über die goldblonden Haarwellen. „Freuen sich die Schwestern des Wiedersehens?" frug sie freundlich. Stella erwiderte errötend und lächelnd, daß sie sich sehr freue, und die Gräfin wandte sich wieder fort. Malthus sah kopfschüttelnd vor sich hin. „Es ist ja nichts dagegen zu sagen, Seraphine, aber doch kommt mir's etwas wunderlich vor," bemerkte er.

„Ich muß erst Leon hören und sprechen," erwiderte Sera-

phine, als der in Rede stehende auf die Schwelle trat und fast zögernd näher kam. Sie hielt ihm die Hand entgegen.

„Verzeih, Seraphine," begann er, ihre Hand fassend, „ich war so umringt, wie geht Dir's?" — „Ich hoffe, das siehst Du," versetzte sie freundlich, „sage mir aber, gedenkst Du wirklich hier zu bleiben?" — „Ich werde doch nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, die erste, da sich mir vielleicht ein Künstlerkreis öffnet," versetzte er schnell.

„Es ist wohl wahr," erwiderte sie nachsinnend, „möglicherweise kann es ja eine reiche, schöne Zeit für Dich werden" ...

„Fürchtest Du wirklich, ich könnte mich dadurch lächerlich machen, indem ich es unternehme, ein Bild zu malen, welches über meine Kräfte geht?" — „Oh nein, an das Bild dachte ich eben nicht." — „Doch woran dann?" forschte er, „ich bitte Dich, sage es mir."

„Frage mich nicht nach Dingen, welche ich selbst erst empfinde, noch nicht denke," war die lächelnde Erwiderung, „jetzt, wo ich Euch beide in der Nähe sah, bin ich wieder froh geworden. Als Ihr so unvermutet eintratet, überfiel mich eine solche Bangigkeit, daß ich selber erstaunt war! Nun erzähle mir, was Du getrieben hast, während wir die Möven fliegen sahen."

Er seufzte tief auf. „Sage mir eins, Seraphine," sagte er abgebrochen, „was soll ich thun, um diesem Zustand ewiger Unzufriedenheit zu entrinnen? Kannst Du mir nicht ein Ziel stecken, welches ich zu erreichen bestrebt sein könnte? Ich habe kein solches Ziel, ich irre und suche und lebe dahin wie die Eintagsfliege. Wohl fühle ich in mir das starke Sehnen, hinaufzusteigen zu schwindelnder Höhe, zu Ruhm, Macht und Ehre; aber vielleicht stecke ich mir dies Ziel viel zu hoch und kann es deshalb selber nicht mehr sehen!" Er stockte verwirrt und fuhr auf, denn eine hohe, zarte Gestalt schwebte an seine Seite und Gräfin Gisela sagte halb ernst, halb scherzend: „Zu welch einer Beichte bin ich gekommen!" Ein Blick voll forschenden Interesses streifte das schmale Antlitz des jungen Mannes, dem die dunklen Locken in künstlerischer Unordnung auf die Schulter fielen, dessen Blick unter dem sanft gewellten Seidenhaar hervor so finster dreinblickte.

„Verzeihen Sie," bat die Gräfin freundlich und setzte sich ohne weiteres auf den Platz, den er verlassen hatte, „vielleicht hörte ich, was ich nicht hören sollte, aber ich bedaure es nicht;

denn ich werde nur noch mehr in der Ansicht bestärkt, daß Ihnen eine Zeit geistiger Anregung vielleicht sehr gut thun würde!"

„Das ist ein geringes Kompliment für mich," versetzte Leon bitter. — „Sind wir so empfindlich?" fuhr die Gräfin liebenswürdig fort, „trösten Sie sich. Auch die berühmten Männer bedurften zuweilen einer Abwechselung." — „Vielleicht der Ruhe, doch nie der Anregung," sagte Leon, „Sie würden denselben damit ein ungerechtfertigtes Armutszeugnis ausstellen, wollten Sie behaupten, daß sie zu ihren Werken der Anregung von außen bedurften."

Die Gräfin lächelte. „Nun, so bitte ich also, den Aufenthalt in meinem Hause lediglich als Erholung und Stilleben anzusehen," sagte sie freundlich. Leon biß sich in die Lippen und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer.

Die Gräfin blickte lachend auf Seraphine. „So, — das ist Künstlerart!" versetzte sie, „man darf den Herren derartige kleine Verstöße gegen die Etikette nicht übel nehmen!" Dann fuhr sie ernst, in vertraulichem Tone fort: „Es ist schade um ihn! Was hätte aus diesem Menschen bei richtiger Erziehung für ein tüchtiger Beamter werden können." Vielleicht hatte sie gedacht, Seraphine werde dem widersprechen, statt dessen sagte sie traurig: „Sie haben ganz recht."

„So machen auch Sie sich keine Illusionen in betreff des „Humboldt", der in ihm steckt?" —„Ich glaube wohl, daß er Talente hat und reich begabt ist," sagte Seraphine, „aber ihm fehlt doch etwas, etwas, was dazu gehört, um einen unsterblichen Namen zu erlangen." — „Der Flug des Adlers!" sagte Gräfin Gisela ernsthaft.

Wie sie an der Spitze der Abendtafel saß, machte Leon für sich dieselbe Bemerkung, die sich auch schon Malthus aufgedrängt hatte; er suchte vergeblich nach der „Schlangenkönigin". Hier war eine ernste, anmutige Frau, welche ihre verführerische Schönheit achtlos unter der schlichtesten Haustracht versteckte und mit vollendeter Anmut, gleich einer erfahrungsreichen Vierzigerin, die Rolle der bewirtenden Schloßfrau spielte. Und das nicht etwa, um eine Rolle zu spielen, sondern weil sie nun einmal in der dazu gehörigen Stimmung war. Nach dem Souper lud sie alle ein, am Abendgebet teilzunehmen, wozu sich das ganze Schloßpersonal versammelte. Der alte Kaplan hielt die Andacht; dann sprach die Gräfin ein Gebet und nach dem Segen richtete sie an

jeden Dienstboten einige kurze Worte in betreff ihrer Arbeiten am nächsten Tage, ehe sie alle entließ. Wie sie dastand und jeder sich herandrängte, der hohen Gebieterin die Hand zu küssen, glaubte man eine der stillen Ritterfrauen mit wallendem Schleier und Gürteltasche aus dem Rahmen gestiegen zu sehen. Als die Dienerschaft sich entfernt, wandte sie sich entschuldigend zu ihren Gästen mit der Bitte, zu verzeihen, wenn sie ihre gewohnte Tageseinteilung beibehielte und sich jetzt zurückziehe, da sie abends noch für ihre Waisenhäuser zu arbeiten und zu bestimmen habe, und bald darauf saß sie an ihrem Schreibtisch. Die Lichter brannten, sie aber rechnete und schrieb in großen geschäftsmäßigen Büchern, siegelte mehrere Briefe und schickte zuletzt nach Frau Sybelt, ihrer vertrauten Hilfe, mit welcher sie einen Ankauf guter Kattune zur Verfertigung von Sommerkleidern besprach. Als die Frau gegangen, schloß die Gräfin die Rechnungsbücher ein, dann lehnte sie sich zurück und griff nach dem Rosenkranz an ihrer Seite. Ihre Finger glitten über die braunen Kugeln und ihre Lippen bewegten sich lautlos; da ward sie durch Leona's Eintritt unterbrochen. Sie erhob sich, löschte die Lichter und setzte sich auf einen niedrigen weichen Diwan, die Freundin neben sich ziehend.

„Sage mir, Gisela, was soll diese am Horizont auffsteigende Künstlergesellschaft bedeuten?" frug Leona; „hast Du Lust, es der Florentiner Märchenerzählerin nachzuthun und Dich mit Gesang und Zitherspiel zu umgeben, weil in Eulenburg die Blattern herrschen?" Gräfin Gisela atmete tief auf, dann versetzte sie leichthin: „Es soll bedeuten, daß ich die Einsamkeit und die frommen Übungen bis zum Sterben satt habe und einmal etwas ganz Neues sehen will! Paris mit seiner tollen Lust habe ich auch zur Genüge genossen; die Wolfsjagden der Steppen ebenfalls, nun wollte ich einmal der Kunst, der Poesie, dem Idealen leben! Ist das ein so bizarrer Gedanke? Ich dächte nicht. In Italien habe ich die Wonne schon empfunden, in diesen Kreisen heimisch zu werden, und ich habe meine Freunde eingeladen, mich in meiner nordischen Einsamkeit aufzusuchen, ihre Zithern und Paletten mitzubringen und mein Haus zu einer Stätte der Kunst und zu einem Tempel des Genius zu machen!"

„Und welche traurige Rolle hast Du meinem armen Bruder dabei zugedacht?" fiel Leona ein. „Er kann sich seine Rolle

selber wählen," erwiderte die Gräfin, „ist er bescheiden, so kanns für ihn eine reiche Lehrzeit werden, ist er stolz, so wird er auch lernen, wenn auch wider Willen!"

Leona schwieg hierzu. Die Gräfin beobachtete sie eine Zeitlang schweigend, dann legte sie den Arm um den Nacken der Freundin und sagte vorwurfsvoll: „Du bist verändert, mein Herzblatt, ich kenne meine Schülerin nicht wieder. Die Schrift, welche ich in Deinen Geist schrieb, ist verwischt. Leona, Du willst doch nicht einseitig werden?" „Ich hoffe nicht," war die Antwort.

„Ich warne Dich!" rief Gräfin Gisela lebhaft, „bist Du etwa durch Seraphine zu der irrigen Ansicht gelangt, Du müßtest Deine Augen schließen gegen alles, was nicht zum Himmel gehört? Ich könnte zu diesem Engel auf den Knieen beten; ich sehe, daß sie in ihrer Richtung vollkommen ist, denn sie ist glücklich, aber ich werde mich nie dazu verstehen, mein ganzes Leben einem Gedanken zu widmen! Ich wollte auch Dich davor bewahren. Ich zeigte Dir den Glauben in seiner Herrlichkeit, die heilige Begeisterung und Entzückung seliger Andachtsstunden; aber ich zeigte Dir auch die Triumphe, welche Du durch Geist und Schönheit feiern kannst, die Freuden der Welt, die reichen Stunden, die wir uns durch Kunst und Wissenschaft bereiten können, und ich lehrte Dich, dies alles Dir dienstbar zu machen! Werde nicht wieder engherzig, Leona, und füge Dich nicht pedantischen Formen und Regeln, die nur für die da sind, welche keine eigene Kraft haben. Du kannst sie alle entbehren und Dich über all den Kram hinwegsetzen, der uns unter dem Namen der öffentlichen Meinung, der guten Sitte, der Etikette unsere Freiheit raubt. Wer innerlich fest steht, bedarf solch äußerer Stütze nicht und kann thun, was er will, so wird er es doch so thun, daß er stets mit ruhigem Gewissen daran zurückdenken kann." Leona seufzte auf. „Du bist vielleicht so glücklich," versetzte sie, „mich rechne zu den Schwachen."

„Dir thäte es not, wieder einige Zeit bei mir zu bleiben," sagte die Gräfin scherzend, „Du warst doch diesen Sommer so mutig. Wo ist das alles hin? In's Meer gefallen?" Sie strich liebkosend das blonde Haar zurück und blickte die andere forschend an. Leona vermied den Blick nicht, sie erwiderte ihn klar und offen. „Wenn Dir der Sommer in der Erinnerung nichts ist als ein nichtssagender Fastnachtsscherz, der im Moment fesselt und keine

Spur zurück läßt, so beneide ich Dich, Gisela. Ich kann das nicht."

Die Gräfin schüttelte bedenklich das Haupt. „Was wird Georg hierzu sagen?" frug sie; „nimm Dich in acht, Leona, die Einseitigkeit hat, wenn man ihr treu bleiben will, Konsequenzen, welche in alten Zeiten zum Scheiterhaufen führten!"—Leona nickte. „Ich weiß, was Du damit sagen willst, Gisela, und weiß ja noch nicht, ob ich die Kraft haben werde, fest zu bleiben, aber ich habe wenigstens die aufrichtige Absicht!"

„Leona, Du bist im Irrtum! Du, wie alle! Du glaubst den Schlüssel zum Leben nur in der Verleugnung der Welt finden zu können. Ein anderer sucht ihn im Genuß, ein dritter in der Wissenschaft, ein vierter in der Arbeit! So geht es weiter, und so laufen wir alle in einem Ringe rundum und finden doch das nicht, wonach wir streben. Ich aber kann Dir sagen, daß Du in der Religion den Halt auch nicht finden wirst. Sie kann das Herz wohl bis zur Stumpfheit resigniert machen, daß es kalt und scheinbar tot für alles Übrige ist, sie kann wiederum momentan entflammen und begeistern und den Heldenmut verleihen, welcher freudigen Antlitzes den Scheiterhaufen besteigt, aber auch in ihr ist ein ewiges Ringen, ein Suchen nach jener Ruhe, welche sagt: nun bin ich unerschütterlich zufrieden! So ist auch sie nur einer von den vielen Wegen, die in das ferne Zauberland zum Stein der Weisen führen, doch dieser Stein selbst ist sie noch nicht!" — „Doch sie lehrt uns diesen Stein kennen, der zum Eckstein geworden ist!" sagte Leona leise.

Die schöne Frau seufzte tief auf. „Du bist beneidenswert, wenn Du Dich damit beruhigen kannst!" versetzte sie, „ich habe gefunden, daß es Stunden und Zeiten gibt, in denen diese Wahrheit nicht Stich hält, wo Du vergeblich die Hände wund ringst und der Trost, den die Kirche bieten kann, Dir nichtig und gleichgiltig erscheint. Du findest auch keine Befriedigung mehr in den Übungen der Heiligung, und die Botschaft der Sündenvergebung läßt Dich kalt. Wo ist dann der ganze Zauber hin? Stände die Religion als ewig wahr und unfehlbar da, wie die Sonne am Himmel, wie könnte sie so plötzlich versagen und uns ihre Hilfe entziehen?"

„Der Blinde sieht die Sonne nicht," warf Leona ein; doch als die Gräfin in lebhafter Bewegung auffuhr, legte sie ihre

Hand auf deren Schulter und sagte ernst: „Denke nicht, daß ich mit Dir über diese Dinge streiten will, Gisela; ich mache aus meiner Schwachheit kein Hehl. Ich bitte Dich im Gegenteil, mich zu schonen und nicht wieder irre zu machen. Du selber nennst mich beneidenswert, doch ich weiß, Du gönnst mir das Glück, Frieden gefunden zu haben, wenn Du ihn auch für eine Illusion hältst!"

„Ich beneide und bemitleide Dich zu gleicher Zeit," versetzte die Gräfin; „in der Theorie klingt das alles schön, und so lange Du es dabei bewenden läßt, wird ja doch wohl der Frieden nicht fehlen; aber versuche es nur einen Tag lang, der Lehre von der Selbstverleugnung und Weltverleugnung bis in ihre letzten Konsequenzen nachzuleben, so wird an die Stelle des Friedens endloser Jammer treten! Ich sage Dir dies im voraus. Du wirst an mich denken." — „Das ist wohl möglich," versetzte Leona seufzend, „und ich traue auch nicht auf meine Kraft. Möglich, daß ich sogleich unterliege, wenn Gott mir nicht hilft."

„Und was gedenkst Du eigentlich fernerhin zu thun und zu lassen?" forschte die Gräfin. „Darüber habe ich nicht nachgedacht," war die Antwort, „ich hoffe nur, daß Gott es mir im Augenblick geben wird, was ich reden und thun soll. Wenn ich jetzt an das Treiben des Sommers denke, an die Gesellschaft, welche ich in meinem Hause sah, und an das Beispiel, welches ich dem Regiment gab, so muß ich erröten."

„Das ist wohl möglich, doch es ist Deine Schuld! Ich weiß nicht, wozu Du Dir überflüssige Skrupel machst, wo doch die Sache sehr einfach liegt. Deine Mutter tyrannisierte das Regiment, und das Regiment beschloß, ihr zu zeigen, daß es sich nicht von einer Frau kommandieren lassen will!"

„Und daher unterwarf es sich der Anführung einer andern Frau!"

„Du bist scharf, Leona," lächelte die Gräfin, „doch erstens hast Du nichts gethan, als das Beispiel gegeben. Ein Kampf hat stets böse Momente, auch wenn wir um unser gutes Recht kämpfen."

„Nun, dieser Kampf soll nicht wieder aufgenommen werden!" versetzte Leona mit sprühenden Augen.

„Dieser Kampf bestand in Demonstrationen, folglich fällt damit Dein ganzes bisheriges Leben zusammen. Willst Du nun fernerhin Dich bekreuzigen, wenn Du ein Jagdhorn hörst, und

die Würfel aus dem Fenster werfen?" — „Ich hoffe," versetzte Leona fest, „daß es mir im Augenblick gegeben wird, die Scheidelinie zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten zu sehen." „Erlaubt ist, was sich schickt," sagte die Gräfin, „das heißt mit anderen Worten, was Du thust, das thue schicklich!"

„Ich werde ja sehen," versetzte Leona, „ich fürchte nur, daß ich manches, was an und für sich nichts Schlimmes ist, werde lassen müssen, wenn es darauf hinzielt, eine Demonstration zu sein. Darin lag bei unserem bisherigen Leben die Sünde."

„Und denkst Du, daß Georg sich diese fromme Laune wird gefallen lassen?" frug die Gräfin heiter, „Du bist ja nun einmal verpflichtet, in ihm Deinen Herrn zu sehen. Begreifst Du noch nicht, was es heißt, sich diese Kette anzulegen? Leona blickte gedankenvoll vor sich hin. „Du bist eine Thörin?" rief Gräfin Gisela besorgt, „Du stürzest Dich in ein Meer von Widerwärtigkeiten, Jammer und Elend; und weshalb eigentlich? Glaubst Du wirklich, daß Du auf diese Weise das Glück findest? Der erste Eifer wird sich legen; Du wirst nach langen Kämpfen doch schließlich Deine Vorsätze aufgeben und Dich dann selbst bedauern, daß Du Dir so unnötigerweise Schmerzen bereitet hast, die Du hättest vermeiden können! Du wirst die Entdeckung machen, daß die Menschen, mit denen Du bisher in Eintracht lebtest, Deine Feinde geworden, und daß Du nichts erreichtest als elenden Unfrieden. Deinem hohen Ziele aber stehst Du ferner denn je! Glaube mir doch! Wenn Du das Verlangen hast, für Dein weltliches Leben Buße zu thun, so thue es mit der Geißel und mit Gebet. Dagegen darf niemand etwas sagen. Wenn Du aber Deinem Manne den Gehorsam kündigst und Dich den Pflichten der Geselligkeit entziehst, dann hast Du die ganze Welt gegen Dich und arbeitest nutzlos Deine Kräfte auf in einem Kampfe, der Dir nur schaden kann, und über den Du, wenn die Zeit verstrichen ist, lächeln wirst. Denn der erste Enthusiasmus, der sich am liebsten selbst unter die Folter liefert, verraucht bald!"

„Ich fühle wenig Enthusiasmus," versetzte Leona, „gern machte ich mir das Leben leicht. Ich fürchte nur, mein Gewissen wird es nicht zulassen." Sie erhob sich und legte ihren Arm um den Nacken der Freundin. „Gute Nacht, Gisela. Ich weiß, daß Du mich lieb hast, aber Du willst mich verführen. Ich darf

nicht auf Dich hören, denn ich weiß bereits meinen Weg!" Sie verließ das Zimmer. Die Gräfin sah ihr kopfschüttelnd nach. „Thörin!" murmelte sie. Dann seufzte sie, schloß ihre Rechnungs- und Andachtsbücher, den Rosenkranz und die Geißel ein, und warf fast heftig ihr nonnenhaftes Hausgewand ab. „Genug hiermit!" sagte sie, „etwas anderes! etwas anderes!"

XIII.

Draußen im Wildsteiner Park raubte schon der kalte Novemberwind rücksichtslos die letzten gelben Blätter den alten Kastanien und beugte ihre Wipfel; ein naßkalter Regen sprühte gegen die Fenster und früh sank graue Dämmerung herab. Desto einladender flackerte das helle Feuer im Kamin des Marmorsaales und warf rötlichen Schimmer über die vielen Alabasterfiguren und die kostbaren Wandgemälde. In der Mitte des Saales standen um den runden, von phantastischen Ottomanen umgebenen Tisch mehrere Herren in eifrigem Gespräch. Auf dem Tisch lagen Albums und Mappen, deren Inhalt an Aquarellskizzen soeben einer Besichtigung unterworfen worden war. In der Mitte dieser Gesellschaft stand auch Leon, stumm mit zusammengekniffenen Lippen. „Nun, mein junger Freund," wandte sich ein alter, lebhafter Mann zu ihm, dessen bräunliches scharfgeschnittenes Gesicht, in dem zwei dunkle Augen blitzten, sowie seine seltsame Sprachweise, den Italiener verrieten, „habe ich denn gestern vergeblich um Sie geworben? Gestehen Sie mir jetzt, was Sie heute den ganzen Vormittag getrieben haben? Sie blicken mit solcher Unaufmerksamkeit auf diese köstlichen Zeichnungen, daß ich wetten möchte, Ihre Gedanken sind wieder wo ganz anders!"

Leons Miene ward durch diese Standrede nicht liebenswürdiger, er zog die Brauen zusammen, als er erwiderte: „Meine Gedanken sind frei und lassen sich nun einmal nicht in bestimmte Bahnen zwingen. Ich habe heute morgen komponiert und die Melodie beschäftigt mich noch." — „Da haben wir es!" rief der lebhafte Herr. Er warf die Mappe hin und trat heftig gestiku-

lierend auf Leon zu, „ich sage Ihnen, Herr von Werther, Sie haben Talent, viel Talent. Sie könnten ein berühmter Maler werden. Sie haben noch mehr als Talent, Sie haben Gedanken, mancher könnte Sie darum beneiden. Aber Sie werden nie ein Maler werden, wenn Sie nicht alles andere aufgeben und nur malen — malen — malen, im Wachen und im Schlafen! Aber was hilfts? Hier haben Sie einen Gedanken," der Italiener tippte mit dem Finger auf den Tisch, „Sie nehmen eine Kohle, Sie setzen sich hin, Sie versuchen ihn auf der Leinwand festzuhalten, so gut wie's geht. Dann mit einmal aufgesprungen, zum Schreibtisch hin, Feder genommen, Gedicht gemacht! Da liegt nun der halbe Gedanke hier — der andere halbe dort! Sie sind's losgeworden, wie's bequemer war!" Ein schlanker Mann von bleichem Aussehen und sanftem Wesen trat dazwischen. „Wie es ihm bequemer war, sagen Sie, Signor Esti? Weshalb ist es Herrn von Werther denn bequemer, seine Gedanken im Verse wiederzugeben? Doch wohl, weil er mehr Talent zum Dichter als zum Maler hat!"

„Weiß schon, Herr Graf, weiß schon, Sie und Herr Forel möchten ihn gern für sich haben," rief der alte Esti hitzig; „aber ich sage Ihnen, Sie thun ein Unrecht damit, denn wenn der Signor nicht Maler wird, so verfehlt er seinen Beruf."

„Ich leugne es nicht," fiel ein Mann mit schwarzem Vollbart und blauer Brille hier ein, „daß ich „Signor" für mich haben will. In der That, Herr von Werther, ich verspräche mir viel von unserm Unternehmen, leisteten Sie uns Hilfe."

Jetzt aber stürzte ein langer Jüngling herbei, fuhr sich mit sämtlichen Fingern durch seine Löwenmähne à la Beethoven und rief: „Herr von Werther, in dieser feierlichen Stunde spricht Apollo durch mich zu Ihnen! Verleugnen Sie ihn, der Sie mit seinem Füllhorn überschüttete, nicht! Er hat das erste Anrecht auf Sie, hier um so mehr, wo er in dem Wettstreit der Künste nur durch einen armseligen, fingerfertigen Stümper, wie ich, vertreten wird. Ich werbe feierlichst um Sie!"

„Signor, Signor!" rief der alte Esti heftig, „dann haben Sie es auf dem Gewissen, wenn er kein großer Maler wird." Leon stand völlig verwirrt, mit umwölkter Miene vor dem Kamin. Seit mehreren Wochen befand er sich nun schon mit Stella im

Schloß der Gräfin Ellas, und im Laufe dieser Zeit hatte sich bereits die Mehrzahl der gebetenen Künstler zusammen gefunden. Der alte Esti, ein langjähriger Freund und Lehrer der Gräfin, war für den ganzen Winter eingeladen.

Der Tempel der Kunst war somit eröffnet. Die Vormittage waren dem ernstlicheren Studium gewidmet; die Nachmittage vereinigten gewöhnlich alle im Marmorsaal, wo die Wirtin es übernahm, die Unterhaltung geistvoll belebend zu machen. Um nun auch wirklich etwas zu schaffen, hatte sich jeder eine Aufgabe gestellt, die zu lösen er bestrebt war. Der blasse Graf und Herr Forel arbeiteten mit der Feder, der alte Esti mit dem Pinsel, Herr Danson, ein Däne, mit dem Meißel, der Klaviervirtuos mit der Hand! — Und Leon? Er stand in ratloser Unschlüssigkeit inmitten aller. Jeder erwartete von ihm, er werde sich anschließen, und jeder wollte ihn für sich gewinnen. Eine seltsame Lage! Sie verwirrte ihn und erfüllte ihn mit dem Bewußtsein, ein Stümper zu sein, der in alles pfuscht, ohne etwas zu beherrschen. „Die Komtessa soll entscheiden!“ rief jetzt der alte Esti, als die Flügelthüren sich öffneten und die Damen eintraten. Die Gräfin grüßte ihre Gäste mit hoheitsvoller Anmut. Ein weißes Kaschmirgewand, dessen Tunika ein goldgestickter Saum schmückte, floß in klassischer Einfachheit an der vollendeten Gestalt herab. Die griechischen Ärmel waren auf den Schultern mit goldenen Agraffen zusammengehalten und ließen die von breiten, mattschimmernden Goldreifen umschlossenen Arme, deren Marmorweiß den Kaschmir in Schatten stellte, frei. Die schwarze Haarfülle war in einen griechischen Knoten geschlungen, in welchem ein goldner Pfeil blitzte. Neben dieser Erscheinung, dem klaren, heiteren Himmel Griechenlands vergleichbar, sah Stella aus wie ein ängstliches Schulmädchen. Ihre Augen suchten nach Leon, indessen Gräfin Ellas leichthin frug: „Nun? Meine lieben Freunde scheinen in Erregung zu sein?“

„Wir streiten uns um den Herrn dort; er kann sich durchaus nicht für eine Arbeit entscheiden.“ — „Er ist ein Universalgenie,“ sagte die Gräfin beschwichtigend, „lassen Sie ihn in Ruhe! Er wird wahrscheinlich jeden von Ihnen mit einer Musterarbeit übertreffen.“ — „Spott, Spott, — nichts als Spott,“ rief Leon bitter, „ich kann mich nicht binden, ich kann nicht wählen, nicht über

mich entscheiden. Daher bitte ich mit Signor Esti, die Frau Gräfin möge mir eine Arbeit zuerteilen und über mich bestimmen." Die schöne Frau lachte ihn an. „Ich entschied bereits," sagte sie.

„Wie kann ich das wagen!" versetzte Leon fast finster „mir fehlt die Meisterschaft, welche uns langes Studium gibt. Ich habe zu wenig Gelegenheit, mich zu vervollkommnen." — „Nun, mein Freund, ich gebe ihnen diese Gelegenheit. Malen Sie mein Bild unter Anleitung Signor Esti's. Er ist dazu bereit. Es wird Ihnen Einblicke in die italienische Schule gewähren. Nun Esti?"

„Gern, gern, Komtessa!" rief der lebhafte alte Maler und trat herzu. Sein Haar stand förmlich zu Berge und seine Augen blitzten. Er öffnete behende eine der auf dem Tisch liegenden Mappen und breitete mit fabelhafter Geschwindigkeit eine Menge Skizzen auf dem Tische aus. „Sehen Sie, Komtessa! Sehen Sie her, ist das nicht Talent? Ich habe mich gefreut wie ein Kind, als ich das gesehen habe. Aus solchen Schnipselchen erkennt ein Maler am besten den anderen. Das Genie ist da. Nur die Schule fehlt. Kommen Sie mit uns nach Rom, Herr von Werther. Was meinen Sie?" Stella errötete in freudigem Schreck. „Ich gehe wahrscheinlich im Frühling nach Rom," sagte die Gräfin, „denn die Gestaltung der kirchlichen Fragen dort erregt mein Interesse. Mein Haus steht sodann Ihnen und Ihrem Manne offen, so lange es ihm angenehm ist!" Leon stand immer noch im Kampfe da. Stella blickte ihn umsonst an. Der alte Esti aber rief lebhaft: „Schlagen Sie ein, Herr von Werther! Im März nach Rom. Die Gräfin ist dann freilich für uns verloren; denn der Papst geht ihr über die Kunst. Ich will aber herzlich gerne Ihr Lehrer, Ihr Cicerone sein. Aber ich mache eine Bedingung!"

„Und die wäre?" frug die Gräfin. — „Er muß alles andere lassen," rief der Maler eifrig, „keine Bücher schreiben, keine Verse machen, vor allen Dingen aber keine kopfverwirrenden Lieder. Eines frißt immer das andere auf. Bleibt er beim Malen, so kann er es weit bringen, aber sonst nicht."

„Na, da sind wir wieder so weit, wie wir waren," rief der Klaviervirtuos, „hören Sie nicht auf ihn! Gehen Sie nach Rom und studieren Sie dort Musik!" — und der lange Musiker setzte sich an den Flügel und begann zu spielen. Leon aber verließ den Saal. Stella blickte ihm ängstlich nach, aber wagte nicht,

ihm zu folgen. Die Gräfin wandte sich zu Esti. „Also abgemacht, Esti, er malt das Bild unter Ihrer Leitung."

Der Alte nickte bereitwillig und bald war man in einem lebhaften Gespräch, in welches die schöne Wirtin jeden hinein zu ziehen verstand. Mitten im Gespräch trat Leon wieder ein und setzte sich abseits von den anderen an den Kamin, in dessen Flammen er schweigend blickte, bis ihn die Stimme des blassen Grafen weckte und ihn veranlaßte, aufzublicken. „Sie haben Forel etwas vorgelesen, was dessen lebhaftes Interesse erregt und in mir den Wunsch erweckt hat, Ihre Feder kennen zu lernen. Ist es daher sehr unbescheiden . .?" — „Sie spotten Herr Graf," versetzte Leon, die Brauen runzelnd.

„Nein, durchaus nicht. Ich bin in der That begierig, eine schriftstellerische Arbeit von Ihnen kennen zu lernen, und durch Forel darauf vorbereitet, meine Erwartungen übertroffen zu sehen." Leon weigerte sich anfangs eigensinnig; jedoch der junge Dichter wußte ihn unbemerkt in ein Gespräch über die Poesie und ihre verschiedenen Formen hinein zu ziehen und brachte es so weit, daß Leon aufstand, ein Gedicht zu holen. Doch der Graf ging mit ihm, und auf seinem Zimmer angekommen, las ihm Leon eine jener kleinen fesselnden, farbenreichen Skizzen vor, die ihm so leicht und schnell aus der Feder flossen und dann, unvollendet, als Bruchstücke liegen blieben und von Stella gesammelt und aufbewahrt wurden. Es war nur eine Kleinigkeit, die Beschreibung eines Gewitters in einer Julinacht, — aber es wehte ein solcher Zauber über dem kleinen Poesiegemälde, daß der Graf überrascht ausrief: „Wahrlich, Werther, wie können Sie noch zweifeln, daß Sie in Ihrer Feder die Macht eines schaffenden Zauberstabes besitzen? Wenn es Ihnen etwa an Mut gebricht, das Bild unserer Gastgeberin auf der Leinwand wiederzugeben, — auf dem Papier wird es Ihnen unfehlbar gelingen!" Leon antwortete nicht, er trat an's Fenster und blickte in die Nacht. In ihm regte sich dasselbe Gefühl, welches ihn an seinem Hochzeitstag wie eine bange Ahnung überfallen hatte. Nur daß die Ahnung jetzt schon fast Gewißheit geworden, daß er ganz genau wußte, daß die goldfunkelnden Augen der zauberhaften Frau schuld daran trugen. Das tiefe Schweigen, welches das Zimmer erfüllte, fiel ihm zuletzt selber auf. Er riß sich aus seinem Grübeln und

wandte sich um. Dort saß der Graf am Tisch und las beim Schein eines halb zerschmolzenen Wachsstockes in mehreren zusammengehefteten Blättern. Er war so vertieft, daß er nicht hörte, wie Leon sich schnell näherte.

„Herr Graf," der andere blickte auf. „Herrlich!" rief er begeistert, „ich habe mich bereits sterblich in Ihre Iduna verliebt, also so können Sie malen, und davon wußte ich noch nichts! Bitte, nehmen Sie die Blätter nicht fort. Dieselben erregen mein lebhaftes Interesse. Es ist ja der Plan zu einem großen Werke." — „Der Plan ist schon lange fertig, bisher fehlte mir die Gelegenheit, mich an die Arbeit zu machen," versetzte Leon, weniger abweisend als bisher; „was Sie eben in der Hand halten, ist übrigens von meiner Frau."

„Ihre Gemahlin arbeitet mit an diesem Werk?" frug der junge Graf überrascht. — „Wir schaffen alles gemeinsam." „Wie reich Sie sind!" versetzte der blasse Dichter mit einem Seufzer; „welch ein Glück muß das Leben sein, wenn man sich von der, mit welcher man es teilt, nicht nur in jedem Gedanken verstanden fühlt, sondern sich auch beim dichterischen Schaffen so ergänzt, daß es für ein fremdes Auge nicht möglich ist, den Autor zu unterscheiden. Bis auf die Handschrift geht die Ähnlichkeit. Da muß das geistige Schaffen täglich ein neuer Genuß sein!" Und der Graf vertiefte sich von neuem in die Blätter, so daß er nicht mehr sah und hörte, und Leon entfloh seinen Gedanken und that dasselbe. Er nahm Blatt für Blatt, wie der andere es weglegte, auf, las es durch und überließ sich dem Genius, welcher in seinem Kopfe die Bruchstücke mehr und mehr zu einem Ganzen ausarbeitete.

Alsdann sagte der Graf: „Zwischen all den Gestalten hindurch, welche schon mehr oder minder plastisch aus dem Rahmen treten, geht ein blasser, schattenhafter Charakter, dem noch alle Färbung fehlt. Es ist der Name Lucia." — „Wir waren uns über den Charakter völlig klar, aber über die gesellschaftliche Stellung noch nicht," gab Leon zurück; „ich hatte die Absicht, ein Fischermädchen zu zeichnen. Meine Frau beschuldigte mich der Vorliebe für blonde Fischermädchen und wollte eine Grafentochter haben." — „Und welche Rolle ward dieser Lucia zugedacht? Hier sind so große Lücken, daß ich nur raten kann."

„Nehmen Sie dieses Heft, es ist ein etwas ausgefüllterer Abschnitt, fast alles von meiner Frau geschrieben."

Der Graf las und Leon saß indessen schweigend da, den Stift in der Hand, die Stirne in die Hand gestützt. Fast wie im Kampfe stand er mitten unter den halb vergessenen, jetzt neu belebten Gestalten, welche ihn in ihren Kreis zogen. Immer neue Bilder drängten sich seiner Phantasie auf, wie träumend hielt er sie dann mit einigen Worten auf dem Papier fest. Die Lucia aber, die einen armen Dichter liebt und ihm mit Aufopferung ihres ganzen Lebens die Pforten zum Ruhme öffnet, — diese Lucia verblich allmählig, und aus ihrem Schatten tauchten die nebelhaften Umrisse einer syrenenhaften Frauengestalt mit goldnen Augen, der arme Dichter aber, welcher die bisherige Lucia nicht wieder geliebt und ihre Opfer mit Undank vergolten, dieser arme Dichter lag jetzt zu Füßen der neuen Zaubergestalt. Das kam ganz von selbst. Ein Gedanke folgte wie im Sturm dem andern. Hinter der schmalen weißen Stirn wogten die Gedankenbilder, über welche der Denker selbst die Macht verloren hatte. Sie wälzten alles um und gestalteten alles neu; und als Leon endlich aufblickte, nahm er den Blaustift und zog langsam, ohne selbst recht zu wissen, was er that, ein Kreuz über das erste Blatt im Hefte. Dann saß er wieder stumm da, — plötzlich sprang er auf. Er raffte mit einem Griff alle umherliegenden Bogen und Hefte zusammen und warf sie in den brennenden Ofen. „Um Himmelswillen, was thun Sie?" rief der auf so einfache Weise in der Lektüre unterbrochene Graf.

„Ah so — Sie sind da. Ich bitte um Entschuldigung," stammelte Leon, „aber ich vergaß es. Die Blätter sind mir nicht mehr nötig. Ich habe den ganzen Gedanken bereits in anderer Form im Kopf."

„Ich errate," lächelte der Graf mit anerkennenswerter Liebenswürdigkeit, „und ich wünsche Ihnen im voraus Glück. Unsere schöne Wirtin ist für eine feine Huldigung nicht unempfänglich! Malen Sie ihr Bild mit dem Pinsel, so ist das keine Huldigung, malen Sie aber mit der Feder, so können Sie auf Anerkennung rechnen." Leon suchte in fieberhafter Hast Schreibzeug und Papier zusammen. Ihm brannte, geistig genommen, der Boden unter den Füßen. Er hatte eben die Lampe über dem Tische angezündet, als ein Die-

ner das Souper ansagte. „Kommen Sie, Werther," sagte der Graf. — „Aber ich kann nicht. Entschuldigen Sie mich, ich kann nicht!"

„Ich kann Ihnen nachfühlen," versetzte der Graf lächelnd und verließ das Zimmer. Leon atmete tief auf. Dann flog seine Feder in fliegender Eile über das Papier, bis die Thüre sich wieder öffnete und Stella eintrat. „Du kommst nicht zum Souper?" frug sie schüchtern und trat neben ihn. Leon wandte hastig das vollgeschriebene Blatt um. „Nein, ich komme nicht. Ich habe zu thun, wie Du siehst."

Stella verlor kein überflüssiges Wort mehr. Sie wußte, daß er keine Störung vertrug, wenn ihn eine neue Idee erfaßt hatte, und daß dies der Fall war, sah sie. Nichts erschien ihr natürlicher als dazubleiben. War sie doch seine unzertrennliche Gefährtin! Er konnte sie jeden Augenblick nötig haben. Er schuf ja nichts ohne ihre Mitwirkung, und wenn seine Hand ermüdete, pflegte er ihr weiter zu diktieren, stundenlang. Sie that, was sie, wenn er am Schreibtisch saß, am liebsten that. Sie zog sich einen Stuhl herbei und blickte, den Kopf in die Hand gestützt, auf seine Feder. Er legte dieselbe unmutig hin. „Weshalb gehst Du nicht wieder hinunter, Stella?" — „Weil ich lieber bei Dir bleibe!" — „Thorheiten, Stella, Du mußt doch essen!" — „Aber ich habe keinen Hunger."

Seine Feder, die sonst nie besser arbeitete als unter dem Einfluß ihres Blickes, stockte und schien nicht vom Fleck zu können. „Geh, Stella!" fuhr er ungeduldig auf. — „Aber Leon" — „Ich will es!" unterbrach er sie heftig, „ich will es so. Was muß man denn von uns denken? Es ist genug, daß ich unhöflich erscheine?"

Sie gehorchte erschrocken und wollte das Zimmer verlassen. Jedoch Leon's besserer Geist hatte ihn noch nicht völlig verlassen. Er sprang auf und ergriff ihre Hand. „Verzeih, mir, Stella. Ich that unrecht, Dir einen falschen Grund anzugeben. Es ist mir ja vollkommen gleichgültig, ob ich unten unhöflich erscheine oder nicht!" Sie blickte ihn fremd, scheu an. „Also störte ich Dich?" frug sie langsam. „Du brachtest mich aus dem Konzept," versetzte er schnell, „ich bitte Dich, sprich jetzt nicht mehr, ich habe Eile."

Stella setzte sich wie eine bestürztes Kind weit fort von ihm an das Fenster. Das waren Worte, die sie noch nie gehört hatte, die sie betäubten. Ihr feiner Instinkt sagte ihr, daß er zum erstenmal etwas schaffe, wobei sie ihm nicht nur unnötig,

sondern auch lästig sei. Er saß wieder am Tisch und schien die ganze Welt vergessen zu haben. Sie aber blieb unbeachtet und blickte mit seltsamer Angst zu ihm hinüber. Stunde auf Stunde verstrich; die Lampe brannte trüber, denn das Oel ging zur Neige. Immer flog die Feder unaufhaltsam über das Papier, neigte sich der dunkle Kopf mit den ringelnden Locken und dem feinen römischen Profil tief herab. Immer noch saß die Vergessene schweigend am Fenster. Als es Mitternacht schlug, fuhr Leon auf, strich sich mit der Hand über die Stirne und starrte wie abwesend in die rötliche Flamme. Dann funkelte sein Blick plötzlich auf und er schrieb hastig weiter, schrieb, bis plötzlich die Flamme erlosch, und er — erwachte! Rings umher schwarze Finsternis, in diese hinein leuchteten matt die Fenster, durch welche der bleiche Nachthimmel sah. In einem dieser Fensterlehnte eine dunkle Gestalt.

„Stella — Du noch hier?" frug er betroffen, „geh zu Bett, ich bitte Dich!" Sie rührte sich nicht. Er trat zu ihr und ergriff ihre Hand. Sie zog die ihrige fort, dann aber schlang sie plötzlich die Arme um seinen Hals und flüsterte mit einer Leidenschaft, die ihrem kindlich heiteren Wesen sonst fremd war: „Mein lieber, lieber — mein geliebter Leon." Es lag eine unbewußte Angst in ihrer Stimme und auch ihn erfaßte ein Schrecken, den er vergeblich weg zu philosophieren trachtete: „aber Stella, Kind, wie Du Dich aufgeregt hast! Was fiel Dir denn ein, wach zu bleiben? Müde, hungrig, erfroren. Wie kannst Du Deinen Nerven das zumuten?" Demonstrative Zärtlichkeit lag durchaus nicht in Leons Natur. Dennoch fühlte er sich fast verpflichtet, den Eindruck, den sie erhalten hatte, den stummen Vorwurf, den er selbst empfand, durch ein paar liebkosende Worte gut zu machen. „Mein armes Herz, was kam Dir nur bei? Ich hatte keine Ahnung, daß Du noch wachtest, Du mußt todmüde sein." Er tastete sich zum Schreibtisch zurück und zündete ein Licht an. Aber Stella folgte ihm nicht. Eine innere Scheu hielt sie davon ab, einen Blick auf die vollgeschriebenen Papiere zu werfen. Leon empfand diese Reserve gar wohl. Sie nahm das zweite Licht, welches er ihr brachte, sagte leise: „Gute Nacht" und ging hinaus. Leon aber setzte sich hin und schrieb, bis die graue Morgendämmerung das Zimmer erfüllte, welches seine Phantasie aber mit glänzenden Bildern bevölkerte. Stella erwachte ungewöhnlich spät,

nach unruhigem Schlummer. Sie zog sich an und trat zaghaft in das Wohnzimmer. Leon saß vor dem Tisch, auf welchem bereits die Schokolade dampfte. Die Papiere waren vom Schreibtisch verschwunden. Er sah sehr erschöpft und abgespannt aus und war einsilbig, augenscheinlich mit ganz anderen Gedanken beschäftigt. „Bist Du mit Schreiben fertig?" frug seine Frau schüchtern. „Nein," sagte er kurz, „ich möchte nachher ungestört arbeiten, gehe also hinunter zur Gräfin." Heute wurde es ihm schon viel leichter, die Worte zu sprechen, deren Herzlosigkeit ihm gestern noch fühlbar gewesen war. Stella aber konnte sich nicht so leicht in das Ungeheuerliche finden, daß sie ihn plötzlich stören könne. Sie sprang auf, die Thränen stiegen in ihre Augen und sie rief bittend: „Oh lieber, lieber Leon, sage mir doch, was Du schreibst. Ich bin so sehr traurig."

„Lasse das, Stella," versetzte er; „natürlich wirst Du es lesen. Es ist ja kein Geheimnis. Bücher werden gedruckt. Aber ich kann jetzt nicht darüber sprechen. Also geh hinunter." „Ach Leon, — wenn Du mich doch hier ließest, ich bin so ungern ohne Dich unten. Ich fürchte mich vor den vielen fremden Herren; und dann, Leon, kommt es mir so wenig schicklich vor, daß die Gräfin, die doch eine junge Frau ist, alle diese Leute eingeladen hat." — „Sei nicht kindisch," versetzte er und schob ungeduldig seine Tasse fort, „davon verstehst Du nichts. Künstler lassen sich nicht von der Etikette tyrannisieren, das wäre erbärmlich." „Ich rede nicht von den Herren, ich finde nur, daß die Gräfin" —

Leon fuhr heftig auf, sein Gesicht überflog helle Röte. „Gräfin Ellas ist eine Frau, die alles thun darf, und es wird stets gut sein. Wie darfst Du es wagen, ihre Handlungsweise zu beurteilen, — zu verurteilen?" Stella verbarg ihr Gesicht in den Händen. Sein Ton machte sie zittern bis in's Herz hinein. Ohne ein Wort zu sagen, verließ das arme Kind das Zimmer. Leon bereute seine Übereilung augenblicklich. Vielleicht wäre er ihr gefolgt, — aber in demselben Augenblick erschien ein Diener und meldete ihm, Gräfin Ellas ließe ihn zu sich bitten. Er steckte hastig den Schlüssel seines Schreibtisches zu sich und folgte dem Lakaien, welcher ihn aber nicht durch die gewöhnlichen Gesellschaftsräume, sondern durch die Privatgemächer der Herrin führte. In einem Salon, durch dessen französisches Fenster das schönste Licht auf eine mit Leinwand bekleidete Staffelei fiel, stand Gräfin Ellas. Die Wände

dieses Gemaches waren nach altfranzösischer Art mit Malereien bedeckt. Eine prächtige, palmenreiche Ansicht Bagdad's schien plötzlich Wirklichkeit geworden, denn die Wandmalerei bildete den Hintergrund zu der Gestalt der schönen Perserin..., derselben Perserin, welche Leon an seinem Hochzeitstage gesehen hatte. Das fehlte nur gerade noch! Der alte Esti stand an einem Tisch und rieb Farben. „Treten Sie nur ein, lieber Werther, so sollen Sie mich malen" rief die Gräfin und winkte freundlich mit der Hand.

„Wirklich?" stammelte Leon, „ich fühle nicht den Mut!"

„Unsinn!" rief der alte Maler lebhaft, „Sie sind doch sonst nicht so mutlos! Komtessa schenkt uns eine Stunde, und wir beginnen sogleich." Leon sträubte sich. Er sah gar nicht nach der Perserin hin, denn das verwirrte ihn. „Ich kann nicht!" sagte er, „ich bin ja nur ein Anfänger..." „Nun, aber ich gestatte einem Anfänger mein Bild zu malen," lächelte die Gräfin. — „Aber es ist wirklich nicht möglich...!"

„Gestehen Sie!" fiel die Perserin lachend ein, sind das die üblichen Phrasen der Bescheidenheit, — oder fehlt Ihnen wirklich die Lust?" Sie war neben ihn getreten und legte ihre Hand leicht auf seinen Arm. Er zitterte und wich ihrem Blick aus. „Ach, gehen Sie!" fuhr sie lachend fort, „ob Sie ein Maler sind, weiß ich nicht, ein Kavalier sind Sie auf keinen Fall! Wenn ich jetzt dem ersten besten Husarenleutnant sagen würde: malen Sie mich! — was meinen Sie wohl, was er erwidern würde? Küß die Hand! würde er sagen und würde sich hinsetzen und mich malen, und wenn er auch noch nie einen Stift in der Hand hielt!" Leon fuhr auf und stürzte aus dem Zimmer. Der alte Esti ward sehr böse. Die Gräfin aber begann zu lachen, daß sie sich hinsetzen mußte.

„Lassen Sie ihn laufen, Esti, — er wird schon wiederkommen. Gehen Sie jetzt, alter Freund. Ich muß mich umkleiden und hinunter gehen. Ich erwarte heute noch einen Gast."

„Ah, den Komponisten Norden," brummte Esti, „der wird mir den jungen Herrn vollends konfus machen, Signora, und doch sage ich, er hat Talent und er könnte es weit bringen, wenn er beständig wäre." Die Gräfin erhob sich und wandte ihr schmales, zartes Antlitz mit den großen Augen lächelnd dem Alten zu. „Er wird schwanken, so lange er lebt, lieber Esti, wenn ich nicht die Gnade habe und seinem ganzen Wesen, seinem Wünschen, Wollen und

Denken einen Pol gebe. Er hat von jeher viele Gedanken gehabt, — aber er ist noch nie von einem völlig beherrscht worden. Dem Manne kann geholfen werden." Zum Diner erschien die Gräfin wieder in ihrem antiken Gewande und nahm mit ernster Würde Platz. Auf Leon fiel keiner ihrer Blicke, aber nach dem Essen küßte sie Stella und frug: „warum so nachdenklich, mein Engel?" —

Leon eilte, sowie er konnte, zu seinem Schreibtisch zurück. Er war bald mitten in der Arbeit, aber hin und wieder fuhr er auf, griff sich an die Stirn und murmelte: „Weshalb sprach sie wohl nicht mit mir?" Die arme Stella wußte gar nicht, was sie thun sollte. Die Gräfin saß tief im Gespräch mit einem soeben angelangten berühmten Komponisten, um welchen alle sich drängten. Stella wußte nichts zu sagen. Sollte sie zu Leon hinaufgehen? Aber wie? wenn er sie abermals fortschickte? Ihr war zu Mut, als könne sie dies nicht erleben. Endlich nahm sie ein Buch und setzte sich damit in ein leeres Zimmer. Sie schlug mechanisch die Blätter um und starrte hinein.

Es war Abend, als Leon die Feder hinwarf, seine Hand brannte in tödlicher Erschöpfung. Er schloß wieder sorgfältig alle Papiere ein und trat dann, tief aufseufzend aus dem Zimmer. Da drang von unten herauf gedämpfte Musik an sein Ohr, verworrene, weichzitternde Klänge. Das war nicht der Anschlag des lustigen Virtuosen, dessen Fingerfertigkeit Leon ein Greuel war. Er folgte unwillkürlich der lockenden Stimme und trat wenige Minuten später in den fast dunkeln Musiksalon, wo überstrahlt vom wachsbleichen Licht einer grünverschleierten Lampe ein Fremder am Flügel saß und spielte. Er zauberte die seltsamen Melodien hervor. Leon schlich ungesehen in eine Ecke und ließ sich hier in einen Sessel nieder, als sich aus dem Sessel nebenan eine Gestalt erhob, wie ein Nebelbild, und eine kleine Hand sich auf seinen Arm legte. „Pst!" flüsterte Gräfin Ellas, „bleiben Sie, aber sprechen Sie leise. Nicht einen dieser Klänge will ich verlieren. Was sagen Sie zu dieser Musik? sehen Sie den Spieler an. Das ist ein Mann, für den ich schwärme!"

Leon fühlte eine jähe Anwandlung, den Ahnungslosen zu überfallen und zu erwürgen. Er antwortete nichts. Die Gräfin frug nach einer Pause ebenso leise mit süßer Stimme: „Habe ich Sie heute morgen beleidigt, lieber Freund?"

„Frau Gräfin!" stammelte er. — „Nun ja," versetzte sie, „ich mußte es befürchten, da Sie uns so schnell verließen, aber in der

That, meine Neugierde war erregt! Ich würde auch eben wieder gern fragen: fehlt Ihnen die Begeisterung zu der Arbeit, oder sind Sie bloß schüchtern?" — „Ich glaube, ich werde wahnsinnig bei der Arbeit."

„Nun, versuchen Sie es doch" scherzte sie, „einmal im Wasser, werden Sie schon schwimmen lernen. Sehen Sie, lieber Freund, Sie haben wahrscheinlich noch nie in Ihrem Leben eine schöne Frau gesehen; jetzt glauben Sie über diesen Anblick wahnsinnig zu werden! Malen Sie mich zehnmal, — und Sie sind kuriert." Sie sprach in fast mütterlichem Ton, dann stand sie auf und verließ das Gemach. Leon hörte nichts mehr von der Musik, so brauste sein Kopf. Am nächsten Morgen begann er Gräfin Gisela zu malen.

XIV.

„Santa Maria! Das ist nun aber doch zu toll! Das halte ein anderer aus, ich nicht, sage ich Ihnen, Herr von Werther. Hören Sie, Signor? Was um Himmelswillen treiben Sie da nun schon wieder?" Mit diesen Worten stürmte der alte Esti in das Zimmer, in welchem Leon an einem Tische saß, den Kopf in die Hand gestützt, mit träumerischem Behagen in einem großen, roten Buche schreibend. Der Heraneilende sah, daß es Noten waren, welche die Seite bedeckten. „Da haben wir es!" rief der Maler, „was in aller Heiligen Namen treiben Sie hier? Wann soll denn das Bild fertig werden?" Leon riß sich unmutig aus seinen Träumereien und versetzte abwehrend: „Lassen Sie mich, ich kann jetzt unmöglich kommen, ich habe einen musikalischen Gedanken, ich komponiere. Es würde zu nichts führen, wollte ich jetzt malen. Meine Phantasie ist nicht dabei."

„Herr, so steigen Sie aus Ihrer Phantasie herab in die Wirklichkeit! Das Bild steht nun schon viele Tage; das taugt zu nichts." Leon stieß wild das rote Buch beiseite und sprang auf, sich mit beiden Händen vor die Stirne fassend. „Ich werde noch verrückt hierüber!" murmelte er; dann schloß er das Buch ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und folgte dem Maler. Auf der Treppe begegnete ihm der junge Graf, welcher, ihn am Arme festhaltend, ausrief: „Kom-

men Sie, Werther, Forel schickt Ihnen hier eine kurze Kritik über Heft III. Wollen Sie?" — „Ich kann nicht! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht," rief Leon heftig, „ich muß jetzt malen — malen! und ich war eben in dem Reich der Töne!" Der Graf lächelte und ging weiter.

Natürlich hatte sein Ärger ein Ende, sowie er vor der Gräfin stand. Dieselbe saß in ihrem Salon mit den ägyptischen und arabischen Wandmalereien auf dem Diwan. Im Fenster neigte sich Stella über eine Arbeit. Es lag ein müder Ausdruck in ihrem Gesicht. Die Gräfin hatte ihre Stickerei beiseite gelegt und schmiegte ihre anmutsvolle Gestalt leicht in die mattgelben Polster des Diwans zurück. Das persische Gewand legte sich in leuchtenden Farben darüber hin, — phantastisch, von kostbaren Steinen funkelnd, und doch so vollendet schön und maßvoll in Schnitt und Farbenzusammenstellung. Die langen schwarzen Haarflechten hingen bis auf das Parkett hinab. Auf dem Haupt saß leicht und duftig ein weißer, golddurchwirkter Turban, dessen graziösen Reiherbusch ein mit Brillanten besetzter Halbmond hielt. Diese Kleidung und die daran sich knüpfende Erinnerung genügte, Leon täglich von neuem zu verwirren. Als er jetzt vor die Staffelei trat, sagte die Gräfin heiter: „Signor Esti ist sehr unzufrieden mit Ihnen, wissen Sie das?" — „Ich weiß es. Ich selbst bin am unzufriedensten mit mir," sagte Leon düster.

„Ah, es ist schon alles gut, sowie der Herr vor der Staffelei sitzt. Dann geht die Sache schon vorwärts, und man kann ihn ja gar nicht wieder fortbekommen! Aber mein Herr, die Augen sind falsch!"

„Grazia, lieber Esti!" lachte die Gräfin vom Sofa her.

„Aber Komtessa!" versetzte Meister Esti erschrocken, „Komtessa mißverstehn" —

„Also meine Augen sind falsch! Was sagen Sie dazu, Herr von Werther?.!" Leon antwortete nicht.

„Aber Signor! Die Sache wird noch schlimmer. Vorsicht, Vorsicht!" rief Esti, schon wieder in hellem Amtseifer.

„Ich male, wie ich sehe," versetzte Leon eigensinnig. Der alte Maler lief in Verzweiflung im Zimmer umher, während die Gräfin lachte, daß ihr goldener Halbmond zitterte. „Er läßt sich nicht raten!" jammerte Esti. „Aber lieber Esti!" ermahnte die Komtessa, scheinbar ernst, „lassen Sie mir den Herrn in Frieden. Wir werden gleich sehen, wie er meine Augen findet. Das ist doch ungleich interessanter, als wenn dieselben nach der Schablone gemalt werden. Ich ver-

sichere Sie, es kommt nichts darauf an, wie dies Bild gemalt ist, nur daß es gemalt wird!" —

Der alte Esti schüttelte den Kopf. Leon wußte schon nicht mehr, wo ihm der seine stand. Er wußte nicht mehr zu unterscheiden, ob die Worte der Gräfin zarteste Huld oder beißendsten Spott enthielten. Mit jedem Strich auf die Leinwand erkannte er seine Ohnmacht mehr, mit jedem Strich ward er unwiderruflicher an seine Aufgabe gefesselt! Er konnte schon nicht mehr zurück, er malte schon mit Todesverachtung, jeden Rat, jede Hilfe zurückweisend. Und nun diese Augen, — diese Augen! Da lag eine seltsame Gefahr darin, diese Augen hinzumalen; denn zogen sie nicht ihn, der hinein blickte, in einen goldenen Brunnen und blendeten ihn, daß er ringsum nichts sah als dämonisches Wetterleuchten! Und dann, wenn er sich hieran gewöhnt, waren sie wiederum durch ihren wechselnden Ausdruck dem Pinsel eine Unmöglichkeit! Jedesmal wenn der Maler von der Staffelei hinüber blickte nach der persischen Feengestalt, hatte er eine neue Überraschung; jedesmal erzählten ihm die goldflimmernden schwarzen Diamanten ein anderes Märchen aus tausend und einer Nacht.

Eines Nachmittags trat er unzufriedener und unglücklicher denn je in den Musiksalon. Er suchte Stella, um sie zu einem Spaziergange abzuholen. Er hielt es so nicht länger aus. Er hatte eine egoistische Sehnsucht nach ihrer teilnahmvollen Sympathie und er sagte sich, daß er doch wahrhaftig das Recht habe, ihre Sympathie zu fordern, wenn er sich elend fühle. Er fand das Zimmer leer, halbdunkel, von Blumenduft durchströmt, — blieb ein paar Minuten lang vor dem Flügel stehen und starrte auf die Tasten herab. Da öffnete sich leise eine Thür, eine helle Schleppe glitt geräuschlos über die Diele... die hohe, schlanke Gestalt im idealen griechischen Gewand stand neben Leon. Die Augen, an denen seine Kunst scheiterte, blickten tiefernst, forschend in sein verstörtes Antlitz. „Was fehlt Ihnen?" frug sie mit weichem besorgten Ton, „täglich wird Ihre Miene finsterer, mein junger Freund. Es ist nicht gut, einen Kummer in sich zu verschließen."

„Wer fragt bei mir danach, was gut ist und was schadet!" murmelte Leon herbe. — „Niemand?" forschte die Gräfin gütig, „dann bemitleide ich Sie aufrichtig; denn es ist sehr schwer, einsam ohne Freunde durchs Leben zu gehen. Wollen Sie nicht wenigstens mir sagen, was Sie quält? Vielleicht weiß ich Rat und Hilfe."

„Mir Rat? — Sie mir Rat erteilen?... Gräfin Ellas, Sie sind grenzenlos grausam!" stöhnte Leon. Sie legte beschwichtigend ihre Hand auf seine Schulter. „Werden Sie nicht gleich so wild," sagte sie ernst, „und denken Sie nicht, daß ich, weil ich oft mutwillig lache, keines wahren Gefühles aufrichtiger Freundschaft fähig sei. Ihr Vertrauen würde von mir gerechtfertigt werden, schenkten Sie mir dasselbe. Unglückliche erregen mein tiefstes Interesse."

Mit einer stürmischen Bewegung zog er ihre Hand an seine Lippen. Es fehlte nicht viel und er wäre vor ihr niedergefallen, den Saum ihres Gewandes zu küssen, in so überwältigend ernster Hoheit stand sie vor ihm. Sie zog ihre Hand zurück. „Ruhig, ruhig," ermahnte sie mit stolzer Sicherheit, „das sage ich Ihnen von vorn herein, in soweit ich Ursache Ihrer melancholischen Gedanken bin, haben Sie auf kein Mitleid von mir zu hoffen! Sie erregen meine Teilnahme, weil ich sehe, daß Sie ein mißverstandener und verbitterter Charakter sind. Ich möchte Ihnen helfen, aber Sie müssen wie ein Mann zu mir sprechen und nicht wie ein Verzückter. Sagen Sie mir alles, erzählen Sie mir Ihre Lebensgeschichte!" Sie setzte sich in den nächsten Fauteuil und Leon nahm zitternd auf dem Taburett vor dem Klavier Platz. Er ahnte dunkel, daß er an einer Schwelle stand, die er unwiderruflich überschritt, gestattete er andern Augen das Recht, welches Stella gehörte, — den Einblick in sein Herz.

„Soll ich Ihnen zu Hilfe kommen?" frug die Gräfin freundlich, „ich ahne schon, wo ein großer Teil Ihres Kummers liegt, das Leben in meinem Hause hat Ihnen einen Schleier von den Augen genommen. Sie sehen um sich her Männer von verschiedenartiger Begabung und mit jedem fühlen Sie sich verwandt; denn die Natur hat Sie mit ihren Gaben überschüttet. Sie würden nun gern jedem gerecht werden und fühlen doch, daß Sie dies nicht können, ohne Ihre Kraft zu zersplittern, habe ich nicht recht?" Er nickte stumm. „Und das macht Sie unglücklich?" fuhr die Gräfin leise fort.

„Sie fragen noch?" versetzte er, „soll der Mensch, dem der Boden unter den Füßen schwankt, nicht unglücklich sein? Jeder Tag lehrt mich, daß ich nichts kann und nichts leiste, daß mein Talent nie aufwärts steigen, mir nie Glück und Befriedigung gewähren kann. An wem die Schuld liegt, weiß ich nicht, aber so zerquält und ruhelos wie mein Geist, ist auch das, was ich schaffe. Es fehlt die Harmonie."

„Es fehlt das Gesammeltsein auf einen Punkt," sagte die

Gräfin sinnend, „könnten Sie Esti's Rat befolgen und ein Maler werden, Sie würden gerettet sein. Es ist ein weiser Rat des alten Mannes; aber ich weiß wohl, Sie können ihn nicht befolgen; denn Sie wollen nicht." — „Umgekehrt!" sagte er fast heftig. „Oh nein, täuschen Sie sich nicht, mein Freund. Ich habe Sie hübsch beobachten können;" Leon wurde dunkelrot; „so eigensinnig, wie Sie beim Lernen sind, so wenig lassen Sie sich dazu herab, Opfer zu bringen. Sie wollen einfach keines Ihrer Talente hingeben."

„Und wenn dem so ist, wissen Sie etwa hierfür eine Hilfe?" frug er. — „Oh ja, ich weiß eine," gab sie ernst zurück, „sowie Sie einem Willen unterworfen sein werden, welcher stärker ist als der Ihre, so wie eine Person, der Sie blindlings gehorchen, weil Sie nicht anders können, Ihr Leben in die Hand nimmt und über Sie bestimmt, werden Sie glücklich sein. Sie werden sich selbst vergessen. Sie werden thun, was Ihnen heilsam ist, anstatt das zu thun, was Ihnen angenehm ist."

„Gräfin Ellas!" rief Leon hingerissen, „aus Ihrem Munde höre ich das erste echte Trostwort meines Lebens. Befehlen Sie fortan über mich." — „Ah," versetzte sie lächelnd, „Sie irren sich. Woher wollen Sie denn wissen, daß ich die Person bin, welche dazu berufen ist, bestimmend in Ihr Geschick einzugreifen?"

„Ich fühle es," murmelte er, das Haupt senkend, „ich habe Ihnen gegenüber keinen Willen mehr. Oh Gräfin!" — er blickte auf und sein Auge flammte, — „in Ihrer Hand liegt alle Macht! Sie können mich zum Elendesten aller Sterblichen machen; Sie können mich emporheben auf die Höhe des Ruhmes und des Glückes." — „Hier nicht," sagte sie lächelnd, „aber vielleicht in Rom." — „In Rom — ?" — „Ja," sagte sie, sich erhebend, „ich bin entschlossen, Sie in Rom zu sehen!" und sie verließ das Zimmer.

Leon setzte sich an den Flügel, und alle seine Empfindungen, denen er nie hätte Worte verleihen können, brachen sich wie ein freudiger Melodienstrom Bahn. Er vergaß ganz, daß er hatte Stella suchen wollen; er war ja getröstet worden, wenigstens für den Augenblick! Ein Diener kam in das Gemach und zündete die Wandlampen an, dann ging er wieder. Leon aber, im Spielen unterbrochen, blickte sich im erhellten Zimmer um und fuhr plötzlich in die Höhe; dort in dem großen Lehnsessel, fast verdeckt von einem mächtigen Blumentisch, kauerte eine zitternde Gestalt. „Stella!" rief er

bestürzt und trat vor sie, „bist Du krank? Du mußt krank sein!“ fügte er hinzu, als sie ihr geisterhaft blasses Gesicht erhob und ihn anstarrte, „sprich doch!“ Sie antwortete nichts, sie zitterte bloß. Je unheimlicher ihm zu Mut war, desto gefaßter versuchte er zu scheinen. „Aber Stella, was fällt Dir denn ein? Weshalb bist Du so erschrocken? Darüber, daß ich mit Gräfin Ellas sprach? Daß ich ihr dankbar bin, sie bewundere, — ist das so seltsam?“ Stella richtete sich langsam auf. „Verzeih, Leon,“ sagte sie leise, „ich bin so kindisch!“

Nur ein Stein hätte kalt bleiben können. Leon legte seinen Arm um sie, strich ihr das Haar aus der Stirn und küßte die Lippen, welche anstatt eines Vorwurfes die Bitte um Verzeihung aussprachen. „Armes Kind, ich sehe wohl, Du bist unglücklich. Tröste Dich damit, daß ich es noch viel mehr bin.“ Sie kämpfte tapfer gegen die Thränen. Ihre Stimme klang schon wieder wie sonst, als sie zärtlich erwiderte: „Ich war unglücklich, Leon, ich glaubte, Du hättest mich nicht mehr lieb, aber oh nein! ich will das nicht mehr denken.“ — „Welch' ungereimte Gedanken!“ versetzte er mit aufrichtiger Verwunderung, „wie kamst Du darauf, Stella? Ich liebe Dich stets so, wie ich Dich von jeher geliebt habe. Was aber die Gräfin betrifft, so hast Du doch zur Genüge aus ihren Worten ersehen können, wie gut und herrlich sie ist, und daß sie hoch erhaben dasteht über jedem niedrigen Gedanken! Sie hat mir den Weg zur Erlösung gezeigt, sie wird mich leiten! Lerne sie lieben, und Du wirst jeden Zweifel in Dir gelöst finden!“ Eine merkwürdige Zumutung! Aber Stella hörte dieselbe gläubig an. Sie nahm sich fest vor, danach zu handeln.

Hatte er wirklich das gefunden, wonach er bisher vergeblich gesucht? Den Weg zur inneren Harmonie, den Schlüssel zum Glück? Wenn dem so war, wer gönnte ihm dies mehr als Stella! Und wenn ihr eigenes Herz darüber verblutete, was kam darauf an? Welchen Wert hatte ihr Leben überhaupt, wenn es ihm nicht nützen konnte? Eine andere hatte die Aufgabe, diesen unzufriedenen, verbitterten Charakter zu Ruhm und Befriedigung zu führen, übernommen. Stella kam sich so unsäglich nichtig geworden vor! Ihr Leben hatte wieder seinen Zweck verloren, wie damals, als sie von ihm getrennt wurde! Ja, schlimmer als damals, denn damals war ihr Platz an seiner Seite leer, jetzt hatte eine andere denselben eingenommen und raubte ihr das Recht, seine vertraute Trösterin zu sein! Ihr blieb nichts als die Freude darüber, daß Leon wirklich der „Stern des Osten“ — aufgegangen sei!

Für's erste erfuhr Leon freilich so wenig vom versprochenen Frieden, daß ihm jeder Tag neues Elend brachte. Er befolgte den Rat seiner Meisterin und malte von früh bis spät, studierte die italienische Schule und träumte von Leonardo da Vinci, Raphael und Correggio. Aber immer wunderlicher ward das Bild, immer verworrener seine Träume. Nur eines ward ihm immer klarer, daß er nicht leben könne ohne die Frau, die er wie eine Heilige zu verehren meinte, während er an ihr zum Narren geworden war, wie jeder von ihm.

Einige Tage später war der Geburtstag der Schloßherrin und die ganze Nachbarschaft erfüllte die Salons zu Wildstein. Jedermann nahte sich huldigend und glückwünschend der schönen Frau. Auch Graf Rothen war gekommen, ihr seine Gratulation und einen tellerförmigen Rosenstrauß zu Füßen zu legen. Der Graf galt für einen sehr eifrigen Bewerber um die Hand der jungen Witwe. Die Komtessa empfing ihn mit liebenswürdigem Lächeln, ließ sich aus Paris erzählen und frug, ob er nichts aus Altstadt wisse? Der Graf war einige Zeit in Rothenburg gewesen, aber er erklärte, er werde wohl alsbald nach Paris zurückkehren, da Altstadt über die Maßen still geworden sei. Frau von Lettow, eine reizende Dame nebenbei bemerkt, habe ihre entzückende Lebenslust an den Ufern der Ostsee gelassen! Jammerschade! Das interessierte die Gräfin sehr. Also Leona geht ihren Weg, — aber wie?

Die Künstler brachten an diesem Tage ihre Werke. Herr Forel legte ihr ein Werkchen über Italien, Herr Danson eine in Marmor gemeißelte Hebe zu Füßen. Der Komponist widmete ihr ein Lied; der Virtuos trug ein Bravourstück vor, bei welchem den Zuhörern der Atem ausging. Der Graf verehrte ihr ein Schauspiel, der alte Esti ein Bild. Nur Leon brachte nichts. Die Gräfin aber reichte ihm nichtsdestoweniger mit dem gewinnendsten Lächeln die Hand und sagte leise: ich danke Ihnen! Hätte sie das laut gesagt, so wäre es natürlich nur die halbe Sache gewesen!

Am Abend dieses Tages fand die Gräfin erst Zeit, in ihrem Boudoir alle die unzähligen Briefe durchzulesen, welche von allen Enden der Welt kamen, ihr Glück zu wünschen! Lange, gefühlvolle Briefe liebender Freundinnen, achtungsvoll verehrende Briefe altbewährter Freunde, Briefe solcher, welche sie zu vergessen suchten und nicht vergessen konnten! Melancholische, leidenschaftliche, begeisterte Briefe! Höflichkeitsbriefe. Schüchterne und kühne Briefe!

Assez! — Die Gräfin öffnete zuerst einen kleinen Brief, welcher nur die Worte enthielt:

„Belle Cousine! — Kommen Sie mir zu Hilfe. Leona hat den Verstand verloren. Bringen Sie sie wieder zu Sinnen! Mit treuherzigem Glückwunsch Ihr unverbesserlicher Verehrer

G. Lettow.

Am nächsten Tage sagte die Gräfin zu ihrem alten Freunde: „Lieber, guter Esti! Ich habe jetzt die Kunst satt, — oder sagen wir, um Sie nicht zu beleidigen: die Künstler! Denn diese sind bereits alle in mich vernarrt. Daher können Sie den Herren sagen, ich beabsichtigte, Weihnachten in Altstadt zu feiern. Sie begleiten uns, nicht wahr? Werther wird mein Bild in Altstadt vollenden." Dem Signor Esti war damit der angenehme Auftrag geworden, sämtlichen Herren Künstlern begreiflich zu machen, daß sie sich im Laufe der nächsten Woche zu empfehlen hätten. Die Dame aber legte ihr antikes Kaschmirgewand ab und gab Auftrag, es wohl zu verwahren, damit es bis zur nächsten Kunstperiode nicht Raub der Motten würde. Dann ging sie im grauen Nonnengewand in ihre Kapelle und geißelte sich.

Und hiernach zog sie ihre schillernde Schlangenhaut an und reiste nach Altstadt!

XV.

Große weiße Schneeflocken taumelten durch die Luft und zerflossen an den glänzenden Scheiben des Blumenerkers. Die Blumen aber blickten neugierig hinauf in die flatternden Schmetterlinge des Winters. Leona stand im Erker, mitten unter ihren Lieblingen und bewässerte dieselben. Die aus Ampeln hängenden, mit blauen Sternchen überschütteten Schlinggewächse griffen mit kleinen Händchen in das blonde Seidenhaar, als wollten sie die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aber es gelang ihnen nicht. Mechanisch verrichtete die junge Frau ihre Beschäftigung; — wer sie ansah, mußte glauben, vor einer nach langer Krankheit Genesenden zu stehen, so blaß und zart war das Gesicht in wenig Wochen geworden! Plötzlich fuhr sie in die Höhe, der Blässe folgte fliegende Röte und in jähem Schreck ent-

fiel die Gießkanne ihrer Hand und überströmte den kostbaren Teppich mit ihrem Inhalt. „Was soll das vorstellen, Leona?“ frug die spöttische Stimme ihres Gemahls, dessen Eintritt die Ursache der Katastrophe gewesen war. Er stand vor ihr, wie er aus der Reitbahn kam, die Peitsche in der Hand, die Stiefel mit Kot bespritzt. Der galante Ehemann, der seiner schönen Frau die Hand küßte und bei ihrem Erscheinen die Zigarre wegwarf, hatte sich gewaltig verändert, seitdem seine Frau, wie er es nannte, den Verstand verloren hatte. „War das die Freude über meinen Eintritt? Hahaha! Also Sie fürchten mich doch, meine Teure.“

„Nein, ich fürchte Dich nicht,“ sagte sie fest mit leiser Stimme und hob die Hand nach der Klingelschnur, um nach dem Diener zu schellen. „Laß das, Leona, es sei denn, daß Du Dich fürchtest, mit mir allein zu bleiben!“ wieder lachte er, und wieder sagte sie ruhig: „wenn Du mit mir sprechen willst, gehen wir in ein anderes Zimmer. Unterdessen kann das Wasser hier aufgewischt werden.“ — „Laß das verwünschte Wasser sein. Höre mich an. Gisela wird in nächster Zeit hier eintreffen. Ich habe sie eingeladen. Ich weiß, daß sie kommen wird.“ — „So werde ich sogleich gehen und den Befehl geben, daß ihre Zimmer vorgerichtet werden.“

„Du bleibst!“ versetzte er und vertrat ihr den Weg. Sie gehorchte schweigend. Lettow warf seine Zigarre fort und trat dann, die Hände mit der Reitpeitsche auf den Rücken gelegt, vor seine Gemahlin. Sein Gesicht war kaum weniger blaß als das ihre; aber seine Augen blickten, funkelnd von Haß, auf sie herab. „Nun sage mir, ich frage heute zum letztenmal, wie lange willst Du dieser Laune noch fröhnen?“ Sie schlug die Wimpern langsam auf und sah ihm voll in's Gesicht. „So lange ich die Kraft habe,“ sagte sie ruhig. „Vielleicht wirst Du dann allmählich erkennen, daß es sich um keine Laune handelt.“

„Zu Deinem Besten will ich hoffen, daß es sich nur um eine solche handelt. Nur diese Annahme gibt mir die Geduld, die ich bisher gezeigt habe.“ — „Ich bitte Dich, habe auch fernerhin Geduld mit mir.“ — „Nein. Ich sage Dir im Gegenteil, daß meine Geduld zu Ende ist. Ich befehle Dir ganz einfach, augenblicklich Toilette zu machen und mit mir nach Rothenburg zu fahren. Der Graf gibt heute ein Abschiedsfest. Er will nächstens nach Paris. Du wirst ihn bitten, dies nicht zu thun, und ihm versprechen, in Zukunft hübsch artig sein zu

wollen. Compris?..." „Verstanden habe ich Dich wohl," sagte sie, leicht zusammenschaudernd, „aber gehorchen kann ich Dir nicht." — „Kennst Du Deinen Katechismus so schlecht?" frug er höhnisch; „weißt Du noch nicht, daß Du mir gehorchen mußt?" — „Ein Unrecht von mir zu verlangen, hast auch Du das Recht nicht." — „Und was beliebst Du, jetzt ein Unrecht zu nennen?" frug er; „dasselbe, was Du im Sommer eine heilige Pflicht nanntest!" — „Nein, so nannte ich unser Leben nie, aber es bereitete mir Vergnügen. Ich war von Sinnen, ich war verblendet. Dennoch hatte ich schon damals Gewissensbisse, sowie ich mir Zeit dazu ließ. Jetzt habe ich erkannt, daß ich sträflich gehandelt, daß ich mich an die Spitze einer schlechten Sache stellte."

Lettow ließ seine Frau sprechen, aber er ging dabei im Zimmer umher und pfiff, dazu schlug er sich beständig mit der Gerte an die hohen, bespritzten Stiefel. „Bist Du nun fertig?" frug er dann, „ich gehe jetzt, um den Wagen zu bestellen. In einer Stunde werde ich kommen und Dich abholen. Du wirst dann in Gesellschaftstoilette sein." — „Ich will mit Dir nach Rothenburg fahren, wenn Du wünschest" versetzte sie, „aber ich werde dem Grafen keine Lüge sagen." — „Wie meinst Du das?" — „Ich kann ihm nicht sagen, daß ich mein bisheriges Leben wieder beginnen werde, da ich dies nicht thun will." Sie sah ihm an, daß seine Wut sich steigerte.

„Wahrhaftig, Gisela wird ein hübsches Stück Arbeit vorfinden, wenn sie Dir den Kopf wieder zurecht setzen will. Aber ich will mich nicht von ihr auslachen lassen. Ich werde Dich zum Gehorsam bringen, da verlasse Dich drauf! Dir den Gehorsam sodann lieb und süß zu machen, das überlasse ich ihr!" Leona schwieg hierzu. Sie stand immer noch unbeweglich und sah vor sich hin. „Jetzt rate ich Dir noch einmal, ergib Dich und reize mich nicht," fuhr er drohend fort; „Du fürchtest mich nicht, sagst Du... es könnte doch ein Moment kommen" — Ihr Blick streifte fast verächtlich die Reitpeitsche in seiner Hand, sie sagte nichts. „Du irrst Dich sehr," lachte Lettow höhnisch auf; „wüßte ich nichts Besseres, ich wäre ein pauvre diable. Aber ebensogut, wie ich weiß, wer Dich zur Betschwester gemacht hat, so gut weiß ich auch, wie Dich davon kurieren."

Ein Diener trat ein und meldete: Graf Rothen.

„Superb," murmelte Lettow, „führen Sie den Herrn direkt hierher, Friedrich!" wandte er sich zum Diener und, sowie dieser

verschwunden war, zu seiner Frau. „Eh bien, ma chère, Rothen kommt wie gerufen. Blicke jetzt gefälligst dorthin auf die Uhr. Es ist dreiviertel auf vier. Verstanden? So wie es vier schlägt, werde ich Rothen auffordern, in meinem Zimmer eine Zigarre zu rauchen. Folglich hast Du bis vier Zeit, ihm Deinen Vortrag zu halten." Leona nahm ruhig auf dem Sofa Platz und griff nach ihrer Stickerei. Nicht einmal ihre Hand zitterte. Lettow bemerkte dies wohl und lächelte sarkastisch. Die Hand wird gleich zittern!

„Hast Du gehört, Leona?" — „Ja" sagte sie, ohne aufzublicken. — „Und wirst Du meinen Befehlen nachkommen?" — „Nein." — „Sehr schön" versetzte er mit angenommener Kaltblütigkeit, „so trifft meine Kugel binnen 24 Stunden ihn, der schuld an Deinem magnifiquen Heiligenschein ist!" Er täuschte sich, ihre Hand zitterte nicht, sie blickte ihn bloß starr an und frug dann langsam: „Wen meinst Du?" — „Jemand, den fordern zu können, mir von jeher ein Herzenswunsch war" sagte er, „und wenn Du mir so schönen Anlaß gibst, es zu thun, indem Du ihm den Gehorsam erzeigst, den Du mir schuldig bist, so bin ich Dir außerordentlich verbunden . ."

Er wandte sich kurz um und begrüßte den eintretenden Grafen, welcher mit lächelnder Miene um „Grüße nach Wildstein" bat, da er im Begriff stehe, zum Geburtstag der Gräfin hinzufahren, zu gleicher Zeit die Verzögerung seines Abschiedssoupers anzeigend. Frau von Lettow war sehr schön, sehr blaß und sehr ruhig. Man sprach über das Wetter und über Jagden, und die Dame beendete dabei ein Lilienblatt. Von Zeit zu Zeit richtete sie den Blick, wie magnetisch angezogen, auf die goldene Stutzuhr über dem Kamin, sie sah die Zeiger langsam vorrücken. Vielleicht sah sie in ihrer Phantasie eine kraftvolle Gestalt am Boden liegen, blutüberströmt, mit zerschmetterter Stirn. Sie wußte, daß Lettow weder scherze noch drohe, sie wußte, daß er diesen Mann hasse, nicht aus Eifersucht, sondern wie der Böse den Guten haßt! Und der Zeiger rückte immer weiter. Sie sah das mit starrem Blick, — und sie sprach dabei von Jagden und dem rauhen Wetter! Jetzt glitt der goldene Stift an die letzte Minute, nur noch sechzig schnelle Pendelschwingungen, und doch, welch eine Ewigkeit angstvoller Spannung!

Da klang der erste Schlag durch das Zimmer. In demselben Augenblick sprang Lettow auf, seine Stimme klang heiser, als er sagte: „Aber ich bot Dir noch keine Zigarre an, Rothen; habe die

Güte, Dich ich in mein Zimmer zu bemühen!" Doch Graf Rothen nahm die Gelegenheit wahr, um sich überhaupt zu empfehlen. Er sei auf der Fahrt nach Wildstein, sein Wagen warte unten! —

Kaum war er fort, so drehte sich Lettow zu seiner Frau um, er schäumte vor Wut. Um dieser Luft zu machen hieb er mit seiner Gerte in die köstlich blühenden Blumen hinein, unter denen sie stand; wie zerschnitten, taumelten die getroffenen Blüten herab und brachen die zarten Äste. „Georg!" sagte Leona unwillig und streckte unwillkürlich die Hand aus, um ihre Lieblinge zu schützen; vielleicht lag es nicht in seiner Absicht, aber der nächste Hieb traf ihre Schulter mit so schneidender Wucht, daß sie ohne einen Laut zu Boden sank.

Er ließ sie liegen und verließ das Zimmer, die Thüre hinter sich zuschlagend. Gleich darauf klangen die Hufschläge eines davon sprengenden Pferdes an das Ohr der Liegenden. Sie erhob sich langsam, strich ihr aufgelöstes Haar zurück und blickte sich verwirrt um, allmählig wieder zum Bewußtsein ihres Elendes erwachend. Sie hatte ein Gefühl, als sei alles tot ringsum. Was war denn mit ihr geschehen? Die heftigen Schmerzen erzählten ihr das bald; mit einem Schauder trat sie vor den Spiegel. Der mit Spitzen umsäumte Ausschnitt ihres Kleides verdeckte kaum das bis zum Halse hinauf laufende Rot. Leona verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte, nicht über den körperlichen Schmerz, sondern über die entehrende Mißhandlung. Sie begann, die Zimmer rastlos zu durchwandern, von innerer, trostloser Unruhe getrieben, dann sie öffnete die Fenster und blickte hinaus in zitternder Spannung. Sie begann, sich in der hereinbrechenden Dunkelheit zu fürchten wie ein schreckhaftes Kind. So gefaßt und ruhig sie in Lettows Anwesenheit war, so brach ihre Kraft zusammen, wenn sie sich allein sah. In ihrer Verlassenheit hielt sie es endlich nicht mehr aus; sie hüllte sich in einen Mantel, warf einen Baschlik über und befahl dem Diener, sie zu begleiten. So ging sie durch die wirbelnden Schneeflocken nach dem Obristenhause. Das Wohnzimmer war hell erleuchtet und die Mutter saß arbeitend am runden Tisch. Sie war allein. Mit lebhafter Freude empfing sie die Tochter: „Kind, Kind, wenn Du heute nicht gekommen wärst, wäre ich morgen zu Euch gekommen," sie nickte lächelnd und zog Leona neben sich auf's Sofa, „ich hätte Dir mein Lob sagen müssen, denn Euer Leben jetzt gefällt mir gar sehr. Welcher Engel hat Dir denn gesagt, Deiner Mutter diese Freude zu machen?

Na, ich brauche wohl nicht erst zu fragen," die Thränen traten ihr in die Augen, „Du bist nicht umsonst mit Seraphine zusammen gewesen. Gott segne sie!"

„Ich hoffe, Du bist mit mir zufrieden," sagte Leona leise „und wirst es bleiben." — „Das ist es, Kind! Hast's getroffen!" rief die Obristin voll Lebhaftigkeit, „wirds so bleiben? Du mußt mich entschuldigen, aber bisher hast Du so oft gewechselt, daß mir bange wird, sehe ich Dich so recht vernünftig; denn dann, denke ich, kommt gewiß was recht Tolles nach."

Die junge Frau senkte ihren Kopf, die Thränen strömten jetzt durch die vorgehaltenen Hände. „Dein Mißtrauen verdiene ich. Gott gebe mir die Kraft, es zu widerlegen," murmelte sie. — „Aber Kind! Kind!" rief die Obristin ganz erschrocken, „ich wollte Dir nicht wehe thun! Wahrhaftig nicht!" und die gute Frau begann selber zu weinen, zog Leona in ihre mütterlichen Arme und küßte und liebkoste sie wie ein Kind. „Du lieber Gott, diese Freude habe ich wahrhaftig nicht verdient!" rief sie endlich, ihre Thränen trocknend, „mein liebes, gutes Kind, kein Wort will ich hören von Selbstvorwürfen! Das fehlte mir noch. Es ist schon alles vergessen. Werde mir nur nicht gar zu ernsthaft: denn Husar bleibt Husar, und Georg könnte verdrießlich werden. Was sagt denn der hierzu? Wundre mich wirklich, daß er sich's gefallen läßt."

„Georg ist meine Laune gewöhnt," sagte Leona ruhig. Sie richtete sich auf und trocknete ihre Thränen. Die mütterliche Liebe hatte ihr Trost und neue Kraft gegeben. Die Mutter aber durfte nie erfahren, wie Georg es sich „gefallen" ließ. Die Obristin war überselig. Sie ließ Leona auch nicht wieder fort. Sie überhäufte sie mit Zärtlichkeiten, zum erstenmale hatte sie ja das Bewußtsein, eine Tochter zu haben. Dieses Glück mußte sie auskosten. „Gleich essen wir zu Abend, und Du bleibst hier, Kind, sage nichts dagegen! Lettow mag auch herkommen, wenn er sich nach Dir sehnt. Ist er zu Hause?" — „Nein, er ist ausgeritten." — „Unmöglich! Jetzt noch? Es ist ja stockfinster." — „Dann wird er wohl zu Hause sein," sagte Leona; wer konnte ihr verdenken, wenn sie sich nicht nach dem Wiedersehen sehnte?

Der Theetisch war gedeckt und der Oberst, Malthus und Vega traten bald darauf ein; man nahm Platz und die Obristin füllte eben die Tassen, wobei ihre Miene von Heiterkeit strahlte, als der Bur-

sche meldete: „Der Herr Rittmeister von Adlerstein, in dienstlicher Sache." — „Lassen Sie die dienstliche Sache noch, bester Mensch, und trinken Sie eine Tasse Thee mit uns," rief die Obristin heiter. Und es half nichts, er mußte sich setzen. Sie ließ einen Stuhl zwischen sich und Leona schieben und flüsterte ihm, als er sich setzte, mit einem Händedruck, der das übrige sagte, zu: „Sie dulde ich noch allenfalls zwischen uns."

Er begriff sofort. Die leuchtende Freudenmiene der Regimentsmutter sagte ihm genug. Leona aber begann zu zittern. Sie sah plötzlich das entsetzliche Bild, welches heute schon einmal vor ihr aufgetaucht war, von neuem vor sich. Sie hatte gehandelt, wie sie handeln mußte, und doch konnte sie dem ernsten Manne neben sich den Tod bereitet haben, wenn Lettows Kugel ihr Ziel so gut traf, wie seine — Reitpeitsche! Sie konnte nichts essen und schützte Kopfschmerzen vor, und saß, von Zeit zu Zeit in sich zusammenschauernd und ein weißes Tuch fest um die Schultern ziehend, da. Die Obristin aber konnte ihr übervolles Herz nicht zurückhalten. Während Malthus und Vega sich über die Ergebnisse einer Hasenjagd stritten, flüsterte sie Adlerstein zu: „Na ja. Ich weiß noch kaum, wie ich mich genug freuen soll. Leona ist wie umgewandelt. Sie haben es wohl auch schon bemerkt? Fortan wird sie mit mir darauf hinarbeiten, daß wieder ein guter Geist in das Regiment kommt! Verstehen Sie wohl?" Der Rittmeister verneigte sich nur, er sagte nichts.

In diesem Augenblick kam der Diener leise hinter Leona's Stuhl und flüsterte ihr etwas zu. Sie fuhr aus ihrer Lethargie auf und wechselte die Farbe. Dann stand sie auf. „Willst Du mich entschuldigen, Mama?" frug sie leise, „mir scheint, mein Mann schickt nach mir. Ich muß augenblicklich nach Hause." — „Hoho!" rief die Obristin, „das nenne ich unerlaubte Tyrannei!" Doch Leona war schon hinausgeeilt in den Vorsaal, wo sie ihren eignen Diener wartend fand.

„Es ist doch nichts vorgefallen, Jean?" frug sie. „Nun, zu Befehl, Frau Rittmeisterin" sagte der Diener mit löblicher Bedachtsamkeit; „mir scheint, der Herr Rittmeister, mir scheint, er ist nicht ganz wohl. Er kam im Galopp in den Hof hereingeritten und da stürzte das Pferd auf dem Pflaster. Und wie wir den gnädigen Herrn hereintrugen, kannte er niemand." — „Ich werde augenblicklich kommen. Wartet der Wagen unten? — Gut. Geben Sie mir den Mantel!"

Sie fühlte ihren Mantel um die Schultern gelegt und hörte

die leisen Worte: „Darf ich nach dem Arzte schicken?“ — „Ich danke Ihnen.“ — „Er wird sogleich bei Ihnen sein. Bitte, gestatten Sie, daß ich Sie hinabführe;“ und wie er sie die Treppe hinabgeleitete, frug er: „Haben Sie sich verletzt?“ — „Verletzt?“ stammelte Leona. — „Ja. Weil Sie Schmerzen leiden.“ — „Ich habe mich nicht verletzt“ sagte sie hastig. Sie fühlte den starken Arm zusammenzucken und wußte nun, daß sie sich verraten, daß er bereits alles wisse.

Auch das noch! Und wenn er schon im stande ist, einen verhältnismäßig geringen körperlichen Schmerz ihr anzusehen, wie soll sie ihm jemals die Seelenleiden, welche ihr noch bevorstehen, verbergen? Und dann, während sie in den Wagen stieg, fiel ihr wieder ein, daß Lettow möglicherweise bereits aus seiner Betäubung erwacht sei und seine Pistolen vorrichte;... und daß morgen abend vielleicht schon ihre Sorge, Adlerstein könne ihr Elend erraten, überflüssig sei, da er nie mehr etwas erraten könne!

Er trat, sich tief verneigend, vom Schlage zurück und der Wagen rollte über den dunkeln Marktplatz. Leona aber hatte bald keine Zeit mehr für Reflexionen. Sie fand in der Villa Regina die Dienerschaft in Verwirrung und die Kammerfrau führte sie sogleich in das Zimmer ihres Mannes, unterwegs unzusammenhängend berichtend, wie das Unglück geschehen sei. Lettow lag auf dem Sofa, regungslos, augenscheinlich in tiefer Betäubung. Aus einer Kopfwunde, welche jedoch unbedeutend schien, rieselte das Blut. Das Haar war bereits damit getränkt und stand staar aufwärts; die Brauen waren finster zusammen gezogen, das boshafte Lächeln wich selbst jetzt noch nicht von dem tödlich blassen Antlitz. Einen Augenblick lang zögerte Leona schaudernd, dann aber warf sie Hut und Mantel beiseite, sie bestellte warmes Wasser und Tücher und tauchte selbst den Schwamm ein, um das Blut abzuwaschen. Als das geschehen, bestellte sie Eis und legte Arnikakompressen auf, um das Blut zu stillen. Dem eintreffenden Arzt blieb nichts mehr anzuordnen übrig. Eine anderweitige Verletzung war nicht zu finden, das Bewußtsein kehrte nach und nach wieder und der Doktor versicherte, wenn die gnädige Frau mit Eisumschlägen fortfahre, könne der Rittmeister morgen gesund sein. Damit ging er, und Leona blieb allein. Sie wachte so die ganze Nacht und lag den größten Teil über betend auf ihren Knieen. Und in dieser Nacht errang sie sich nicht nur äußere Fassung, auch inneren Frieden. Das Ge-

fühl der Trostlosigkeit, der Angst und des Grauens verlor sich in der Gewißheit, daß sie auf dem rechten Wege sei und daß sie von oben Kraft und Mut, ja Freudigkeit erhalte, sowie sie nur darum bitte!

Sie erneuerte die Eisumschläge mit gewissenhafter Pünktlichkeit. Hin und wieder öffnete Lettow die Augen und sah sie mit wirrem Blick an. Augenscheinlich erkannte er sie noch nicht, aber ihre Erscheinung befremdete ihn. Er griff sich auch ab und zu an die Stirn, sprach einige unzusammenhängende Worte, fiel aber bald wieder in fieberhaften Schlaf, in welchem er sich umherwarf und stöhnte. Erst gegen Morgen ließ die Unruhe nach und er schlief fest. Und immer noch saß Leona neben ihm, den Blick fest auf die beleuchtete Uhr gerichtet, alle zehn Minuten mit leiser, sicherer Hand den Umschlag erneuernd. Die alte Köchin, welche um 6 Uhr einen Eimer mit Schnee hereinbrachte, machte ihr Vorstellungen: „Aber die gnädige Frau sollten sich doch Ruhe gönnen. Die gnädige Frau sehen ja zum Tode erschöpft aus." — „Nein, ich bleibe hier," versetzte die gnädige Frau ruhig. „Nun, so will ich der gnädigen Frau doch wenigstens eine Tasse warmen Kaffee bringen," schlug die Köchin vor.

„Pst! Nein. Der Doktor hat gesagt, alles wäre gut, wenn der Herr ruhig fortschliefe. Also komme niemand ins Zimmer."

Die Alte ging. Als Leona sich umwandte, sah sie, daß Lettow trotz ihres Flüsterns erwacht war. Sie setzte sich indessen ruhig auf ihren gewohnten Platz. Auch er schwieg und schloß die Augen von neuem, aber mehr um sich davon zu überzeugen, daß diese Augen ihn nicht täuschten, als aus Müdigkeit. Aber nein, es war wahrhaftig so. Eine weiche Gestalt lehnte, den Kopf in die Hand gestützt, den Blick auf die Uhr geheftet, im Fauteuil. Ihr silberblondes Haar fiel aufgelöst über die Schultern herab; das feine Profil hob sich gegen den rötlich beleuchteten Hintergrund; die Uhr schlug sechs. Die Gestalt erhob sich und beugte sich über ihn, die Kompresse ward von seiner Stirn genommen und durch eine frische, eisigkalte ersetzt. Hierauf setzte sie sich wieder und stützte das Kinn auf die Hand.

Herr von Lettow brauchte lange Zeit, um sich von seinem Erstaunen zu erholen; zum erstenmal im Leben imponierte ihm etwas. Diese Frau, der er seit Wochen als quälender Feind gegenüber steht, die er gestern auf die roheste Weise buchstäblich zu Boden geschlagen hat, wacht jetzt bei ihm und verbindet seine Wunden. Sie thut dies nicht mit der theatralischen Miene einer edlen Märtyrerin, son-

dern so gelassen und ruhig, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt. Das war mehr, als Lettow's Geist zu erfassen vermochte! Eine Stunde verfloß, dann kam der Doktor. Die gnädige Frau sagte demselben: „es geht gut, er schläft. Sollen die Umschläge fortgesetzt werden?" — „Ja, bitte, bis Mittag. Sodann wird bei großer Ruhe wohl die letzte Gefahr vorüber sein."

Als der Doktor gegangen war, löschte Leona die Lampe und öffnete die Fensterläden. Bald darauf ging die Sonne auf. Ein farbiger Strahl blitzte in das Zimmer, Leona warf einen Blick auf das Gesicht des Schlafenden und zog dann leise einen grünen Schirm vor, damit ihn die Sonne nicht blende. Jetzt war Lettow so weit, daß ihm dies alles unerträglich ward. Er richtete sich auf, riß die Binde von seiner Stirn und schleuderte sie zu Boden. „Bist Du endlich einmal mit Deiner Komödie fertig, Leona, und was bezweckst Du eigentlich mit derselben?"

Das war ein hübscher Morgengruß! Aber Leona hatte kaum einen andern erwartet. Sie hob bloß die Binde auf und rief erschreckt: „Was fällt Dir ein! Wie kannst Du so unvorsichtig sein. Halte still, damit ich Dir den Verband wieder anlege." Auf diese Erwiderung war er am wenigsten gefaßt. Sie entwaffnete ihn geradezu, er ließ es geschehen, daß sie ihr Vorhaben ausführte. Wie sie sich über ihn beugte, sah er, daß ihr Hals auf der linken Seite rot durch den Spitzenbesatz des Ausschnittes schien und daß die Schulterlinie die Anschwellung bezeichnete. Das erste Gefühl eines schlechten Menschen ist bei solch einer Gelegenheit: Zorn. So empfand auch Lettow einen unmäßigen Zorn darüber, daß er gezwungen ward, sich zu schämen. „Nun, das muß ich Gisela lassen, eine Schauspielerin ersten Ranges hat sie aus Dir gemacht! Eine reizende Situation! die zärtliche Gattin, es ist das erste Mal, daß ich Dich in dieser Eigenschaft vor mir sehe!" — „Verhalte Dich ruhig. Sicherlich hörtest Du, was der Doktor sagte." — „Ah, — ich fange an zu erraten," er lächelte spöttisch, „natürlich! Ich bin sehr krank, nicht wahr? Der Doktor ist bereits instruiert. Ich bekomme 14 Tage Stubenarrest. Auf so einfache Weise macht die zärtliche Gattin den raufluftigen Ehemann unschädlich! Ah, Madame ... wir sind sehr schlau, aber ich bin doch noch einsichtsvoller. Ich durchschaue Sie!" — „Du hast doch gehört, daß Du heute noch gesund sein kannst, wenn Du noch ein paar Stunden ruhig liegst", versetzte seine Ge-

mahlin gelassen; „wenn es Dir nicht angenehm ist, daß ich hier bin, oder wenn Du denkst, ich führte eine Komödie vor Dir auf, so gehe ich jetzt; aber befolge die Anweisung des Arztes, wenn Du nicht wirklich 14 Tage Stubenarrest haben willst. Ich werde Dir Jean schicken." Und sie erhob sich und ging hinaus.

Kaum war sie fort, so richtete Lettow sich auf. „Leona!" rief er, doch sie hörte ihn nicht. Ein heftiger Schmerz im Kopf zwang ihn, sich wieder hinzulegen. Im Laufe des Tages kamen mehrere Offiziere, um sich nach Lettow's Befinden zu erkundigen. Am Nachmittag war Lettow aufgestanden, als die Oristin kam. Diese in ihrer sanguinischen Weise nahm an, nun sei alles gut, und sie werde nie wieder über das Regiment zu weinen haben. Sie saß wohl eine Stunde bei Leona, deren bleiches Aussehen und fieberheiße Hände ihr durch die Nachtwache genügend erklärt schienen. Lettow kam nicht zum Vorschein. Sowie die Obristin aber fort war, trat er in Leona's Salon. „Das ist ja was ganz Neues, daß Du mit Deiner Mutter auf so intimem Fuße stehst!" — „Ja, in der That. Du hast leider recht." „Nun, erinnere Dich aber daran, daß dies hier mein Haus ist," versetzte er langsam, „und nimm es mir nicht übel, wenn ich Dich ersuche, Deiner werten Mutter mitzuteilen, daß sie ihre Senfpflaster in's Lazarett tragen mag." — „Sage ihr das selber, wenn Du kannst. Ich kann es ꝛc nicht." — „Bist Du immer noch nicht mürbe geworden? Wie muß man Dich eigentlich behandeln, um Dir Gehorsam abzuzwingen?" — „Vergib mir, Georg," sagte sie freundlich, „ich weiß gar wohl, daß ich Dir unverständlich erscheine, und ich habe Deinen Spott verdient. Ich darf es Dir nicht verdenken, wenn Du an meiner Aufrichtigkeit zweifelst. Ich finde es begreiflich, daß Du mich haßt. Das alles habe ich verdient. Aber um eins darf ich Dich bitten," sie legte die Hand mit kühner Unerschrockenheit auf seine Schulter und blickte ihn dabei flehend an, „entwürdige Dich doch nicht wieder vor mir durch ein Betragen, welches mir die Achtung vor Dir raubt. Ich will die schärfste Malice ertragen, und ich will vor jedes geistige Zwangsmittel treten, welches Du Dir ersinnen magst, aber ich will in meinem Mann mehr sehen als einen Reitknecht! Ich will mich seiner nicht schämen müssen!"

Sie sah ihn groß und ernst an und verließ das Zimmer. Aus Lettow's Hand fiel die Gerte, welche er stets bei sich führte, zu Boden. Vielleicht aus Wut. Er war so wütend, daß er in das Eßzim-

mer stürmte, einer Rotweinflasche den Hals abschlug und sie bis auf den letzten Tropfen herabgoß. Was er hiermit eigentlich sagen wollte, war ihm wohl selbst nicht recht klar, die Folgen merkte er aber bald, denn binnen kurzem lag er in heftigem Fieber und seine Wunde brach von neuem auf. Der Arzt schüttelte den Kopf und befahl erneute Umschläge. Wieder wachte Leona die ganze Nacht bei ihm, wieder stand die Lampe vor der Uhr. Sie war müde zum Umsinken; aber es fiel ihr nicht ein, die Pflege jemand von den Dienstleuten zu überlassen. Doch hatte sie sich so gesetzt, daß er sie nicht sehen konnte, und erneuerte die Umschläge, während er bewußtlos war.

Als Lettow am Morgen aus bleiernem Schlaf erwachte, war er allein. Er fühlte seinen Kopf wie einen Zentner so schwer, aber sein Puls ging ruhig. Er griff nach der Klingel und Jean erschien alsbald. „Hast Du hier gewacht?" frug ihn sein Herr. — „Ja, — — nein," stotterte Jean verlegen. — „Was soll das heißen, Kerl?" — „Ich meine nur, die gnädige Frau hat doch hier gewacht, aber ich sollte es nicht sagen."

Hierüber ärgerte sich Lettow gewaltig. So wie er angezogen war, ging er hinüber nach den Zimmern seiner Frau. Was beabsichtigte sie eigentlich mit dieser Komödie! Wollte sie ihn vielleicht bekehren? Oder war sie am Ende gar in ihn verliebt? Die Frauen sind so wunderliche Geschöpfe! Sie machen sich im allgemeinen nicht viel aus den braven, guten Männern. Sie lieben oft gerade die Schufte, die herzlosen Banditen! Mit diesen Reflexionen öffnete er die Thüre zum Blumenzimmer und sah, hineintretend, Leona am Boden liegen, eine Gießkanne neben sich, den Kopf auf der Stufe, die in das Erkerfenster führte — schlafend. Sie schlief so fest wie ein Kind. Sie mochte die am Boden stehenden Blumen begossen und, von Müdigkeit überwältigt, hingesunken sein, wo es gerade war. Lettow blieb mit verschränkten Armen vor ihr stehen. Im Schlaf spielt wohl niemand Komödie. Ihr Gesicht aber trug im Schlaf denselben Ausdruck wie im Wachen, einen ernstgefaßten Ausdruck. Er nahm ein Kissen vom Sofa und schob es ihr unter den Kopf, ohne daß sie erwacht wäre. Als er aber im Vorbeistreifen ihre Schulter berührte, zuckte sie leicht zusammen. Er sprang auf und ging aus dem Zimmer.

Zu Mittag kam Belsay, Lettows intimster Freund und Leona's feurigster Bewunderer. Das ging sehr schön Hand in Hand. „Nun

aber, gnädige Frau, wir alle rechnen auf Ihre Hilfe! Graf Rothen will nach Paris reisen. Das darf nicht geschehen. Rothenburg ist eine zu famose Nachbarschaft." — „Rechnen Sie nicht zu sehr auf meine Hilfe," versetzte Leona lächelnd; „nehmen Sie an, ich wäre unseres bisherigen Lebens überdrüßig." — „Um Himmelswillen, gnädige Frau!" rief Belsay und ließ vor Schreck die Gabel fallen, „dann sind wir alle verloren. Lettow, was ist dies?" — „Beruhige Dich. Meine Frau scherzt bloß. Wir geben Montag wieder eine Soiree. Sage dies unseren Freunden. Gräfin Ellas wird auch hier sein und die Rolle der Wirtin übernehmen, im Fall Leona sich etwa — krank meldet." — „Krank? Gewiß nicht," versetzte Leona lächelnd, „ich vereinige meine Einladung mit der Georgs! Ich werde ganz gewiß nicht krank sein!"

Lettow warf einen mißtrauischen Blick auf seine Frau, und Belsay schied bald darauf. Am Nachmittag kam die Obristin wieder und blieb ein Viertelstündchen. Abermals erschien Lettow nicht und Leona entschuldigte ihn, er sei noch immer krank. Als die Obristin fort war, wurde der Thee serviert, und während Leona die Tassen ordnete, trat ihr Mann ein. Seine Miene bekundete nichts Gutes, und die schwarze Kopfbinde, welche er um die Stirn trug, verstärkte den finsteren Ausdruck seines Gesichtes. Er setzte sich nicht, sondern blieb mit über der Stuhllehne verschränkten Armen stehen. „Du wirst wohl für unser beabsichtigtes kleines Fest einige Vorbereitungen treffen, d. h. die nötigen Pasteten und Fische verschreiben," sagte er kühl, aber sein Blick heftete sich drohend auf sie. „Gewiß!" versetzte sie ruhig. — „Also Du hast wirklich die Gnade, zu gestatten, daß einige Menschen uns besuchen! Nun, das ist viel gewonnen; womit aber wirst Du sie unterhalten? Werden sie Gesangbücher mitbringen müssen?" — „Ich bezweifle sehr, daß sich die meisten im Besitz von solchen befinden!" versetzte Leona, gelassen lächelnd, „aber ich hoffe, sie sollen sich gut unterhalten." — „Also wirst Du doch wohl Gisela für Dich eintreten lassen" fuhr er fort. — „Nein, sicherlich nicht. Ich bin hier Hausfrau. Ich werde mich durch nichts abhalten lassen, meinen Platz einzunehmen." — „Ah, ich verstehe," sagte Lettow boshaft; „die Hausfrau gibt den Ton an, das wird ein hübscher Moment werden, wenn ich den Dienern sage, die Kartentische zu bringen. Was wirst Du da thun? Wirst Du den Dienern sagen, sie dürften die Kartentische nicht bringen?" — „Nein, aber

ich setze voraus, daß Du den Ton an den Kartentischen übernehmen wirst," erwiderte Leona mit superber Zuversicht, „den richtigen, vornehmen Ton, welcher auch dem Spiel Würde verleiht."

Lettow lachte wieder laut auf, denn er wollte nicht zeigen, daß sie ihm wieder imponiert habe. „Nun, wir werden sehen, meine Teure, es wird also ein Kampf. Du scheust Dich wirklich nicht, mit Deinen Launen vor die Öffentlichkeit zu treten, nun ganz nach Belieben. Wir wollen sehen, wer den Kürzeren zieht." Sie reichte ihm eine Tasse Thee und schwieg. „Wenn Dein achtbarer Jugendfreund seinen Denkzettel bekommen haben wird, wirst Du vielleicht zur Einsicht kommen, daß Du mich und meinen Willen ein wenig unterschätzt hast," fuhr Lettow fort, „und wirst Dir ferneren Kummer durch Nachgiebigkeit ersparen."

Leona rührte langsam ihren Thee um. „Wie willst Du ihn eigentlich fordern?" frug sie dann ernst, „willst Du ihm sagen, Leona läßt sich durch keine Drohung in ihrer Pflicht irre machen, folglich fordere ich Sie?" — „Du bist verwünscht kaltblütig," lachte Lettow, „wie ich ihn vor meine Pistolen bekomme, überlasse nur mir. Ich sollte meinen, ich hätte Ursache genug dazu, da er es ist, der Dich gegen mich aufgewiegelt hat." — „Wenn jemand mich beeinflußt hat, so ist es Seraphine gewesen" sagte Leona; „Du wirst Dich erinnern, daß ich mit dieser zusammen gewesen bin."

Lettow murmelte einen Fluch. Dann fuhr er fort: „Und nun noch eins. Gestern verbat ich mir die Besuche Deiner Mutter. Heute empfängst Du sie schon wieder. Wenn Du nicht etwas erleben willst, was Dir fatal sein dürfte, so befolge meine Winke in Zukunft." — „Willst Du damit sagen, daß ich meiner Mutter den Empfang verweigern soll, wenn sie kommt?" frug Leona. Sie erhob sich, das Blut stieg in ihre Wangen, ihr Blick sprühte Funken. — „Ich will genau dieses sagen. Du bist einfach nicht zu Hause, wenn sie kommt. Feindliche Heerführer pflegen sich nicht Besuche abzustatten, es sei denn, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Wenn Du also meine Wünsche nicht respektierst, so werde ich genötigt sein, die Dienerschaft zu instruieren."

Sie wandte sich fort, das Zimmer zu verlassen, aber sie sprach noch über die Schulter zurück: „Du wirst es begreiflich finden, daß von dem Augenblick an, wo Du meiner Mutter den Zutritt in dieses Haus weigerst, dasselbe aufhört, mein Haus zu sein!"

Und damit ging sie hinaus. Lettow sprang in demselben Augenblick auf und stürzte ihr nach, wie ein Tiger. „Was soll das heißen, Leona? Welchen Skandal beabsichtigst Du?" frug er. „Ich beabsichtige bloß, der Sünde aus dem Wege zu gehen, wenn mir dieselbe aufgezwungen werden soll. Ich war schlimm genug, aber ich vergaß niemals ganz, daß meine Mutter, meine Mutter ist, wenn Du nun sagst, daß Du nur in der Weise leben kannst wie bisher, so kann ich eben nicht mit Dir leben." — „Und Du denkst wohl, es kostet Dich bloß ein Wort, um dieses Haus nicht mehr das Deine zu nennen? Bitte, versuche es!" rief er und stellte sich ihr in den Weg.

„Du wirst mir schwerlich hinderlich sein," versetzte sie leise, „Du wirst mich dadurch los. Unsere Heirat war eine Thorheit, — ein Unrecht. Wir schworen uns vor dem Altar ewige Liebe und waren beide längst darüber einig, daß wir uns eben nicht liebten, und daß man glücklicher durch's Leben komme ohne Sentimentalitäten. Jetzt haßt Du mich bereits. Das ist das Ende unseres erträumten, lustigen Glückes," schloß Leona mit einem Seufzer, „ich sehe nur diesen einen Ausweg."

Lettow drehte seinen Schnurrbart mit verzweifelter Vehemenz. „Nun, und wenn ich mir es verbitte, auf diese Weise zum Stadtgespräch zu werden?" sagte er dann. — „Ich kann es nicht ändern, Georg. Bestehst Du auf Deinen Forderungen, so muß ich meinen Weg gehen. Erfüllen werde ich dieselben nicht." — „Zur Scheidung gehören zwei." — „Ich denke, das sind wir." — „Ich wiederhole: Versuch es!" — „Gute Nacht, Georg" sagte seine Gemahlin ruhig, klingelte und entfernte sich.

Lettow ging zornig in das Rauchzimmer; dort setzte er sich und starrte vor sich hin. Am nächsten Morgen saß er schon seit einiger Zeit am Frühstückstisch und wartete auf seine Frau. Sie sah so angegriffen aus, daß er ihr wohl ansah, sie habe schwerlich geschlafen; der durchsichtig weiße Teint und die dunkelen Schatten unter den Augen legten Zeugnis dafür ab. Sie setzte sich indessen ruhig und schenkte sich Kaffee ein. Lange Zeit hindurch herrschte Schweigen. Leona schwieg aus Müdigkeit, ihr Mann wartete auf ihr erstes Wort. „Nun," begann er endlich mit unsicherem Blick, „hast Du Deine jüngste Laune ausgeschlafen?"

Sie rührte langsam ihren Kaffee um. Er durfte sie nicht schwach sehen, nur das nicht! „Ich werde handeln, wie ich handeln muß,"

versetzte sie, „es wird für uns beide das Beste sein; ich kann nicht die Frau eines Mannes sein, der" — „Also Du hast Deine Absicht nicht geändert?" — „Nein," sagte sie leise und fest „Du selbst zwingst mich ja. Ich gehe nicht freiwillig."

Er blickte sie forschend an. Gerade in der traurigen Sanftmut ihres Ausdruckes lag die unabänderliche Entschlossenheit. Sie stand auf und wollte das Zimmer verlassen. Lettow trat vor die Thüre und verschränkte die Arme über der Brust. „Du wirst bleiben, Leona; Du wirst dieses Haus nicht verlassen," sagte er mit einem feindlichen Blick, und doch lag in diesem Blick etwas Seltsames. Es lag Angst darin. Fürchtet er, sie werde ihn dem Urteil der Welt preisgeben? Fürchtet er, sie werde verraten, wie er sie mißhandelt und gequält hat? „Sei ohne Sorge," sagte sie traurig, „die Sache wird ganz ruhig ablaufen. Dein Name wird nicht zum Stadtgespräch." —„Thorheit! Du weißt sehr gut, daß ich den Kuckuck danach frage. Im Gegenteil, je mehr den alten Jungfern über mich die Haare zu Berge stehen, desto besser!" — „Nun also. Weshalb willst Du mich nicht fortlassen? Willst Du mich nur da behalten, um mich zu quälen?" — „Nun, nimm das an, es ist das Wahrscheinlichste. Auf jeden Fall sage ich Dir, diese Kaprice wirst Du nicht durchführen."

Sie antwortete nichts hierauf. Sie war so müde von den durchwachten Nächten, daß sie kaum stehen konnte; Lettow sah dies wohl, und er sah auch, daß ihr Entschluß seiner Drohung gegenüber eben so fest blieb wie zuvor. Er ergriff plötzlich ihre Hand und zog sie an sich. „Sei keine Thörin, Leona. Ich habe nicht die Absicht, Dich zu quälen. Meinem Befehl gehorchst Du nicht, das sehe ich. Ich will Dir zugeben, daß Du das Recht auf Deiner Seite hast. Folglich bleibt mir nichts anderes übrig als die Bitte. Ich bitte Dich, bleibe bei mir." — „Du — bittest!" wiederholte sie bloß wie träumend. — „Ja. Was hast Du darauf zu erwidern?" In seinen Augen lag der unverkennbare Ausdruck der Spannung. „Ich danke Dir, Georg," versetzte sie ernst, „ich hätte nie gedacht, daß Dir das Geringste an mir liegt. Ich kann es auch jetzt noch nicht glauben. Die Zukunft wird es lehren. Zwingst Du mich nicht, Dich zu verlassen, so bleibe ich bis zum Tode dem vor dem Altar gegebenen Worte treu." — „Was nennst Du zwingen?" fuhr er wild auf, „nähme ich jetzt zum Beispiel die Pistolen und schösse Adlerstein über

den Haufen, so würdest Du sagen: Du zwingst mich, Dich zu verlassen!" — „Nein. So lange Du mir nicht zumutest Dinge zu thun, die ich mit meinem Gewissen unvereinbar halte, bin ich verpflichtet, Dein zu bleiben." — „Mein!" murmelte Lettow spöttisch. Dann ließ er ihre Hand los und sah ihr nach, wie sie langsam in ihre Zimmer ging. Seine Pistolen aber, die er schon geladen, schloß er wieder ein!

Statt dessen trat er am Nachmittag, als Leona lesend in ihrem Blumenzimmer lag, in Begleitung des Arztes ein. „Ich habe Doktor Speier gesagt, daß Du Dich vor einigen Tagen beschädigt hast," sagte er in gleichgültigem Ton, „bitte zeige ihm die Stelle und lasse dafür thun, was nötig ist." Er selbst ging hinaus. Ihm lag wenig daran, die Stelle zu sehen! Frau von Lettow aber versicherte den Doktor, es fiele ihr gar nicht ein, ihn damit zu belästigen. Das sei eine Kleinigkeit, kaum der Rede wert, längst geheilt!

Am Abend dieses Tages kam Gräfin Ellas an. Lettow holte sie vom Bahnhofe ab. Er atmete förmlich auf bei ihrem Anblick. „Schönste Kousine," sagte er, ihr die Hand küssend, „retten Sie mich. Ich werde nicht mehr mit meiner Frau fertig!" Gräfin Gisela lachte ihn weidlich aus. „Ist denn je ein Mann mit einer Frau fertig geworden? Kommen Sie! Kommen Sie! Ich will Leona sehen."

Leona empfing ihre Freundin in ihrem Salon, d. h. sie empfing sie gar nicht. Sie hatte sie noch nicht erwartet. Sie lag auf dem Sofa und schluchzte, als Gräfin Ellas geräuschlos eintrat. Die Gräfin stand zuerst stumm vor ihrer Freundin, indessen Leona in Schreck und tiefer Beschämung vergeblich ihre Thränen zu verleugnen suchte. „Unsinn, Gisela; es geht mir ganz gut. Es geht mir sehr gut. Gehen wir zum Thee." Die Gräfin umschlang ihre Freundin. Große Thränen standen in ihren Augen. „Du hast geweint, Leona, ich sah es. Du fürchtest Dich vor mir. Du denkst, ich komme als Georgs Verbündete. Sei ruhig. Ich werde Dir helfen!" Und sie half ihr wirklich. . . .

„Lieber Lettow," sagte die Gräfin am nächsten Tage zu ihrem Vetter, „eine Frau kann nur durch eine Frau gezwungen werden. Leona zitterte schon bei meinem Erscheinen. Ich werde sie bald so weit haben, daß sie vor Ihnen auf den Knieen liegt. Oh, das ist mir ein Vergnügen. Verlassen Sie sich auf mich," und sie nickte ihm zu mit einem Lächeln, bei welchem selbst Lettow unheimlich zu Mut ward. Leona aber wußte vollends nicht, was sie von der Gräfin

halten solle! Dieselbe überschüttete sie von früh bis spät mit Spott und Malice. Sie wollte sich krank lachen über sie. Leona kämpfte tapfer dagegen, aber der Gedanke, daß Gisela falsch gegen sie sei, stimmte sie trostlos. Am nächsten Tage war es noch schlimmer, die Gräfin sprühte von Übermut und Bosheit. Sie machte Leona entsetzlich lächerlich; diese aber konnte ihren Nerven nicht länger gebieten. Sie stand auf, leichenblaß, mit zitternden Lippen, um das Zimmer zu verlassen; aber sie stürzte bewußtlos zu Boden. In demselben Augenblick sprang Lettow auf. Er hob seine Frau vom Boden und legte sie auf den nächsten Diwan. Er rieb ihre eiskalten Hände.

Die schöne Gräfin aber ließ nicht einmal ihre Schokolade kalt werden. Sie lachte nur. „Pfui, Lettow, sich so überlisten zu lassen! Wissen Sie noch nicht, daß wir Frauenzimmer dann in Ohnmacht fallen, wenn es uns beliebt, das Mitleid der Umgebung zu erregen? Leona spielt herrlich Komödie. Sie thäten am besten, sie sich selber zu überlassen!" Diese herzlosen Worte bewirkten, daß Lettow die Klingelschnur abriß, worauf die Kammerfrau hereinstürzte, welcher er zurief, augenblicklich Eau de Cologne und scharfe Essenzen zu holen. Danach brachten beide mit vereinten Kräften Leona wieder zum Bewußtsein — zu dem staunenden Bewußtsein, daß Lettow sie in seinen Armen halte.

„Was ist mit mir geschehen?" frug sie, die Augen weit öffnend. „Bravo!" rief die Gräfin, vom Frühstückstisch her, „das pflegt die erste Frage der aus der Ohnmacht erwachenden Salondame zu sein! Du kannst auch statt dessen sagen: wo bin ich?" und die Gräfin verspeiste mit Gemütsruhe ein Stück Kuchen. Leona richtete sich langsam auf. „Ich will in mein Zimmer gehen," sagte sie, „bitte, laßt mich ganz allein. Ich muß krank sein; sonst hätte ich mich wohl nicht so albern aufgeführt!"

Als sie fort war, ging Lettow im Zimmer auf und nieder. Er wollte eine Opernmelodie pfeifen, aber sie blieb ihm in der Kehle stecken. „Gräfin," sagte er endlich, „drehen Sie die Sache anders an. Ich wünsche nicht, daß Leona gequält werde." — „Das soll, vermute ich, Ihr alleiniges Vorrecht bleiben," lachte die Gräfin. Lettow versuchte über diesen Witz zu lachen, aber es wollte nicht gehen. „Lieber Vetter," sagte die Gräfin, „wir verstehen uns. Machen Sie mir doch nichts vor. Ich weiß, daß Sie der herzloseste Bösewicht von der Welt sind. Ich weiß, daß Sie nicht anders leben

können, als auf beständigem Kriegsfuß gegen Sitte und Moral. Bisher war Leona einig mit Ihnen. Jetzt schlägt sie um und widersetzt sich. Nun, ich werde sie bald windelweich haben." — „Wenn nur die Damen nicht die verwünschten Nerven hätten. Ich kann es nun einmal nicht vertragen, eine nervöse Frau um mich zu haben," versetzte Lettow ungeduldig, „Sie aber machen mir Leona nervös." Die Gräfin sah unter ihren Wimpern zu ihm hin und lachte. „Ei, so machen Sie doch eine kleine Erholungsreise. Fahren Sie nach Berlin. Lassen Sie uns allein. In der Zeit will ich schon hübsch mit Ihrer Frau fertig werden. Sie haben nicht die Alteration, eine nervöse Frau um sich zu haben, und finden, wenn Sie wiederkommen, eine fügsame Frau vor." — „Unsinn," sagte Lettow finster; „wenn Sie Leona nicht überzeugen können, daß es notwendig ist, ihrer Mutter Widerstand zu leisten, so lassen Sie sie in Frieden." Also fing Gräfin Ellas an, Leona zu überreden. Sie hielt ihr förmliche Vorlesungen. Daraus wurden dann Dispute. Leona verteidigte sich, so lange sie konnte. Sie fiel nicht wieder in Ohnmacht, sie weinte auch nicht. Sie wurde aber von Tag zu Tag stiller. Zuletzt verteidigte sie sich auch nicht mehr. Sie sah nur manchmal mit Entsetzen zur Gräfin hinüber. Lettow aber ward täglich übellauniger und zorniger, — bis er eines Tages erklärte: „Leona ist Herrin hier und hat darüber zu befehlen, wie sie leben will!" Da lächelte die Gräfin vor sich hin. Niemand sah dies Lächeln, und doch war es vielleicht der schönste Ausdruck, welcher je das vielbewunderte Antlitz überflog.

XVI.

Die Gartenstube in Sternheim sah auch im Winter einladend und traulich aus, vielleicht noch mehr als im Sommer! Die kleinen Geisterchen häuslichen Friedens und anmutiger Poesie waren gleichsam an den Raum gefesselt, während sie im Sommer durch offene Thüren und Fenster aus- und einzogen! Jetzt flimmerten schon Eisblumen an den Fenstern. Der Onkel Sternheim stand an einem derselben und sah den Vögeln zu, welche draußen auf dem Futterbrett umherhüpften. Die Tante saß strickend auf ihrem Eckſofa vor

dem einladenden dampfenden Vesperkaffee. Von Zeit zu Zeit ermahnte sie freundlich: „Aber Herr Baron! Der Kaffee wird kalt!“ Dann wandte der also Angeredete hastig den Kopf und murmelte: „sogleich!“ Seraphine lag auf ihrem Diwan mitten im Zimmer, aber sie lag dort wie eine Prinzessin aus einem indischen Märchen, unter einem grünen Laubendach der schönsten Zimmerpalmen. Ein Tisch stand neben ihr; dieser Tisch war mit Papieren bedeckt, und vor diesem Tisch saß Baron St. Alban, die Stirn in die Hand gestützt. „Und sie wollen wirklich nicht Ihr Urteil darüber geben?“ frug er in vorwurfsvollem Ton.

Seraphine war sehr nahe daran, hell aufzulachen. Aber sie bezwang sich, aus Rücksicht für den leicht verletzten düsteren Mann. Als sie ihn aber jetzt mit mühsam unterdrückten Lächeln ansah, sollte man fast glauben, sie trete in den Besitz der übermütigen Laune, welche Leona einst besessen hatte. „Ich kann das wirklich nicht!“ sagte sie. — „Sie wollen nicht? Sie strafen mich,“ sagte er seufzend. „Oh, Baron St. Alban, so dürfen Sie nicht sprechen! Wie kann ich denn mein Urteil über Dinge abgeben, die ich nicht verstehe!“ — „Doch Sie verstehen alles! Ich sage Ihnen, die Verbesserungen Tannhausens sollen nicht eher ins Werk gesetzt werden, als bis Sie sich mit denselben einverstanden erklärten!“ — „Und wenn nun mein Rat thöricht wäre und mein Urteil unverständig?“ —„Unmöglich!“— Seraphine lachte unverhohlen. „Wenn Sie davon fest überzeugt sind, läßt sich allerdings nicht mehr streiten! Auf jeden Fall will ich Ihnen meinen guten Willen zeigen und, während Sie Kaffee trinken, diese Sachen durchsehen.“ Er folgte nur widerstrebend der abermaligen Einladung Frau von Sternheim's, und während diese ihn liebenswürdig unterhielt, studierte Seraphine die Pläne und Karten.

Baron St. Alban war seit der Rückkehr aus dem Seebade ein sehr häufiger Gast in Sternheim. Welche Überwindung ihn der erste Besuch kostete, läßt sich denken. Dreimal kam er bis in die Kastanienallee und kehrte von dort wieder nach Tannhausen zurück. Erst beim vierten Anlauf gelang es ihm vorzufahren. Der Empfang, den er fand, „zähmte“ ihn schon sehr, wie Seraphine sagte. Die Wirte begrüßten ihn mit der unbefangenen Herzlichkeit, die ihnen eigen; der Zauber der einfachen sonnigen Häuslichkeit übte einen beruhigenden Einfluß. Er sah zum erstenmal ein „Heim.“ Er gab sich in

schlichter Umgebung unwillkürlich schlichter, wenn auch das tragische Pathos ihn nie ganz verließ. Seraphine betrachtete er mit scheuer, anbetender Ehrfurcht. Seine Aufmerksamkeiten für sie waren übrigens von ziemlich großartigem Zuschnitt. Frau von Sternheim erwähnte einst ihrer großen Blumenliebe. Ein Kavalier von europäischem Gesichtskreise hätte hierauf nun vielleicht ein kostbares Boukett gesandt. Doch statt dessen fuhr einige Tage später ein Leiterwagen vor, anzuschauen wie eine Zuckerrohrplantage, und ein Kübel nach dem anderen ward in das Haus getragen, zum großen Schrecken Seraphines. „Oh Baron St. Alban, wie konnten Sie das thun!“ rief die Tante, „diese kostbaren exotischen Pflanzen werden binnen kurzem in der trockenen Stubenluft eingehen! Jammerschade.“ — „Schade? Das grüne Zeug Schade? Es ist Unkraut in Indien. Sollte es aber Fräulein Seraphine das geringste Vergnügen bereiten, so soll es stets erneuert werden.“ Seraphine reichte ihm ihre kleine Hand. Sie wußte, ihre Freude über die Palmen würde ihn glücklich machen, und sie wollte ihn ja glücklich machen!

„Sieh,“ sagte sie eines Tages zu Malthus, welcher neben ihr saß, „wie allerliebst das weiße Kätzchen dort mit dem Wollenknäuel spielt.“ — „Um Himmelswillen,“ bemerkte der Onkel, „sage nur nicht in Gegenwart des Baron St. Alban, Du habest Katzen gern, sonst schickt er Dir auch mit nächster Post einen Käfig voll Löwen und Leoparden. Das ist, vermute ich, auch „ein Unkraut“ in Indien!“ Manchmal ward es doch auch Seraphine zu bunt. Es schien fast, als könne der Baron keinen Schritt mehr thun ohne ihre Zustimmung. Er betrachtete jedes ihrer Worte wie ein Gebot. Ihre schüchterne Frage nach dem Zustande Tannhausens genügte, um ihn aus seiner orientalischen Unthätigkeit zu reißen und ihn über Hals und Kopf in eine Arbeitslust zu stürzen, welche fast einen beängstigenden Eindruck machte. Die seit Jahren vernachlässigten Geschäfte hatten sich zu einem fast undurchdringlichen Chaos verdichtet. Baron St. Alban ging mit der Todesverachtung eines St. Georg diesem Drachen zu Leibe. Er saß die Nächte hindurch über den Plänen, nach denen Tannhausen von Grund aus umgeschaffen und kultiviert werden sollte. Er fühlte wohl, daß er vor einer Aufgabe stehe, der er nicht gewachsen war; aber er war der festen Überzeugung, daß, wenn er nur Seraphines Rat folgen würde, seine Arbeit zuletzt gelinge müsse! Nun, Seraphine gab sich redliche Mühe, aus den

Plänen klug zu werden. Daß ihr dies absolut nicht gelingen wollte, war vielleicht weniger ihre Schuld als seine. Aber während des Lesens war ihr schon ein rettender Gedanke aufgestiegen. „Ich verstehe nichts hiervon," sagte sie ihm, als er wieder zu ihr trat, „aber eine Bitte möchte ich an Sie richten. Lassen Sie mir die Pläne da, — es sei denn, daß es Ihnen unlieb ist, wenn ein Fremder sie sieht; ich möchte sie jemand zeigen, von dem ich voraussetze, daß er sie beurteilen kann."

„Jedes anderen Menschen Urteil ist mir gleichgültig," versetzte er melancholisch, „nur Ihr Wunsch entscheidet." — „Nun wohl, ich habe den Wunsch, daß Tannhausen gedeihe und sich bessere. Eben deshalb möchte ich, daß ein Sachkundiger Ihre Pläne sieht. Und zwar ist es jemand, in dessen Hände Sie die Papiere mit unbedingtem Vertrauen legen können. Es ist Herr von Adlerstein." — „Ich kenne ihn, Sie haben recht." — „Sie kennen ihn? Wirklich? Doch ja, ich vergaß, Varnheim grenzt an Tannhausen!" — „Ja," sagte Baron St. Alban einsilbig. „Und Sie gestatten, daß ich ihm diese Sachen zeige?" — „Wenn es ihm nicht zu viel Mühe macht." — „Ich weiß, daß es Herrn von Adlerstein nur Freude bereitet, andern zu helfen. Von ihm nehme ich gern einen Freundschaftsdienst an!" Der Baron konnte in seinem Herzen die Wahrheit dieser Worte bezeugen.

Vor dem Fenster strichen dunkle Schatten hin und der Onkel rief erfreut: „Ah, da kommt ja der Junge wieder einmal. Weiß der Himmel, was mir den Malthus so nachdenklich macht! Aber nur herein! Herein!" Er ging mit seiner Pfeife in der Hand selbst entgegen und brachte nach wenigen Augenblicken sowohl Malthus wie Adlerstein mit herein, zur großen Beunruhigung Baron St. Alban's, welcher aussah, als wolle er nun zur nächsten Thüre wieder hinaus. Auch Malthus erblaßte und wechselte nur die nötigste Begrüßung, indessen der Rittmeister dem menschenscheuen Mann herzlich die Hand schüttelte und unbefangen sagte: „wir kennen uns schon." — „In der That," murmelte der Baron, einen Blick nach Malthus hinüberwerfend, welcher seinen Säbel abschnallte und dabei seinem Onkel erklärte, was an dem Gerücht, Lettow habe ein Bein gebrochen, wahr sei. Baron St. Alban wandte sich plötzlich leise, hastig zu Seraphine. „Sagen Sie Ihrem Bruder gelegentlich, daß Sibylla krank war." — „Meine liebe, kleine Sibylla," sagte Seraphine mit Thränen in den Augen; „ich denke ununterbrochen

an sie. Ich würde sie so gern hier sehen. Weshalb bringen Sie sie nicht?" — „Weil ich nicht grausam gegen sie sein will, — vielleicht auch, weil ich zu stolz bin!" versetzte er. Seraphine sah ihn traurig an. Er ergriff plötzlich seinen Hut, welcher auf dem Tische lag, und verließ, ohne jemand zu grüßen, das Zimmer. Gleich darauf ritt er auf seinem hohen Rappen, den spitzen Filzhut tief in die Stirn gezogen, den langen Mantel über des Pferdes Croupe hängend, davon.

Malthus starrte ihm durch's Fenster nach, Herr von Adlerstein schüttelte den Kopf, der Onkel aber ging, die Hände reibend, im Zimmer auf und nieder: „Na, was sagen Sie denn zu unserem Polarreisenden, Herr Rittmeister? Das mag so die Sitte sein bei den Feuerländern oder am Hofe der Hottentottenkönige, daß man kommt und geht, wie's beliebt! Sind schon ganz daran gewöhnt." — „Ja wohl," versetzte Frau von Sternheim, „und ich nehme es ihm nicht übel. Ich glaube, daß er mit all seinen Wunderlichkeiten im Grunde ein edler Mensch ist, aber gänzlich verdüstert." — „Man muß ihn nur verstehen," sagte Herr von Adlerstein, „ich weiß sogar, daß er edel ist. Was seine Umgangsformen betrifft, so ist das erklärt, wenn man bedenkt, daß er sein Leben auf Reisen verbracht und viele Menschen gesehen hat, ohne je einen kennen zu lernen." — „Mir thut nur das arme Mädchen leid, die junge Gräfin Rhede" sagte Frau von Sternheim mitleidig.

„A propos, Malthus," rief sein Onkel, welcher immer noch mit der Pfeife im Munde auf und ab spazierte, „Du hast ja noch kein Wort verlauten lassen über Deine Badebekanntschaft. Ist Gräfin Rhede am Ende eine Schönheit und Du hast Dein Herz an sie verloren?" — „Komtesse Rhede ist keine Schönheit," sagte Malthus mit so ruhiger Stimme, daß der Onkel es nicht der Mühe wert hielt seine Neckerei fortzusetzen, aber seine Pfeife vor dem Kamin ausklopfend, gemütlich frug: „Nun, wie sah sie denn aus? Beschreibe sie einmal!" Adlersteins Blick hatte das Gesicht seines jüngeren Kameraden nur flüchtig gestreift. Er sagte ruhig: „Ja, Lettow ist gestürzt." — „Sagen Sie nur," rief der alte Herr sofort lebhaft, „wie hat dieser superbe Reiter das angefangen!"

„Es war in der Dunkelheit" fiel Malthus ein, und es folgte ein Gespräch über Regimentsinteressen, während dessen Adlerstein sich auf den von Baron St. Alban verlassenen Stuhl setzte und mit einiger Verwunderung die auf dem Tisch umherliegenden Pläne

betrachtete. „Ja," sagte Seraphine lächelnd, „hier habe ich eine große Arbeit vor, bei welcher ich um Ihre Hilfe bitte!"

„Ich sehe. Eine Karte von Tannhausen. Ein schöner Besitz, aber gänzlich vernachlässigt. Ich vermute, unser seltsamer Freund hat dies hier gelassen." — „Ja. Er hat großartige Pläne zur Verbesserung Tannhausens entworfen und hält irrtümlicherweise mich für die geeignete Person, die Brauchbarkeit dieser Pläne zu beurteilen!" sie lachte unbefangen, „ich sagte ihm schon, daß ich mich an Sie wenden würde. Verzeihen Sie, Herr von Adlerstein," fügte sie errötend hinzu, „es ist unbescheiden von mir, aber ich denke immer zuerst an Sie, wenn ich weiß, daß irgend wem geholfen werden soll."

Er blickte sie bewegt, dankbar an. „Gott segne Sie dafür," sagte er leise. Nach einer Weile fuhr er aus seinen Gedanken empor. „Also St. Alban will sich Tannhausens annehmen?" frug er mit Interesse, „das freut mich außerordentlich! Wenn mein Rat ihm im geringsten von Nutzen sein kann oder meine Hilfe erwünscht, so stehen ihm beide zur Verfügung." — „Und wollen Sie diese Papiere durchsehen? Offen gesagt, kann ich mir nicht denken, daß Baron St. Alban sehr viel von einer Sache versteht, um die er sich bisher nie gekümmert hat." — „Das glaube ich auch. Ich werde mir seine Pläne ansehen und versuchen, mich hineinzuarbeiten. — „Waren Sie je in Tannhausen?" frug Seraphine. „Nein," war die lächelnde Erwiderung, „es gehört zu den Eigentümlichkeiten der alten Baronin, daß sie es nicht liebt, auf ihrem Schlosse aufgesucht zu werden." Er erhob sich und Malthus folgte seinem Beispiel. Zwischen Bruder und Schwester ward diesmal nur ein stummer Gruß und Händedruck gewechselt, aber das war genug. Seraphine trauerte jetzt wohl mit dem Bruder, doch nicht um ihn. Manchmal fühlte sie sogar einen glücklichen Stolz. Wie ernst und männlich er seinen Kummer trug! Er schien in wenigen Wochen um mehrere Jahre älter geworden!

Einige Tage später stand der Onkel wieder im Fenster und beobachtete mit wachsendem Erstaunen, welches allmählich in Freude überging, zwei Gestalten, die den Fußpfad entlang durch den weißbereiften Birkenwald näher kamen. „Leon und Stella!" rief er dann, Seraphine aus ihren Gedanken weckend. Der alte Herr zog sich schnell die Pelzmütze über die Ohren und lief den Kommenden entgegen. Er faßte Stella's rundliches, von der Kälte frischrot angehauchtes Gesicht in beide Hände und küßte sie tüchtig ab. Dann

führte er beide im Triumph in die warme, blumenduftende Gartenstube. „Ha! hier sind sie! Und nun herunter mit den Mützen und Schleiern! Laß Dich ordentlich betrachten, Kind! Du Goldmäuschen, kleines, hast doch Deinen alten Onkel in der langen Zeit nicht vergessen? Was zum Kuckuk habt Ihr nur da oben so lange gepinselt und gegeigt mit Euren alten Künstlern? Nun und Monsieur Leon, wie sieht denn Er aus?" er hielt dem Enkel die Hand hin und betrachtete ihn. „He, mein Sohn, schaust nicht grade drein wie einer, den alle Musen gesegnet haben, — und das soll doch der Fall gewesen sein da oben bei Eurer verrückten Gräfin! Blaß ist er. Nicht wahr, Mama? Und ein Gesicht schneidet er wie ein armer Sünder am jüngsten Tage! Sieh mir doch einmal in die Augen, Junge! Hast wohl auch so ein bischen den Verstand verloren bei dem Dichten und Singen von früh bis spät. Ja, was man übertreibt, verwandelt sich in Leid."

Leon war diese Rede natürlich nichts weniger als angenehm; aber er wollte ihr doch zehnmal lieber Stand halten, als vor Seraphine treten! Diese hatte indessen kaum Gedanken für ihn übrig. Ihn blaß und unzufrieden zu sehen, war sie ja gewohnt, aber was war mit Stella? Als diese ihre Arme um den Hals der Schwester legte, leidenschaftlich flüsternd: „Oh, Seraphine, wie habe ich mich nach Dir gesehnt!" versuchte diese, ihr in das Gesicht zu sehen, und frug erschrocken: „Was fehlt Dir?" — „Fehlen?" stammelte Stella, „deshalb, weil ich mich nach Dir sehnte?" — „Stella, sage mir die Wahrheit! Was ist vorgefallen?" — „Nichts — gar nichts, wirklich Seraphine, ich bin ein wenig müde vom Gange. Das ist alles." — „Nein, nein! Du kannst mich nicht täuschen. Ich sehe, daß Du Kummer hast; sage mir, was ist geschehen?" — „Wirklich, es geschah nichts. Ich bin nur traurig, daß Leon in Wildstein nicht so glücklich geworden, wie er gehofft hatte, und dann, weißt Du, ich bin so kindisch. Ich weine manchmal über Dinge, über die ich mich freuen sollte." — „Davon wußte ich bisher noch nichts! Was meinst Du?" — „Ich sage das nur so. Wirklich; ich habe nicht den geringsten vernünftigen Grund, unglücklich auszusehen. Es ist sehr unrecht von mir."

„Kinderchen, kommt doch, trinkt eine Tasse warmen Kaffee!" rief die Tante einladend, „und erzählt hübsch ordentlich der Reihe nach!" Stella folgte sogleich dieser Einladung. Sie setzte sich ge-

wohnter Weise neben den Onkel. „Na, habt Ihr Euch die Huld der schönen Dame erworben?“ frug dieser.

„Gräfin Ellas ist auch in Altstadt,“ sagte Stella zögernd. — „Was? Mitgekommen? Was will sie denn hier?“ — „Sie ist bei Leona. Leon darf ihr Bild fertig malen.“ — „Hm! so, so!“ sagte der Onkel etwas nachdenklich, „also gemalt hat er sie, — na Kind, recht schön — recht gut — aber so 'ne Frau zu malen! — na, recht schön!“ — Leon blickte mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin. Stella bestrebte sich, keine Pause eintreten zu lassen. „Signor Esti ist auch hier. Er wohnt in unserem Hause. Frau Jürgens hatte noch zwei Zimmer. Die Gräfin ist sehr gut gegen uns, — ich meine gegen Leon. Signor Esti ist ein großer Maler. Von ihm kann Leon sehr viel lernen. Und dann hat die Gräfin gesagt, im Frühling reist sie nach Rom, und wir sollen auch mit.“ — „Nach Rom,“ fuhr der Onkel betroffen auf, „Donnerwetter! — Mama, hast Du es gehört? Nach Rom sollen die beiden.“ — „Davon kann doch nicht die Rede sein. Ein Aufenthalt in Rom kostet viel zu viel,“ sagte die Tante. — „Aber Gräfin Ellas hat dort ein eigenes Palais, und wir sind als ihre Gäste eingeladen.“

Während der folgenden Pause überlegten sich die Alten den Plan, Seraphine aber blickte angstvoll herüber. „Die Gräfin ist wirklich sehr freundlich,“ sagte Stella wieder, „sie will in allem helfen. Er soll ein berühmter Maler werden.“

Der Onkel ging, die Hände auf dem Rücken, auf und nieder und brummte vor sich hin: „Na, recht schön! Aber zu was hilft denn all die Güte, wenn der Herr Enkel dreinschaut wie ein Leichenbitter und mein Röschen wie eine leidende Heilige? Hör' mal, Junge, wenn Du sie mir etwa nicht glücklich machst, — wenn — wenn — na, da solltest Du doch den alten Großvater noch kennen lernen!“ — „Ich weiß nicht, was Du willst,“ versetzte Leon kalt, „inwiefern sollte Stella über mich zu klagen haben?“ — „Na, 's ist schon gut! Mir kam nur so ein Gedanke! Der Kuckuck hole das Pinseln! Setze Dich ans Klavier, meine Kleine, und singe mir ein Liedchen vor, das ist mir mehr wert als ein Dutzend gemalte Gräfinnen,“ schloß er ingrimmig!

Stella gehorchte und er ging unterdessen erregt im Zimmer auf und nieder. Die Tante frug Leon nach diesem und jenem, was sie vielleicht nötig hätten, um ihre kleine Wirtschaft wieder anzu-

fangen. Seraphine aber lag mit geschlossenen Augen da, immer ein Zeichen, daß sie sich sehr abgespannt fühle. Da beide es nicht annehmen wollten, die Nacht in Sternheim zu bleiben, ließ der Onkel gleich nach dem Abendbrot anspannen, und sie fuhren heim. Frau Jürgens hatte ihr Bestes gethan, um die kleine Wohnung freundlich einzurichten. Sie hatte frische, weiße Vorhänge vor die Fenster gesteckt und blühende Blumen in die Fenster gesetzt und alles geputzt und gewaschen. Leon war vollkommen unempfänglich für die friedliche Atmosphäre, welche die kleinen Räume durchwehte. Er preßte die Hand vor die Stirn und warf sich auf das Sofa, während Stella sich mit tiefem Seufzer an den Tisch setzte und den Kopf in die Hand stützte.

Und doch! so sanguinisch ist das Menschenherz! Als am nächsten Morgen die Sonne so hell schien, die Blumen im Fenster leuchteten und dufteten, der Vogel schmetterte und der Blick auf die weißüberzuckerten Tannenbäume fiel, da meinte Stella, ein so sonniger Anfang müsse doch auch neues Glück hervorzaubern! Frau Jürgens brachte eine goldgelbe, duftende Brezel auf den Kaffeetisch und Stella, in ihrem zierlichen Morgenkleide, eine weiße Latzschürze vorgebunden, bereitete mit erneuter Freude an der eigenen Häuslichkeit den braunen Trank. Doch Leon hatte kaum seine zweite Tasse getrunken, als er sich erhob und eilig sein Malgerät zusammenraffte.

„Lieber Leon, ich glaube kaum, daß Gräfin Ellas schon zu sprechen sein wird; — und dann stört es sie vielleicht sobald nach der Reise." — „Sie hat mir gesagt, ich möge jeden Morgen kommen; und wir sind ja schon seit gestern zurück. Wo ist mein Hut?" — „Hier! Und Dein Überzieher, Du wirst doch nicht ohne Mantel fortgehen, Leon?" — „Ah so, ich vergaß," sagte er hastig und zog zerstreut den Mantel an. „Wenn Du den Vormittag zu einem Spaziergang nach Sternheim benutzen willst, so thue es doch!" sagte er, ihre schmerzliche Enttäuschung bemerkend; es war ja das erste Mal, daß sie den Tag nicht mit gemeinsamen Studien begannen; „und Stella, — es liegt ja in Deiner Hand, die Deinigen zu beruhigen." — „Ich bleibe lieber hier," sagte Stella leise; „ich habe manches zu ordnen und durchzusehen. Und Leon, — darf ich denn nicht den Schlüssel zu dem roten Buche haben?" Er fuhr leicht zusammen und biß sich in die Lippen, — aber dann besann er sich. „Natürlich," versetzte er, „jedes Wort, jede Note darfst Du lesen, vorausgesetzt, daß Du sie richtig verstehst. Denke daran, was ich Dir sagte."

Sie nickte und griff mit zitternder Hand nach dem Schlüssel. „So hoffe ich auch von Dir," fuhr Leon fort, „daß Du, sollte je in Sternheim wieder die Rede auf Gräfin Ellas kommen, ohne falsche Scheu der Sache erwähnst, wie sie erwähnt werden muß. Wenn Du aussiehst wie eine „leidende Heilige," so schadest Du mir damit und stellst mich in ein ganz falsches Licht. Wenn Du statt dessen freudig zugibst, daß wir beide eine hohe Gönnerin gefunden haben, und von Gräfin Ellas so sprichst, wie sie es verdient, so ist alles in Ordnung! Du weißt ja sehr gut, wie die Sachen stehen!" — „Ich versuchte wohl, aber Seraphine sagte doch, ich hätte einen Kummer," flüsterte Stella. — „Ja, und Du machst Dir auch Kummer, weil Du Dich nicht zu der Selbstlosigkeit erheben kannst, die im Glücke des andern das eigene Glück findet!" — „Oh, wenn Du glücklich wärst, Leon, ich hätte keinen Kummer!" — „Nun, Geduld," tröstete der junge Gatte, „einmal, einmal muß doch Harmonie in meine Existenz kommen! Mein Schicksal habe ich in ihre Hände gelegt. Sie mache aus mir, was sie versprochen!" — Damit verließ er seine Frau. Ihr blieben als Trost seine Kompositionen, seine Gedichte! und wenn sie noch nicht wußte, was Gräfin Ellas bisher aus Leon gemacht hatte, so erfuhr sie es durch dieselben! Es war ihr nicht möglich, diese Lieder zu singen.

Leon malte indessen die Komtessa. Immer seltsamer ward das Bild, immer mehr schüttelte Esti darüber den Kopf. Der ehrliche Alte, ein begeisterter Künstler, ahnte ja nicht, wie sehr das Bild nichts geworden als ein Vorwand, eine Stunde lang der schönen Dame gegenüber zu sitzen. Der Genius war längst ertrunken im goldfunkelnden Meer! Leon malte und malte; er betrog sich selber und bildete sich ein, Unsterbliches zu schaffen. Er glaubte hellsehend zu werden und ahnte nicht, daß er blind geworden war! Jeden Morgen kam er und jeden Morgen schied er trostloser und zerfahrener; an sich selbst, an der Kunst und an ihr verzweifelnd, die ihn stets mit holder Freundlichkeit versicherte, in Rom würden sich alle seine Zweifel lösen! Kam er dann nach Hause, so griff er nur nach der Feder, um sie sogleich wieder hinzulegen, verlangte von Stella, sie solle ihm die Gedanken vertreiben, und verbot ihr gleich darauf zu sprechen, da ihm der Kopf brenne. Nur am Klavier, in seinen Phantasien, fand er momentan Ruhe und Aussprache. Doch von Phantasien lebt man nicht. Von allen Seiten liefen mahnende Briefe ein. Der Herausgeber einer Wochenschrift frug nach der Fortsetzung einer

längst begonnenen Novelle. Ein Kunsthändler zürnte wegen Ausbleibens eines Bildes. Solche Dinge trieben Leon zur Verzweiflung. Er zerriß die Briefe und frug Stella, was ihr denn einfalle, ihn mit solchen Dingen zu quälen? Als ob ihr das jemals eingefallen wäre! Sie wartete nur darauf, daß ihr Leon ein glücklicher Künstler werde! Diese Hoffnung hielt sie aufrecht in den einsamen Stunden.

Die unbezwingliche Sehnsucht nach der Schwester veranlaßte sie endlich doch, an einem sonnigen Dezembertag den Spaziergang durch den Wald zu machen. Sie fürchtete sich allein zu gehen und forderte den alten Esti auf, sie zu begleiten. Sie wußte, derselbe würde herzlich willkommen sein. Seraphine war indessen nicht unten, und so mußte Stella sie in ihrem Schlafzimmer aufsuchen, wo sie im großen Stuhl am Fenster saß und las. „Sei nicht böse, daß ich so viele Tage verstreichen ließ, Seraph, ehe ich kam." — „Ich weiß ja, daß Du gern gekommen wärst, wenn Du gekonnt hättest," sagte Seraphine. „Weshalb hätte ich nicht kommen können?" frug Stella hastig, „niemand verbot es mir." — „Doch Du warst noch nie ohne Leon hier."

Stella blickte schnell auf. Der sanfte Vorwurf im Ton der Schwester genügte, ihr Mut und Sicherheit zurück zu geben. Leon hätte sich über den Ton freuen können, mit dem sie sagte: „Er malt Gräfin Gisela; er kann vormittags nicht kommen. Ich aber kam, um mit Dir zu sprechen, Seraphine. Ich weiß nicht, was Du von Leon denkst, aber ich sehe, daß Du ihn nicht mehr so liebst wie früher, — daß Ihr alle ihn nicht" — Stella weinte jetzt, so daß sie nicht fortfahren konnte. Nicht eine dieser Thränen galt ihr selbst! „Du irrst Dich," sagte Seraphine sanft; „ich liebe Leon, wie ich ihn stets liebte mit besonderer, oft traurig banger Zärtlichkeit. Ich habe Angst um ihn. Darf ich mit Dir hierüber sprechen? Ich weiß wohl, es sollte nicht sein, das gehört zwischen Euch allein, aber ich kann Dich nicht so leiden sehen, ohne Dir mein Herz zu öffnen." — „Doch jetzt irrst Du. Ich leide nicht, — ich sollte wenigstens nicht leiden. Es ist ein Leiden, welches kein Mitleid verdient. Es ist so selbstsüchtig. Ich liebe gewiß Leon nicht so, wie ich sollte; denn sonst müßte ich mich ja freuen!" — „Freuen — Stella! Schon wieder dies Wort! Freuen darüber, daß er unrecht thut?" Seraphine zitterte selber. Sie strich der Schwester angstvoll das wellige Goldhaar aus der Stirn, Stella's Augen sprühten. „Leon thut kein Unrecht! Ist Begeisterung ein Unrecht?"

Seraphine schwieg, Stella aber fuhr immer mutiger fort: „Ich kann es nicht ertragen, liebe, süße Schwester, daß Du so von Leon sprichst. Er wird Glück in seiner Begeisterung finden, wie ihm dieselbe bisher ein Sporn war. Er hat mir gesagt, Gräfin Ellas sei ein Engel, und ich glaube es, weil er es sagt. Und ich werde es ja immer besser lernen, nicht an mich zu denken, sondern an ihn. Ich bin nicht so reichbegabt, so klug, so geistvoll wie sie. Was ich weiß, lernte ich von ihm. Er aber hört von ihr Neues, er kommt von ihr mit den schönsten Ideen zurück. So schöne Lieder hat er noch nie komponiert, ... oh, Seraphine, sieh mich doch nicht so starr an! Was schadet es denn ihm, daß ich thöricht bin? Und ich bin es nicht immer. Ich bin so glücklich, so lange ich hoffen kann, daß alles noch gut wird! Es bekümmert mich nur, daß ich ihm so wenig helfen und nützen kann, daß ich solch unbedeutendes Geschöpf bin! Doch niemals sage ich, er handle unrecht! Das Unrecht bestände nur darin, wenn er mich damit unglücklich machte, daß er Gräfin Ellas verehrt. Aber ich bin einverstanden, ich versuche, nicht kleinlich zu denken, — und da ist alles gut.“ Sie blickte die Schwester erwartungsvoll an. „Seraphine, so sprich doch! Wie kannst Du denn anders denken? Soll ich etwa Leons Herz noch schwerer machen mit unverdienten Vorwürfen? Und was soll ich ihm vorwerfen? Daß er eine gefunden hat, die ihm Trost, Ermutigung, Vertrauen einflößt? Eine, die ihm Begeisterung verleiht?“

„Wie darf ich Deine Sanftmut und Geduld tadeln?“ frug Seraphine leise, seufzend. — „Geduld; sprich nicht von Geduld! Ich zittere viel zu sehr davor, sein Vertrauen zu verlieren, als daß ich der Geduld bedürfte! Ich will alles ertragen, wenn er nur glücklich wird, wenn er gegen mich nur offen spricht.“ — „Ja, Stella, ich sage auch nichts. Ich möchte kein Wort aussprechen, welches Du etwa mißverstehen, etwa so auslegen könntest, als wolle ich zwischen Euch treten und Dich irre machen. Nein, sei ihm nach wie vor ein guter Engel; ertrage, was sich nicht ändern läßt, mit Sanftmut; entschuldige ihn, tröste ihn, beklage ihn, erhalte Dir sein Vertrauen.“ — „Aber? . . .“ Seraphines liebliches Gesicht war schattenhaft bleich; sie wandte langsam die Blätter der auf ihren Knieen liegenden Bibel um. „Ich bin schwach, — sehr schwach, Stella! Ich kann Dir nichts sagen; denn ich zittere davor, hier hinein zu greifen. Von mir sollst Du es nicht hören, aber von Gott kannst

Du es vielleicht ohne Mißverstehen hören." Sie deutete auf eine Zeile und Stella las, während ihr ein kalter Schreck durch die Glieder rieselte: „Hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigst."

Da herrschte lange Schweigen, endlich sagte Stella leise: „Was soll ich aber thun, Seraphine?" — „Nichts, gar nichts! Bleibe so, wie Du bisher gewesen. Leon ist sehr unglücklich und bedarf Deiner Sympathie und Deines Mitleids. Er ist sehr zu entschuldigen, denn er ist bezaubert. Auch Malthus war es noch vor kurzem und kämpfte vergeblich dagegen. Leon wird sich auch nicht leicht befreien können. Es ist sehr traurig und bemitleidungswürdig! Aber indem er die Gefühle, welche Dir gehören, einer andern zuwendet, indem er, was noch mehr ist, diese andere zur Teilnehmerin seines Lebens und Strebens, zur Vertrauten, zur Beraterin, zu seinem Engel erhebt, handelt er unrecht; und das, Stella, darfst Du nicht leugnen wollen! Du darfst ihm nicht sagen: Du handelst recht! Wenn Du nicht den Mut hast, ihm zu sagen: Du thust unrecht, so schweige lieber! Darfst Du ihm denn erlauben, was Gott ihm verbietet?" Stella blickte mit großen, starren Augen auf die Schwester. Seraphine selbst aber war so angegriffen und erschöpft, daß Doktor Speier geholt werden mußte und zum erstenmal seit lange wieder eine angstvolle Nacht folgte.

Am festgesetzten Montag gaben Lettows wirklich eine kleine Abendgesellschaft, zu welcher Marfords, Belsays, Mühlbergs und ziemlich viel Offiziere kamen. In dieser Gesellschaft herrschte ein Ton, wie man ihn bisher noch nicht im Lettowschen Hause gewöhnt war. Den Ton aber gab Frau von Lettow an. Man wußte schon, daß die lebenslustige Frau sehr ernst geworden; aber was ließ sich dagegen sagen, wenn dieser Ernst ihr so bezaubernd stand? Man war gewöhnt, den sprühenden Übermut, ihre strahlenden, flammenden Augen, ihr weiches, silbernes Lachen zuerst zu bemerken und ihre seltene Schönheit in zweiter Linie zu nennen. Jetzt erst fiel jedermann der vornehme Stil dieser Schönheit auf. Der sanfte Ernst, die stolze Haltung hoben dieselbe. Auch stand ihr nichts so gut als die durchsichtige Blässe; sie verlieh dem Antlitz mit den prachtvoll geschnittenen schwarzen Augen und dem aschblonden Seidenhaar eine Lieblichkeit, ein rührendes Etwas, das so zauberhaft mit der Würde der Hausherrin kontrastierte. Lettow mußte sich selber gestehen, daß, wenn es Leona beliebte, einen andern Ton in

ihre Gesellschaften zu bringen, um den Ruf ihres Hauses zu wahren, sie auch verstände, diese „Laune" mit Aplomp durchzuführen. Er hatte gefürchtet, sie werde mit verweinten Augen, ein Bild des Jammers, eine Märtyrerin, sich selbst und das Haus lächerlich machen und endloses Gespött darüber hervorrufen, daß Frau von Lettow eine Betschwester geworden, statt dessen erregte sie allgemeine Bewunderung. Sie errang einen vollständigen Sieg, niemand wagte ein frivoles Wort; jeder war hingerissen. Sie war so einfach und so ungezwungen, daß selbst Lettow nicht einmal zu denken wagte, sie spiele Komödie. Gräfin Ellas hatte sich Kopfschmerzen wegen entschuldigen lassen und erschien gar nicht. Mochte Leona unumschränkte Herrscherin sein. Ihrer Hilfe bedurfte sie nicht mehr!

Als die Gäste fort waren, trat Leona zu ihrem Mann und reichte ihm beide Hände. „Ich danke Dir, Georg!" sagte sie warm. Er führte ihre Hände an seine Lippen, aber das war nicht der formelle Handkuß, mit welchem Lettow einst gemeint hatte, alle Pflichten eines ritterlichen Ehemannes zu erfüllen, und den er stets anwandte, wenn er ihr schmeicheln wollte. „Nun noch ein Wort, Leona," sagte er, „ich gab Dir ein Versprechen, gib Du mir auch eins, das zu verlangen habe ich wohl ein Recht." Sie sah ihn ruhig wartend an. „Auf irgend eine Weise bist Du mit mir fertig geworden," fuhr er nach einer Pause fort, „ich habe Dir mein Wort gegeben, daß Du leben dürftest, wie Du willst. Jetzt will ich von Dir das Versprechen, ohne Wenn und Aber, daß Du bleibst."

„Ohne Wenn und Aber, hier hast Du mein Wort. Ich bleibe!" versetzte sie schnell, lächelnd. Er hielt ihre Hand fest und versuchte ihr in die Augen zu sehen, vielleicht um darin nach einer Antwort zu suchen auf eine Frage, die er nicht in Worte zu kleiden wußte. Wird sie ihn je lieben?

Die langen Wimpern zuckten nicht einmal, geschweige denn, daß sie sich gesenkt hätten. Groß und offen sahen ihn die schwarzen Augen an; es lag eine ruhige Freudigkeit in ihrem Ausdruck und eine freundliche Ruhe. Das war alles. Lettow ließ ihre Hand fallen und ging davon. Sie imponierte ihm abermals viel zu sehr durch ihre sanfte Hoheit, als daß er gewagt hätte, seine Gedanken auszusprechen. Er fühlte, daß er sich die Gegenliebe dieser Frau erst werde erringen müssen. Er fühlte aber auch seine Ohnmacht. Denn wird sich nicht stets jener Augenblick zwischen sie stellen, als

seine Hand sie zu Boden warf? Wenn Lettow je in seinem Leben etwas bereute, so war es jener Augenblick.

Leona stand indessen in ihrem Toilettezimmer, in Gedanken verloren, ihre Hände hingen gefaltet herab, die feinen Lippen bewegten sich leise: „Mein Gott, Du zeigst mir meinen Weg. Ich werde ihn gehen. Hilf mir, wie Du mir bisher geholfen."

XVII.

„Onkel Otto, Du mußt hier bleiben! Heute abend kommt der Weihnachtsmann." — „Meinst Du? Woher willst Du denn das so genau wissen?" — „Oh, wir wissen, wir wissen!" jubelte der Chor. „Ich habe ihn sogar gesehen," sagte Klärchen, „er trug den Weihnachtsbaum in's Haus. Eigentlich sah er recht gewöhnlich aus. Ich dachte, er solle bunte Flügel haben und einen Schein um den Kopf, aber er hatte eine blaue Bluse an und eine Pfeife im Munde." — „Onkel, die Klara ist doch das dümmste Mädchen von der Welt," rief Erich, „sie hält einen Arbeiter für den Weihnachtsmann." — „Doch Dora sagt, er bringt den Baum, und dieser brachte den Baum," bestand Klärchen auf ihrer Behauptung, „nicht wahr, Onkel, die Engel können auch, wenn sie wollen, in blauen Blusen kommen? Kommt der Weihnachtsmann auch in Dein Haus, Onkel?" — „Mein Haus ist weit von hier und steht leer." — „Weshalb wohnst Du nicht dort?" forschte Fritz. — „Weil ich lieber bei Euch bin." — „Du bist aber wirklich ein guter Onkel," sagte Lenchen dankbar, „und Onkel, ich weiß auch ein Geheimnis." — „Wenn es ein Geheimnis ist, so darfst Du es mir nicht sagen." — „Du wirst es bald wissen," kicherten alle. — „Oh, sehr bald, sowie Mama die Thüren zu der Stube öffnet, in der es so nach Kuchen riecht und nach Wachslichtern. Das Geheimnis ist rot und hat einen silbernen Rand" — „Pst, Lenchen, Du schweigst, oder" —

Das allgemeine Getümmel und Lenchens Flucht in Onkel Ottos Arme gingen sehr bald wieder in Jubel über. Die Freude über die Wunder der nächsten Stunden erfaßte die Kinder und veranlaßte sie, eine Art Indianertanz auszuführen, während dessen der Onkel Rittmeister den Tisch halten mußte, damit die Lampe nicht von der Tanzlust angesteckt wurde. „Ruhe!" ermahnte er endlich,

„setzt Euch hübsch hin und sagt mir alle Sprüche und Lieder her, die Ihr für den heutigen Tag auswendig gelernt habt.“ Die Kinder gehorchten augenblicklich. Sie standen um ihn her mit gefalteten Händen, erwartungsvoll, wem er zuerst die Erlaubnis erteilen werde. „Klärchen!“ entschied er, und Klärchen sagte mit hübschem Ausdruck ein Lied her.

Während dessen hatte sich unvermerkt die Thüre nach dem Vorsaal geöffnet und eine hohe, schlanke Frauengestalt in kostbarer Straßentoilette trat auf die Schwelle. Sie hielt sich geblendet den weißen kleinen zottigen Muff über die Augen und blickte herüber nach dem Tisch, wo sich die blonde Kinderschar um den Onkel drängte. Hänschen saß ihm auf den Knieen und des Kindes Lockenkopf lehnte sich an die breite kraftvolle Brust des großen Mannes. Seine Uniform funkelte und blitzte, da war kein Zweifel: es war der Herr Rittmeister selber, der hier, anstatt mit seinen Kameraden Punsch zu trinken, unter den Kleinen saß und ihnen den Katechismus abfrug!

Und daß ihn Klärchens Weihnachtslied so in Anspruch nimmt, daß er über den einfachen Verschen den Eintritt einer Gräfin Ellas nicht bemerkt! Was ist das nur eigentlich für ein Mensch? Stellt er sich nur so alltäglich ruhig? Gibt es denn nichts in der Welt, wodurch man ihn um seine Fassung bringen könnte? Gräfin Ellas glaubt, das Wort zu kennen, welches die unerschütterliche Ruhe zu Falle bringt, — man versuche nur!

Die Kinder machten, halb erschrocken, den Onkel auf die fremde Tante aufmerksam. Er wandte den Kopf, dann erhob er sich und verneigte sich. „Große Geister finden sich,“ sagte die Gräfin in unbefangenem Ton und mit lächelnder Miene. Sie setzte sich ohne weiteres auf einen Holzschemel und zog Lenchen an sich heran, sie küssend. „Ich komme direkt von draußen herein,“ sagte sie, „ich war auf dem Weihnachtsmarkt, wo so viele arme Kinder um die Buden voller Pferde, Trommeln, Pfeifen und Kuchen sich drängen und nichts haben, um sich etwas zu kaufen. Denen gab ich Geld. Ihr hättet die Freude sehen sollen, mir aber war es eine noch viel größere Freude.“ Wer hätte wohl dem Zauber dieser Stimme widerstanden? In einem Nu war die Gräfin umringt. „Sahst Du auch den Weihnachtsmann?“ forschte Lottchen. „Ja, er zeigte mir die ärmsten und traurigsten Kinder, denen schenkte ich am meisten.“ Die Gräfin stützte den Kopf in die Hand und blickte mit ihren großen,

sanftleuchtenden Augen zu Adlerstein hin. „Ja, ich kam hierher," sagte sie mit einem Seufzer, „ein Weihnachtsabend ohne Kinder, — unmöglich! Ich sehe, das fühlen auch Sie!" — „Ja," erwiderte er lakonisch. — „Bei Lettows ist es vollends nicht zum Aushalten," fuhr sie fort, „man kommt sich so unendlich überflüssig vor." — „Frau Gräfin sollten den heutigen Abend beim Obersten zubringen. Dort wird es sehr fröhlich sein," sagte Adlerstein gelassen. — „Ich werde auch hinfahren," antwortete sie leichthin, „denn wie gesagt, mit Georg und Leona ist nichts anzufangen. Leona hat sich plötzlich vorgenommen, eine Musterfrau zu werden. Sie lebt nur noch für ihren Georg. Sie wissen, er hat sich heftig erkältet, weil er nach seiner Verletzung zu früh wieder Dienst that. Nun muß er neuerdings das Zimmer hüten. Und ein liebenswürdiger Patient ist mein Vetter nicht, wie Sie sich denken können! Leona aber nimmt es mit jeder Stimmung auf, kocht ihm seine Lieblingsspeisen selber und denkt an nichts, als wie sie ihren Georg amüsieren könne! So unberechenbar kapriziös sind wir Frauen." — „Das nennen Frau Gräfin eine Kaprice?" frug Herr von Adlerstein ironisch. — „Ja, denn wer in aller Welt hätte das erwarten können! Sehen Sie wohl," sie sprach harmlos weiter, aber sah ihn unverwandt an, „ich kenne meinen Vetter. Er ist im Grunde ein roher Mensch. Er ist blasiert und nimmt für gewöhnlich eine Miene an, als sei er über jegliches Gefühl erhaben, aber mit dem Moment, wo man ihm ernstlich entgegentritt, verwandelt er sich in einen Wüterich; nebenbei ist er vergnügungssüchtig, ohne jegliche tiefere Bildung, ohne alles religiöse Bewußtsein, ohne ein Interesse, welches sich über den Sport und den Weinkeller erhöbe . . ."

Die Gräfin hielt inne. Adlerstein blickte sie verwundert an. Wenn er nicht wußte, was diese Charakteristik zu sagen habe, so erfuhr er es bald. „Und dieser Mensch gewinnt Leonas Liebe! Dieser Mensch sticht zuletzt jeden andern aus." — „Ich muß Lettow in Schutz nehmen," sagte Adlerstein; „er verdient eine so harte Beurteilung nicht. Er muß inneren Fond und Gemüt haben, sonst könnte seine Gemahlin ihn nicht lieben." — „Sie kennen Leona, nicht wahr? Sie waren immer ihr Freund." Er verneigte sich leicht. „Eine Freundschaft," sagte er lächelnd, „die aus der Zeit datiert, als Fräulein von Werther auch noch mit Puppen spielte"; er legte seine Hand auf Klärchens Schulter, „ich war stets ein Kin-

derfreund. Die Kinder im Wertherschen Hause waren sehr liebenswürdig. Ich habe dort manche Stunde, wie hier, verbracht. Die Gräfin sah ihn umsonst an. So weise wie vorher, erhob sie sich, streifte ihre feinen Handschuhe an und schickte sich an, fortzugehen. Herr von Adlerstein öffnete ihr den Schlag des Lettowschen Wagens, sie fuhr zur Obristin. Er aber kehrte zu seinen kleinen Freunden zurück und half der Bonne, die weißen Schürzen umbinden. Die Kinder waren voll Jubel. Papa hatte gerufen! Der joviale Major nahm seinen Freund am Arm und zog ihn mit in die Stube, wo ein heller Lichterbaum leuchtete, Tische voll bunter Spielsachen flimmerten und die Mama mit ihrem sanften Lächeln alle empfing. Auf einem Nebentisch war eine Ananasbowle aufgestellt, vom Kranze eisglitzernder Gläser umstanden. „Donnerwetter!" sagte der Major. — „Papa, das schenkt Dir Mama! Das schenkt Dir Mama!" schrie der Kinderchor, indessen der Major seine Frau küßte, den Deckel abhob und lachend sagte: „Komm, Adlerstein! Sahst Du je solch eine Frau? Nicht nur, daß sie mir einen Bowlennapf schenkt, so groß, daß das ganze Regiment darin ertrinken könnte, sie füllt diesen gläsernen Kübel auch mit dem guten Trank, so daß man gleich was davon hat! Setze Dich, Mietzchen, hierher, neben mich. Die Kinder werden schon allein fertig! So, und Du, Adlerstein, dorthin, und nun laßt uns genießen."

Und sie genossen sehr gemütlich. Es war eine sehr glückliche Familie und Adlerstein war hier mehr als Hausfreund, er gehörte mit dazu. „Lieber Mensch," sagte der Major, ihn auf die Schulter klopfend, „im Ernst gesprochen, wann wirst Du uns einmal einladen, Deine Kinder unter dem Lichterbaum tanzen zu sehen?" — „Schwerlich jemals," war die ruhige Erwiderung, „ich habe mehr Geschick dazu, mich in die Rolle eines Onkels zu finden, als in die eines Familienvaters." — „Ach, das sind Redensarten! Nicht wahr, Marie, wir haben nun lange genug Geduld mit ihm gehabt. Er muß heiraten." — „Gewiß, gewiß!" rief Frau von Schwartz eifrig und lächelnd, „wenn ich aber nachdenke, fällt mir keine ein, die zu Ihnen paßte." — „Gerade so geht es mir auch," versetzte Adlerstein. — „Ausgenommen," fuhr die Majorin nachsinnend fort, „ausgenommen Eine, die ich aber nur vom Hörensagen kenne. Waren Sie denn nicht zugegen, als Frau von Lettow uns die Gräfin Rhede beschrieb. Ich dachte gleich bei mir: das wäre eine Frau für Sie.

Ein sanftes Mädchen von anschmiegendem Charakter, schüchtern, kindlich, leicht zu leiten" — „Ha! ha!" lachte der Major, „Du faßt ihn von der Seite des „Kinderfreundes". Herr von Adlerstein lachte mit. „Allerdings, gnädige Frau, soviel wie ich bisher von Komtesse Rhede hörte, könnte ich mich mit meiner Frage ebensogut an Klärchen wenden." — „Oh, Gräfin Rhede ist eine erwachsene junge Dame," versetzte die Majorin eifrig, „nur von ihrem Charakter rede ich. Eine sanfte, kindliche Frau, anders kann ich mir Ihre Frau nicht vorstellen." — „Nun, wenn wir das Wort „kindlich" streichen, so ist die sanfteste Frau, die mir bisher vorgekommen, die Gräfin Ellas," sagte der Major. — „Aber lieber Mann!" — „Aber natürlich, meine Liebe, sie ist der Inbegriff der Weiblichkeit, ... aber allerdings, eine so schöne Frau zu haben, muß, zum mindesten gesagt, ungemütlich sein. Marie, Du bist mir lieber!" und der ehrliche Major klopfte seiner Frau auf die Schulter.

Während die Freunde so eifrig seine Zukunft besprachen, blickte der, um den sich's handelte, gedankenverloren in die lichtfunkelnden Tannenzweige. Einer jener wenigen Momente seines Lebens, in denen der ernste, ruhige Mann einem goldenen Traumbild gestattete, an seiner Seele vorüberzuziehen! Vielleicht dachte er daran, daß es schön sein müßte, wäre sein Leben ausgefüllt durch die Gestalten, welche durch die grünen, blitzenden Zweige zu ihm herablächelten. Waren das wirklich nur Nebelbilder, Phantasiegemälde, diese blonden Lockenköpfchen mit den großen, lachenden Samtaugen, den süßen, schelmischen Lippen, den weißen Armen, die sich ihm entgegen streckten? Seltsam, sie hatten alle ein und dasselbe Gesicht, rosige Gesichter, deren Schönheit man über dem Ausdruck vergaß! Und er sagte sich, daß vielleicht eine Zeit kommen werde, wo er diese lachenden Engelsköpfchen sehen wird. Vielleicht auch unter dem Weihnachtsbaum, vielleicht sitzen die Eltern dieser holden Geschöpfchen auch daneben, und er, als guter Freund, als „Onkel" nimmt Teil an dem Jubel. Aber sein Haus stand leer und niemand zündete ihm den Christbaum an.

„Unser lieber Freund überlegt sich unsere Vorschläge," sagte die Majorin scherzend. Adlerstein hob den kleinen Hans, welcher einer Trompete jammervolle Töne entlockte, auf seine Knie. „Er überlegte sich vielmehr, daß es viel weiser ist, „der Hausfreund" zu bleiben," sagte er; „was meinst Du, Hans, soll ich fortgehen

und eine fremde Tante heiraten?" — „Nein!" schrie der ganze Chor, „das darfst Du nie!"

Im großen Salon der Obristenwohnung brannte ein „regimentaler Baum", auf dessen Zweigen zinnerne Husaren ritten, in hohen Bärenmützen die Lichterchen tragend. Die Obristin hatte am Nachmittag vollauf damit zu thun gehabt, unter den Zweigen dieses Baumes sämtlichen Kindern der Wachtmeister und Unteroffiziere zu bescheren. Sie war im ganzen nicht gerade eine „Kinderfreundin", wie ihre eigenen Kinder erfahren hatten, — erwachsene Leute waren ihr lieber. Aber die Kinder des Regiments, das verstand sich von selbst, die waren was ganz anderes! Da brauchte sich keines zu beklagen. Adlerstein fand, als er um neun hinüberging, alle Offiziere, die nicht auf Urlaub waren, um eine Bowle versammelt. Es waren nicht viel Damen zugegen, aber wer frug denn nach vielen, wenn Gräfin Ellas da war? Sie saß neben der Obristin, welche längst wieder von ihrem Zauber eingenommen, darauf schwur, Gräfin Ellas sei die liebenswürdigste und harmloseste Frau von der Welt, und wenn sie den Husaren die Köpfe verdrehe, — sei dies deren Schuld! Sie versuchte, dies Adlerstein klar zu machen. Die Gräfin hatte sich auf allgemeines Bitten bereden lassen, zum Flügel zu gehen und ein Lied zu singen. Sie wählte, zur großen Befriedigung der Obristin: „O Sanctissima," ihre Zuhörer hätten auch eine Litanei aus ihrem Munde „reizend" gefunden.

„Ja, lieber Adlerstein," sagte die Obristin lebhaft flüsternd, „es geht bergauf, dem Himmel sei Dank! Ich sehe besseren Zeiten entgegen. Waren Sie auf der Soiree bei Lettows neulich?" Adlerstein verneinte. Die Mutter des Regiments klopfte ihm auf die Schulter. „Können hinfüro ruhig hingehen, mein Freund. Ich sage Ihnen, Frau von Marford hat mir erzählt, es sei scharmant gewesen, ganz ein neuer Ton. Würdig und ungezwungen." — „Ich ging stets hin, wenn ich geladen wurde." — „Dann ist es diesmal recht schlecht von Leona, daß sie Sie nicht einlud. Sie hätten meine Leona bewundern müssen." Mit welchem Stolz die glückliche Mutter: „meine Leona" sagte! „Und Gräfin Gisela ist ein Engel," fuhr die Obristin fort, „sie hat Leona unterstützt. Ich lasse nichts mehr auf sie kommen. Nur einer macht mir Sorge, das ist Malthus. Der Junge ist mir zu musterhaft. Pst ... lächeln Sie nicht, er ist aber wirklich zu musterhaft. Er ist ein vortrefflicher Mensch geworden,

aber er ist kein Husar mehr. Es fehlt ihm die Lebenslust." — „Die wird er schon wieder erlangen. Er hat einen Kummer, das sehe ich auch. Aber es ist ein edler Schmerz; denn derselbe macht ihn männlich." — „Damit soll ich mich trösten?" lachte die Obristin, „hat Ihr Adlerauge nicht auch gesehen, welcher Art dieser Kummer ist und ob ich demselben abhelfen kann?" Adlerstein schwieg. „Sie sind der diskreteste Mensch von der Welt. Sie bewahren sogar Geheimnisse, die Ihnen gar nicht anvertraut wurden!" — „Wer ist dieser diskreteste Mensch?" frug eine heitere Stimme; — Gräfin Ellas glitt wie ein mattblauer Luftstrahl auf das Sofa und setzte sich wieder. „Wer anders, als dieser hier," sagte die Obristin mütterlich, „wissen Sie, Gräfin, mein bester Sohn im Regiment." — „Auf jeden Fall der bescheidenste," sagte die Gräfin, mit der Anmut einer Spanierin über ihren Fächer blickend, „denn Sie haben ihn mit diesen Worten verscheucht." Und ihre großen, nachdenklichen Augen folgten der hohen Gestalt, die so gleichgültig gegen ihr Erscheinen oder Gehen davonschritt.

„Ja, wahrhaftig, es ist an dem. Sehen Sie, seit er in das Regiment kam, er stand als Leutnant bei den Kürassieren in B., hat er mir noch nicht eine Stunde Kummer bereitet. Wissen Sie wohl, was das heißen will? Ich würde es nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre." Die Gräfin nickte lächelnd. „Adlerstein ist ein wirklicher Charakter," fuhr die Obristin fort, „hundertfach bewährt, abgeschlossen, harmonisch. Er läßt sich durch nichts hinreißen; versuche einer, ihn in Leidenschaft zu bringen! Den möchte ich sehen, der mit dieser Kaltblütigkeit fertig würde! Er geht seinen Weg und weiß in jedem Fall, was er zu thun hat. Niemand und nichts kann ihn irre machen, weder der liebste Freund, noch der höchste Gewinn. Und dabei hat er ein Herz wie Gold. Er kann kein Kind weinen sehen, er wird es trösten, er unterstützt mehr Arme, als ich selber weiß." — „Also ein Mustermensch," sagte die Gräfin fein lächelnd. „Ich weiß schon," erwiderte die Obristin, sich behaglich zurücklehnend, „daß junge Damen „Mustermenschen", d. h. schlichte Leute, die praktisch ihres Weges gehen, nicht leiden können, — weiß schon! Weiß schon! Man kann an ihnen keine Eroberungen machen, und das langweilt." — „Oh, bitte!" lächelte die Gräfin, ihr feines Köpfchen anmutig schüttelnd. „Sie werden doch eine alte Frau wie mich nicht mehr unter die jungen Damen rechnen?" — „Sie! Eine alte Frau?"

Die Obristin lachte laut auf, „gehen Sie mir doch mit Redensarten, liebe Gräfin. Ich denke, die Augen meiner Husaren sind ein guter Spiegel, in welchem Sie sehen können, ob Sie eine alte Dame sind oder nicht." — „Ich werde traurig, wenn ich in diesen Spiegel blicke," sagte die Gräfin, plötzlich ernst werdend; „ich lese darin immer nur Beschämendes, ein wenig schwarzes Haar, ein wenig braune Augen genügen, um einen bis dahin vernünftigen Menschen um seine Vernunft zu bringen! Solch ein schwaches Gemächte ist der Herr der Schöpfung im allgemeinen."

„Nun," bemerkte die Obristin, sich gemütlich die Hände reibend, „wenn Sie so philosophische Gedanken dabei haben, so können Sie sich an Adlerstein erfreuen! Wenn zu dem Venus selber käme, nebenbei bemerkt ein ganz despektierliches Frauenzimmer! er sähe sie nicht von der Seite an; aber vielleicht würde er ihr ein warmes Kleid schenken!"

Die gute Obristin! Als ob sie dies einer Gräfin Ellas ungestraft sagen dürfte! Sie brauchte bloß zu wollen, und dieser selbe Mann sagte zu ihr: befiel, wie ich leben, wie ich denken soll. Dann wollte sie wieder fragen: ist er immer noch Dein Stolz? — Nichts leichter als das!

Die Gräfin blickte auf die zinnernen Husaren, welche auf den Zweigen des Regimentsbaumes ritten. Einer der unteren Zweige reichte grün stachlig bis an das Sofa; sie streckte die kleine Hand aus und rührte nur sanft an den Reiter, er verlor die Balance, kippte um und stürzte ihr hübsch artig vor die Füße, aber an eins hatte die schöne Spielende nicht gedacht: das Lichtchen erfaßte ihr Kleid, die kleine Flamme wuchs empor. Gräfin Ellas war in Gefahr, selber zu verbrennen! Sie starrte einen Moment lang erblassend hin, dann lachte sie auf und nahm mit der größten Ruhe das nächste beste Kissen und erstickte die Flamme. Niemand hatte den ganzen Vorgang bemerkt. Die Gräfin gehörte nicht zu den Damen, die bei jeder Gelegenheit schreien und in Ohnmacht fallen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen! Trotzdem starrte sie mit bleichem Antlitz lange, lange auf den kleinen Zinnsoldaten zu ihren Füßen!

* *
*

Ein anderes Weihnachtsbild! Im Schloß Tannhausen brannte kein Weihnachtsbaum, weder ein von Kindern angestaunter, noch

ein regimentaler. Dicker weißer Schnee lag auf dem Walde und den Dächern. Im Thorweg brannte eine trübe, rötliche Laterne und warf ein unsicheres Licht auf das dunkle Pflaster. Eigentlich war selbst diese Laterne schon ein Luxus, der nicht täglich vorkam; allein Mademoiselle Therese hatte befohlen, den Thorweg zu erleuchten, da der gnädige Herr erwartet wurde. Im Stübchen des Kastellan Martin brannte auch Licht, und der Alte hatte ein Tannenreis über den Spiegel gesteckt; das war aber auch das einzige, was darauf hinwies, daß heute Weihnachten sei. Martin saß grämlich am Ofen; Jakob aber, eine Serviette über dem Arm, beugte sich mit verhaltenem Atem über das schwarzlederne Sofa, auf welchem Gräfin Sibylla's schmächtige Gestalt lag, den Kopf auf der harten Lehne, die Augen geschlossen, die Wangen noch thränennaß.

„Sie hat sich in Schlaf geweint," flüsterte der alte Diener, „daß sich der Himmel erbarm!" Er fuhr plötzlich erschrocken herum, denn die Thür hatte sich leise geöffnet und Mademoiselle Therese schrie: „Martin! seid Ihr taub? Öffnet das Thor. Ich höre Schellengeläut im Walde." Martin humpelte hinaus. Die Französin blieb stehen und betrachtete die Schlafende mit finsteren Blicken. Jakob stand daneben und kratzte sich den Kopf. — „Mamsell, ich fürchte, nächstens haben wir eine Hochzeit, wenn Sie nicht Hilfe schaffen. Meines Komteßchens Schuld ist es dann nicht. Die spricht wachend und schlafend immer nur den einen Namen: Malthus. Das hilft aber dem armen Lamme nichts. Sie darf ihn doch nicht sehen; der Baron erlaubt es nicht. Wenn immer er nach Altstadt fährt, er nimmt sie nicht mit, und dem jungen Herrn fällt es auch nicht ein, herzukommen, was ich schon glauben will, denn Martin sagt, die Rasse sei stolz — oder er *darf* nicht herkommen, der Baron verbietet es ihm. Na, Mamsell, wie wollen Sie da Rat schaffen?" Mademoiselle Therese wandte sich stolz um. „Das kann ich, wenn ich will," sagte sie und wandte sich zum Gehen, als Martin wieder in das kleine Stübchen trat und sagte: „Der gnädige Herr ist gekommen und will sogleich Thee trinken!" — „Ich komme," sagte Mademoiselle kurz.

Eine halbe Stunde später versammelte man sich am Theetisch. Die alte Baronin saß griesgrämiger denn je in ihrem Lehnstuhl, den grünen Schirm über die Augen gezogen. Gräfin Sibylla verhielt sich so still wie stets. Baron St. Alban spielte in Gedanken

versunken mit seinem Brot, nur Mademoiselle hatte ihre Augen überall. Die Baronin jammerte: „Ich hasse diesen Weihnachtstag. Es ist der privilegierte Betteltag für alle Leute, die das Jahr über gefaulenzt haben. Jeder Ziegelstreicher glaubt heute ein Anrecht auf ein Weihnachtsgeschenk zu haben. Ich werde nächstens auch betteln müssen, wenn das so fortgeht. A propos, da war heute der Intendant bei mir und sprach mir von einem Verbesserungsplan, den Du gemacht hättest. Bist Du toll, Lothar? In letzter Zeit höre ich von nichts als von Verbesserungen. Das verbitte ich mir. Ich bin ganz einverstanden damit, daß Du Deine Passion für das teure Reisen endlich aufgegeben hast und hier bleibst, um dem Diebsgesindel, das von unserem Gelde fett wird, auf die Finger zu sehen, aber Verbesserungen, das heißt das Geld zum Fenster hinauswerfen. Das ist unser unterschriebener Bankerott." — „Ich muß thun, was nötig ist, um Tannhausen aus seinem jetzigen Zustand zu heben," sagte Baron St. Alban. — „Du mußt nichts thun. Erlaube mir zu beurteilen, was nötig und was einträglich ist," sagte die Baronin hastig. „Ich bin in Geldgeschäften erfahrener als Du. Warst Du heute in Friedrichshof, beim Intendanten?" — „Nein." — „Wo warst Du dann?" frug die Baronin mißtrauisch, „doch nicht schon wieder in Altstadt? Sage mir nur, was Du dort für Geschäfte hast!" — „Ich hole mir Rat wegen meiner Verbesserungspläne." — „Rat! Den hole Dir bei mir, da kannst Du es ohne Kosten haben!" zürnte seine Mutter. Sie hob ihren Augenschirm in die Höhe und sah ihn scharf an, „und von wem holst Du Dir denn Rat?"

Baron St. Alban zuckte die Achseln. „Du kennst ja dort niemand, Mutter. Es ist indessen möglich, daß mich im Laufe des Winters jemand besucht, den ich Dich bitte, gütig zu empfangen." — „Jemand? Jemand? Wer?" — „Rittmeister von Adlerstein." — „Der Besitzer von Varnheim?" — „Ja." — „Ist das ein junger Mann?" — „Ja." — „Er soll nicht über meine Schwelle!" — „Aber was hast Du gegen ihn?" frug der Baron erstaunt. — „Gar nichts. Aber ich bin nicht auf Besuch eingerichtet. Ich empfange niemand." — „Nun, so werde ich ihn empfangen. Er kommt in Geschäftssachen und weiß bereits, daß Du niemand empfängst. Er wird vorlieb nehmen."

Nun geriet die Baronin außer sich. „Das geschieht nicht. Unter keiner Bedingung. Es geht keinen Menschen etwas an, wie wir

Tannhausen bewirtschaften. Und was wird Dir denn ein Husarenrittmeister für Rat geben? Das wird was Rechtes sein! Bist Du ganz von Sinnen, daß Du Dich an einen Menschen wendest, der höchstens weiß, wie man einen Pferdestall einrichtet?" — „Frage unsere Beamten, ob Herr von Adlerstein was weiß. Sie alle stellen Varnheim als Muster hin." — „Schließlich ist mir's ganz gleichgültig, ob er was weiß. Nach Tannhausen kommt er nicht." — „Du bist hier im Schlosse die Herrin," sagte der Baron mit melancholischer Ruhe; „ich werde ihn also nicht einladen. Aber ich werde dann nach Varnheim fahren." — „Und hübsch auf den Leim gehen," höhnte die Mutter, „Jakob! pack Er sich einmal aus dem Zimmer, und Du, Sibylla, geh schlafen."

Nachdem diesem Doppelbefehl nachgekommen war, fuhr sie fort, ihr Eulengesicht über den Tisch dem Sohne nähernd: „Lasse Dich doch nicht so an der Nase herumführen! Sage mir, Lothar, wie einfältig Du unter den Indianern und Kaffern geblieben bist! Hier sitzt eine reiche Erbin, die vor den Krallen der goldgierigen Thunichtgute behütet wird. Nun sagt Dir ein Husarenrittmeister, er wolle sich die Herrschaft dieser Erbin einmal in der Nähe besehen . . . und Du glaubst, er thue das, um Dir guten Rat zu geben! Ha! Ha! Ha!" Den Baron hielt seine spanische Grandezza von jeder Erwiderung zurück. Er zuckte nur die Achseln. Die alte Baronin aber stürmte mit einem Wortschwall auf ihn ein, auf niemand zu hören als auf sie allein, und keinem Menschen zu trauen als ihr, wenn er sie nicht in's Grab bringen wolle.

Mademoiselle Therese war während dieses Gespräches leise hinausgegangen, das Schlüsselbund in der Hand, bis vor die Thüre der Speisekammer. Hier aber blieb sie stehen und studierte anscheinend mit dem größten Interesse die Fliesen des Bodens. Aus der halboffenen Küchenthür aber drang Lichtschimmer und das Geschnatter der um ihr Abendbrot versammelten Domestiken. Der Kutscher war noch ganz durchfroren von der Fahrt. Grete, die Köchin, hatte ihm heißes Wasser mit Branntwein gewürzt, dafür mußte er erzählen, wie draußen in der Welt „Weihnachten" aussieht. „Na ja, ich spannte im „Bären" aus und bin dann so ein wenig herum gegangen. Auf dem Markte brannten Lichterbäume, ich bin mit dem Braun, dem Burschen vom Rittmeister Adlerstein, zusammen gegangen. Der hat mir tüchtig vorgeschwatzt. Am Silvesterabend ist

großer Ball bei Oberst's. Alles maskiert. Das soll eine Pracht werden. Türken und Mohren bunt durcheinander. Und zu essen wird's da geben, — na ich sage nur: wenn unsere Herrschaft auch mal so was thäte." — „Und ich mein'" fiel Jakobs Stimme ein, „unsere alte Gnädige braucht sich gar nicht sonderlich zu vermaskieren, so haben die Leute schon einen heillosen Schrecken, und mein armes Komteßchen, das könnte alleweile als Beitelkind mitgehen." — „Je, wo sind nur all die schönen Kleider hin, mit denen sie aus dem Seebade heimkam!" — „Weg sind sie," sagte Jakob ingrimmig, „verkauft an den Trödeljuden Simon!" — „Nein, Jakob, nein, Ihr irrt Euch," fiel die Köchin ein, „das sagt sie der Mamsell so, aber die Kleider hängen in dem Kleiderschrank der Gnädigen. Das wird die Aussteuer für's Komteßchen, da leg' ich meine Hand in's Feuer."

Allgemeines Gekicher folgte und langes Geflüster, in welchem endlich die Stimme Gretens wieder laut wurde: „Verlaßt Euch drauf, die alte Gnädige fürchtet sich jämmerlich vor der Mamsell, denn wo die hinaus will, das sieht doch jeder. Der Herr Baron aber fürchtet sie ebenso. Da sind nun die Alte und ihr Sohn im Geheimen längst einig, es wird aber alles heimlich betrieben und eines Tages ist Hochzeit, man weiß nicht recht, wie! Da kommt die Gnädige gestern abend spät noch in die Küche, ich denk, 's ist ein Gespenst, und schreie! Grete, spricht sie, kann sein, es heiratet jemand. Wenn ich dann bei Dir einen Kuchen bestelle, so backe ihn in der Nacht und sag' nichts drüber. Ja, so sprach sie, und hat noch gesagt: thu aber nicht zu viel Zucker dran. Könnt Euch drauf verlassen, eines Tages wird in die Kirche gefahren und dann wird uns gesagt, daß wir zur Komtesse „gnädige Frau" zu sagen haben, und das ist alles!" — „Na, vielleicht gibt's doch auch noch Punsch," tröstete der Kutscher. „Will's hoffen, aber haltet reinen Mund," brummte die Köchin, „ich hab' nichts gesagt. Ich denke mir nur was." — „Ich auch," nickte Jakob, „und ich hörte auch was. Neulich sagte der Baron zu seiner Mutter: kann sein, Mutter, ich lasse den Flügel drüben wieder aufmauern und zurecht richten. Na, die alte Gnädige hat dazu genickt!"

„Monsieur le Baron," sagte Mademoiselle am nächsten Tage geschäftsmäßig, „darf ich wohl in diesen Tagen nach Altstadt fahren? Ich habe Einkäufe für die Wirtschaft zu machen." — „Jeden Tag, Mademoiselle," sagte der Baron gleichgültig.

XVIII.

Der Maskenball war im schönsten Gange. Fast erschienen der große Saal des Kasino und die anstoßenden Spielzimmer zu eng für die durcheinander wogende Menge der bunten Gestalten, welche sich in ihrem verschiedenartigsten Farbenglanz malerisch genug ausnahmen. Hier wandelte eine polnische Bäuerin in blauen Strümpfen, blau bekantetem Rock und reich mit Gold gesticktem Mieder, die lange Haarflechte über den Rücken hängend, am Arm eines spanischen Granden in schwarzer Samtkleidung mit orangedurchbrochenen Puffen. Hier unterhielt sich ein Mohrenkönig, in grellsten Farben prangend, einen mächtigen Turban auf der Wollperrücke, mit einer Schneekönigin, deren eisglänzender Schleier mit Mispelblättern besäet war. Hier forderte Wilhelm Tell mit kühner Achtlosigkeit des Rangunterschiedes eine Maria Stuart zum Tanze auf, und sie ließ sichs gefallen. Hier tanzte ein Kesselflicker, braun, lumpig, mit flatternden Rabenhaaren, einen zersprungenen Kessel und einige Mausefallen auf dem Rücken, einen munteren Reigen mit einer hochgebauschten, funkelnden Maria Antoinette, deren blonde Locken über das duftige Spitzenfichu fielen. Überall herrschten muntere Laune, Neckreden, Gelächter und inquisitorische Fragen.

Vor allem zog eine weibliche Maske die Aufmerksamkeit auf sich. Niemand konnte zweifeln, wer sich unter der spitzenbesetzten Halbmaske berge. Die Augen, welche aus den mandelförmigen Öffnungen in so eigenartigem Glanz leuchteten, verrieten sie. Die unvergleichliche Gestalt kannte ebenfalls jeder. Ein goldener Schuppenpanzer umschloß die Taille, bei jeder Bewegung auffunkelnd. Das stahlblau glänzende Gewand, zu langer, schmaler Schleppe auslaufend, fiel enganschmiegend herab, knisterte und rauschte und glich metallisch leuchtendem Rabengefieder oder — einer schillernden Schlangenhaut. Es bestand aus einem Gewebe zahlloser, winziger, glitzernder Ringe. Um die feinen Oberarme schmiegten sich breite Brasseletts, goldschuppige Schlangen mit Brillantaugen, welche ihre eigenen Schwänze verschlangen. Von dem Haupte wallte ein dunkler, mit Brillanten besäeter Schleier herab, den oben eine kleine Krone zusammenraffte. Was sollte diese Tracht vorstellen? Darüber zerbrach sich niemand den Kopf. Die Bewunderung ließ keinen Raum für die Verwunderung.

Nicht weit von der Dame im goldenen Schuppenpanzer stand ein Tempelritter in weißem, wallendem Mantel und blickte schweigend auf den nicht enden wollenden Kreis, der sich stets erneut um die schönste Maske bildete. Vom Yankee bis zum Mohrenkönig war jeder einmal wenigstens huldigend genaht. Europa, Asien, Afrika und Amerika lagen zu Füßen der Zauberin! So wie die Musik wieder begann, wandte sich der Templer um und blickte auf eine Tirolerin in der Nähe. Er ging auf diese zu und engagierte sie. Darauf tanzten sie, bis die Klänge des Walzers verrauschten. Die Tirolerin, die einen grünen, kecken Hut mit Hahnenfeder trug, knixte und frug leise lachend: „Und Sie kennen mich nicht?"

Der Tempelritter mußte zugeben, daß er sie nicht kenne. „Sehr schmeichelhaft!" lachte die Tirolerin und verschwand im Gewühl. Der Templer aber wandte sich zu einer Ungarin und tanzte mit dieser. „Viel Ehre, mein Herr!" scherzte auch diese, „wer bin ich?" — „Ich bedauere, darüber in Unkenntnis zu sein," versetzte der Tempelritter und wählte sodann ein Vergißmeinnicht, welches ungemein üppig blühte und ganz gegen die Gewohnheit dieser bescheidenen Pflanze Ranken getrieben hatte, die über den Rücken herabfielen und auf dem bläulichen Gewässer der Robe zu schwimmen schienen. Das Vergißmeinnicht war sentimental. „Eine Ahnung sagt mir, wer Sie sind, edler Ritter," flüsterte es. Dem Templer flüsterte auch nicht die leiseste Ahnung ein Ähnliches zu! Das war wirklich beschämend! Hiernach engagierte er eine dunkelgekleidete Gestalt, welche eine Judith vorstellen wollte und ihm während des Tanzens sagte: „Der Templer und die Jüdin, als ob wir uns verabredet hätten! Nun, spielen wir nicht Versteck mit einander!" — „Ich weiß in der That nicht" — „Was? Sie kennen mich nicht?" die Jüdin blickte ihn mit ein paar lebhaften Augen an, „mich, — mich kennen Sie nicht? Das ist ja förmlich beleidigend! Daran hätte ich Sie schon erkannt! Sie geben sich nicht einmal die Mühe zu lügen, sie kennten mich!"

Und die Judith ging lachend davon. Die Musik schmetterte weiter. Der Tempelritter stand einen Augenblick nachdenkend. Er schien sich selbst darüber zu wundern, daß er von den vielen glänzenden Mädchenaugen, die ihm heute schon entgegenlachten, auch nicht ein Paar erkannt hatte! — Er wandte sich jetzt zu einer Rokokodame mit weiß gepudertem Haar, glänzender, gebauschter At-

lasrobe und hohen Schuhen. Auch diese Dame kannte ihn bereits und spottete unmutig: „Wissen Sie, daß man sich schon sagt, Sie hätten wenig Glück im Raten? Wer bin ich?" — „Das weiß ich nicht." — „Sehen Sie doch meine Augen an," lachte die Rokokodame, „sie sind, einfach gesagt, grün! In Altstadt, und ich bin eine Altstädterin! gibt es unter Ihren Bekanntinnen nur eine Dame mit grünen Augen — moi! — Nun, mein Herr?" — „Ich kenne keine!" Die Dame lachte hell auf. „Sie bemerkten bloß nicht," sagte sie, „vergangenen Winter tanzten wir hier, in diesem selben Saal eine Polka zusammen, dann eine Française!" und schlüpfte kichernd fort. Dem Tempelritter mochte nun schon der Name einfallen. Aber ob sie grüne oder graue Augen gehabt habe, das wußte er nicht. Er drehte sich um und ging auf die Nächstbeste zu. Es war dies eine Griechin von überaus anmutiger Gestalt. Sie neigte ein wenig das Haupt, das von einem duftig weißen Schleier turbanartig umwunden war; — sie sagte nichts und blieb gesenkten Antlitzes neben ihm stehen, ringsumher wirbelten die Paare bei den Klängen der Musik. Doch der Arm des Tempelritters sank in dem Augenblick, wo er die feine Gestalt der Griechin berührte, jäh herab; — der Templer fuhr zusammen; die Griechin senkte das Haupt noch tiefer. Wie auf schweigendes Übereinkommen gingen sie auseinander und tanzten nicht. Niemand frug: wer bist Du?

Der Tempelritter verließ den Saal und ging in ein anstoßendes Zimmer, wo er sich in einen Fauteuil warf und eine Zeitung zur Hand nahm. Die Griechin aber glitt ebenfalls aus dem Wirbel der tanzenden Paare bis zu dem halb versteckten Diwan, auf dem die Dame im Schuppenpanzer ruhte und ihren Fächer langsam hin und her bewegte. „Tanzmüde?" frug sie, der Kommenden die Hand entgegenstreckend. — „Ja, ich tanze nicht mehr." — „Dann komme her und teile mit mir dies Versteck. Ich habe mich hierher geflüchtet. Mein Pariser Kostüm scheint mehr zu sein, als die Altstädter vertragen können." — „Und mit Recht, Schlangenkönigin, denn Sie sind heute im Besitz all Ihrer Zauberkräfte," sagte, herzutretend, ein Tscherkesse, der ein ganzes Waffenarsenal auf der Brust trug. Er setzte sich neben die Panzerdame, ohne erst sonderlich um Erlaubnis zu bitten. Die Schlangenkönigin wandte ihm ihr verlarvtes Antlitz zu und drohte mit dem Finger. „Solche Komplimente machen Sie in Gegenwart Ihrer Frau?" — „Meiner Frau ist das

außerordentlich gleichgültig," war die ziemlich bittere Erwiderung. Die Schlangenkönigin lachte hell auf. „Stille! Verraten Sie sich doch nicht so! Sie sind ja in einer ganz entsetzlichen Stimmung, wollen Sie uns allen der Reihe nach diese Dolche in's Herz stoßen?"

„Sie haben sich dagegen verwahrt," sagte der Tscherkesse, „wenn aber trotzdem ein Mörder das Stück wagte, würde sein Dolch kein Herz finden!" — „Oh bitte!" lachte die glänzende Frau, „es fand bloß bisher niemand den Mut, dies Herz zu suchen." — „Wollen Sie heute in einem unseligen Sterblichen diesen Mut wecken? Es ist stets etwas Großes im Gange, wenn sich die Schlange in ihrer wahren Gestalt zeigt. Ich sah Sie bisher bloß einmal so. Bis zu dem Augenblick war ich ein blöder Junge gewesen, der mit offnem Munde durchs Leben ging, — von da an wurde ich ein Teufelsbraten."

Die blauglänzende Dame lachte hell auf. „Daß ich das nur erfahre! Wie nett! Und alles bloß um dieses goldenen Kürasses willen?" — „Um der guten Lehren willen, die mir die Dame im Küraß gab. Sie machte mich weise und verrückt zu gleicher Zeit." — „Das ist reizend!" sagte die Dame unbefangen, „nun, mit wem denken Sie wohl, habe ich heute so gute Absichten?"

Der Tscherkesse sah sich um. Der weiße Schleierturban seiner Frau schimmerte durch die blühenden Oleander. Sie unterhielt sich mit einer Klosterfrau. Der Tscherkesse sagte unerschrocken, in die goldfunkelnden Augen neben sich blickend: „Mit Einem, der bis heute noch nicht in Ihr Gefolge gehörte, Komtesse." Es ging wie ein Schatten über die leuchtenden Augensterne, — sie wurden schwarz. Doch die Stimme blieb scherzend: „Aber wie unhöflich! Als ob es von irgend jemandes Willen abhinge, ob er in mein Gefolge gehören will oder nicht!" — „Weshalb denn," frug der Tscherkesse spottend, „haben Sie jenen armen Ritter so beharrlich zur — Gleichgültigkeit gezwungen?" — „Weil — er mich langweilte," war die leichte Erwiderung. — „Und wann werden Sie es der Mühe wert halten, ihm zu sagen: bete mich an?" — „Wenn mir beliebt. Geschieht Ihnen ein Gefallen damit, daß ich es thue," sie lachte, „so will ich Ihnen diesen Gefallen thun. Ich werde ihn „unschädlich" machen." — „Ich bin ein ziemlich kaltblütiger Kerl," sagte der Tscherkesse, „aber wenn ich Sie das Todesurteil über einen Menschen aussprechen höre, Kousine, geht selbst durch meine Seele ein frommer Schauder." — „Adio," lachte die Schlangenkönigin, sich

erhebend, „ich gehe, das Todesurteil zu vollziehen, vielleicht macht es Ihrer Frau Vergnügen, der Hinrichtung zuzusehen!“

Sie schritt auf die Griechin zu, schob ihre Hand in deren Arm und führte sie mit sich fort. Der Tscherkesse sprang plötzlich auf und folgte ihr in einiger Entfernung. „Wohin führst Du mich?“ frug die Griechin. — „Ich suche Einsamkeit,“ versetzte die andere, „komme mit mir in das anstoßende Zimmer . . . ich danke, meine Herren, ich bin ermüdet, erlauben Sie mir, mich ein wenig zurück zu ziehen!“

Sie scheuchte mit einer hoheitsvollen Handbewegung die sich heran drängenden Masken zurück und wollte in das Zimmer treten, allein eine kichernde Mädchengruppe sperrte hier den Weg. „Köstlich, naiv!“ rief eine Tirolerin lachend, „das nennt man offen zur Schau getragene Neugierde!“

In der Mitte der jungen Damen stand eine schwarzgekleidete, zierliche Frauengestalt, maskiert und zum Überfluß noch in einen schwarzen Schleier gehüllt. Etwas in Gestalt und Haltung erschien der Griechin bekannt. „Meine Damen,“ wandte sich die Schwarzgekleidete mit seltsam vibrierender und doch entschlossener Stimme zu den Herantretenden, „ich suche Baron von der Tanne — Malthus,“ fügte sie hinzu, „er ist in polnischem Kostüm blau und silber, — ich kann ihn nicht finden.“ — „Ist das nicht herrlich?“ rief der Chor, „nun erfahren wir also, daß der Stolz des Regiments in polnischem Nationalkostüm erschien!“ — „Ein so bitterer Ernst, wie in dieser Stimme liegt, läßt auf tragische Gefühle schließen!“ — „Vielleicht kommt er, wenn Sie Malthus rufen.“ — „Sie müssen sich irren,“ sagte eine Flora, welche ein riesiges Füllhorn mit Hyazinthen an der Seite hängen hatte, „ich habe noch keinen Polen in blau und silber hier bemerkt.“

Die Schwarzgekleidete machte eine ungeduldige Bewegung und drängte sich durch die Gesellschaft.

Die beiden Damen traten nun in das Nebenzimmer. Hier brannte eine Hängelampe über einem vom Fauteuil umgebenen Tisch. An diesem Tisch saß der Tempelritter. Das leise Rasseln des goldenen Kürasses veranlaßte ihn, sich zu erheben. Die goldleuchtende Erscheinung, zart und fein wie ein Sonnenstrahl, stand vor ihm und die melodische Stimme sagte: „Wie ich sehe, sind auch Sie des Tanzens überdrüssig; da finden wir einen Gesinnungsgenossen,

dem es widerstrebt, mit dem Narren in's neue Jahr zu pirouettieren!" Sie setzte sich und nahm ihre schwarze Maske ab, dieselbe gleichgültig auf den Tisch legend. „Die Thorheiten des Fasching stehen Ihnen schlecht, Herr Rittmeister," sagte die schöne Frau, „folgen Sie meinem Beispiel und legen Sie die Maske ab." Er that es ruhig. Die Gräfin wandte sich zur Seite und löste wie im Spiel mit leichter Handbewegung die schwarze Larve vom Gesicht der Griechin. „Sehen wir uns offen in die Augen," sagte sie heiter, indessen die Griechin sich zurücklehnte und ihren Fächer studierte, ohne sich an der Unterhaltung zu beteiligen. „Darf ich den Damen eine Erfrischung bringen," frug der Templer höflich. „Ich bitte um ein Glas Eis," sagte die Griechin, „ich danke für alles," sagte die Gräfin.

Der Tempelritter brachte das Eis, stellte es auf den Tisch und die Gräfin begann: „Setzen Sie sich, Herr von Adlerstein, und erklären Sie mir doch, weshalb Sie so melancholisch aussehen." — „Vielleicht können Frau Gräfin mir das besser sagen als ich," erwiderte er lächelnd, „ich weiß noch nicht einmal, daß es der Fall ist." Die Gräfin lachte heiter. „Sie haben recht, ich kann es auch! Zeigen Sie mir doch Ihre Hand, ich möchte für mein Leben gern einen Blick hineinwerfen. Ich bin ein wenig Wahrsagerin. Auf einer Reise durch Kastilien lehrte mich eine alte braune Hexe ihre Kunst. Heute ist Silvesterabend, eine besonders gute Stunde .... nun, fürchten Sie sich nicht?" frug sie mit schelmischem Lächeln, als er ihr ohne weiteres seine Hand hinhielt, „ich werde Ihnen Ihre Geheimnisse herunterlesen, wie ein Primaner den Horaz!" — „Es wird mir großes Vergnügen bereiten, denn da erfahre ich selbst bei dieser Gelegenheit etwas davon!" — „Ah! — So kaltblütig?" scherzte sie, „nun sehen wir. Sie haben vor allen Dingen eine sehr schöne Hand und das ist nicht unwesentlich. Aber, was in dieser Hand steht?" — „Nun, lesen Sie ab!" sagte der Templer lächelnd. — „Sehen Sie diese Linie? Das ist die Vergangenheit ..." — „Und was hat die Vergangenheit mit der Wahrsagerei zu thun?" frug der Tempelritter sarkastisch. — „Ich lese in Ihrer Hand beides: Vergangenheit und Zukunft; die Vergangenheit behalte ich für mich, die Zukunft teile ich Ihnen mit." — „Oh, bitte, ich höre auch die Vergangenheit mit an," sagte er ruhig. — „Blicken Sie her, diese Linie bedeutet: verratene Liebe!" Die Gräfin hielt an und blickte

ihn forschend an. Er zuckte leicht die Achseln. „Das muß einer Vergangenheit angehören, deren ich mich nicht mehr erinnern kann," sagte der Templer, „sonst würde ich einfach sagen: das ist nicht wahr!" — „Ihre Hand lügt nicht. Sehen Sie weiter, was ich hier ablese: Viel Leid haben Sie schon erfahren, und ein heißes Herz schlägt unter ruhiger Außenseite. Das kommende Jahr wird Ihnen ein Zauberland öffnen. Wenn Sie dasselbe fliehen, so wird es Ihr Verderben, treten Sie durch das goldene Thor, so finden Sie das Glück!" — „Frau von Lettow, ich hoffe auf Ihre Hilfe beim Erraten dieser Zauberformel," sagte der Tempelritter, sich zur Griechin wendend, welche ruhig erwiderte: „Ich vermute, die Zukunft wird die Lösung bringen." — „Weise geantwortet wie ein Orakel," lachte die Gräfin; „nun, Herr von Adlerstein, wenn die Zukunft den Moment bringt, was werden Sie wohl wählen, die Flucht vor dem Zauber oder die Unterwerfung?" — „Für mich gibt es keinen Zauber." — „Ach wie ernsthaft Sie reden! Warten Sie es doch ab, so spricht nur der, welcher den Zauber noch nicht kennt, doch genug hiervon. Reden wir doch nicht so leichthin von dem, was das nächste Jahr bringen kann."

Und sie versank in Nachdenken. Der neckende Übermut verschwand völlig aus ihren Zügen und machte einer zaubervollen Melancholie Platz. Als sie fühlte, daß der Blick des Tempelritters auf ihr ruhte, griff sie nach der schwarzen Atlaslarve und band dieselbe wieder vor. „Wie angenehm sind diese Masken, die sich so ohne Mühe tragen lassen und uns gestatten, unter ihnen unser wahres Gesicht zu behalten," sagte sie mit einem Seufzer, „man gewöhnt sich förmlich daran und vergißt sich dann, wenn man sie ablegt. Und wir tragen doch alle Masken, um unser unzufriedenes Herz zu verbergen, dieses friedlose Herz, welches im ganzen Weltall umherblickt, um den Mittelpunkt zu finden, der den Weltkreis hält! Was ist dieser Mittelpunkt? Schon viele frug ich, aber noch niemand erteilte mir genügende Antwort. Die Religion! sagten die einen. Doch in ihr fand ich Ekstase und Abspannung im Wechsel, aber keine ewige Ruhe! Die Welt! rieten mir andere. Ich reiste nach Paris, an den Kaiserhof, da stand ich mitten in der rauschenden Welt. Doch bald ekelte sie mich an. Lüge ist der Champagnerschaum, sein Anblick ist zauberhaft, aber er zerstiebt in nichts, wie ein Blendwerk der Hölle, wenn man ihn wartend betrachtet. Die

Liebe! sagten mir viele. Ich kenne dieselbe nicht. Ich sehe, daß sie die Menschen zu Narren macht. Vielleicht liegt in diesem Wahnsinn ewige Zufriedenheit? — Unmöglich. Der Wahnsinn verrauscht, er war nichts, ein Phantom, eine Fata Morgana! Ich glaube nicht an die Liebe und ihre gestammelten Worte wecken keinen Widerhall in meinem Herzen. Deswegen spricht man mir ein solches ganz ab! Wo liegt nun aber der Friede, nach dem sich der ruhelose Geist sehnt? Alles kenne ich: Andacht, Begeisterung, Glück, Ekstase,.... aber den Hafen nicht, in welchem Zufriedenheit herrscht. Ist dies nur der Fluch meines Lebens? Nein, ich glaube, daß ich nur in Worte kleiden kann, was alle unbewußt fühlen." Sie schwieg. „Alle, die den Hafen noch nicht fanden," sagte der Templer ernst. „Und Sie?" frug sie leise. „Ich hoffe, daß ich den Hafen fand." „Ah, ich verstehe schon. Das ist bei mir bereits eine überwundene Phase." — „Dann bedauere ich Sie, Gräfin," sagte der Templer gelassen.

Sie blickte einige Minuten schweigend in sein Gesicht, dem der ruhige Ernst so gut stand. Dann erhob sie sich langsam. „Ich beneide Sie!" sagte sie, legte ihre Hand leicht in den Arm der Griechin, die sich ebenfalls erhoben hatte, und sagte seufzend: „Kehren wir in die Gesellschaft zurück, Leona." Der Tempelritter verneigte sich vor den Damen; als er den Kopf hob, traf ihn, halb über die Schulter zurückgewendet, der goldfunkelnde Zauberblick. Diesen Blick ließ sie ihm zurück. Wen sie je so angesehen hatte, war ihr Sklave geworden. In der Thüre stand, wie aus der Erde gestiegen, der Tscherkesse, und Leona, ihre Maske noch in der Hand, sagte freundlich: „Sollten wir nicht nach Hause fahren, Georg? Du bist noch angegriffen." — „Unsinn," murmelte er ärgerlich.

Während des ganzen Balles stand der „Pole", den die geheimnisvolle Schwarzgekleidete so eifrig gesucht hatte, hinter dem Fenstervorhang in diesem selben Zimmer und schien in den Anblick des spärlich beleuchteten Marktplatzes vertieft. Vielleicht studierte er auch die Sterne, welche wir armen Sterblichen bekanntermaßen nie ersehnen sollen, einfach deshalb, weil wir sie nie erreichen werden und über die wir uns doch herzlich freuen sollen! Daß im Zimmer einzelne sprachen, hörte er wohl, ohne darauf zu achten. Er hörte das silberne Rauschen metallener Stoffe und die sanfte, bezaubernde Stimme der Festkönigin, aber er kümmerte sich nicht

darum. Dann hörte er feste Schritte gerade auf das Fenster zu kommen und wandte sich hastig um. „Malthus," sagte Adlersteins Stimme, „hier ist eine Dame, welche Sie zu sprechen wünscht. Es scheint in einer ernstlichen Angelegenheit zu sein. Ich werde dafür sorgen, daß man Sie nicht stört." „Eine Dame?" frug Malthus betroffen. Er sah sich im nächsten Augenblicke einer dunkelgekleideten, verschleierten Frau gegenüber, welche herrisch sagte: „Nehmen Sie die Maske ab. Ich will sehen, daß Sie es wirklich sind." „Nun, das ist eine neue Art Maskenscherz. Werden Sie mir Gleiches mit Gleichem vergelten?" „Ja, so wie ich Sie erkenne. Beeilen Sie sich. Ich bin nicht hier, um Narrenspossen zu treiben. Meine Zeit ist kurz." „Nun, ich gehorche Ihnen!" sagte Malthus.

Die Maske blickte forschend in sein Gesicht. Sie nickte. Dann wand sie sich den Schleier ab und er sah ein schönes Gesicht, dessen Augen aber wild und unstät flackerten, vor sich — er erkannte es. „Beantworten Sie mir eine Frage!" sagte die Dame gebieterisch. „Was würden Sie thun, wenn Komtesse Rhede eine Bettlerin wäre?" Malthus fuhr zusammen. „Eine seltsame Frage!" murmelte er. „Nun, beantworten Sie mir dieselbe." „Mademoiselle" ... „Sprechen Sie, — sprechen Sie," drängte die Dame, „was würden Sie thun, wenn Komtesse Rhede jetzt als Bettlerin vor Ihnen stände?" „Sind Sie etwa vom Baron St. Alban gesandt?" frug Malthus mißtrauisch. „Nein," sagte die Französin kurz, „das nicht. Seien Sie ruhig. Baron St. Alban denkt sehr geringschätzig von Geld und Gut, — aber seinen guten Namen würde er Ihnen doch nicht hingeben." „Ich verstehe nicht," sagte Malthus bestürzt. „Sie werden schon verstehen," versetzte die andere ungeduldig, „erst beantworten Sie mir meine Frage! Würden Sie Komtesse Rhede zur Frau nehmen, wenn sie arm wäre?" „Nur dann!" versetzte er tiefatmend. „Lieben Sie sie so, daß Sie möglichenfalls eine Entführung wagen würden, wüßten Sie sie arm, verlassen, gefangen, gepeinigt?"

Malthus sagte nichts hierauf, aber seine Augen sprühten plötzlich auf in elektrischem Licht und seine Wange glühte. Mademoiselle sagte befriedigend: „gut. — Würden Sie dasselbe auch für die reiche Erbin thun?" fügte sie plötzlich hinzu und sah ihn lauernd an. „Mein Leben steht zu Komtesse Rhede's Diensten, wenn ich sie damit aus einer Gefahr erlösen kann, aber ich werde nie um die Hand der

Erbin betteln!" Auch hierzu sagte die Mademoiselle: „gut". „Was haben Sie mir mitzuteilen?" frug Malthus, nun seinerseits auf der Folter. „Gar nichts, Monsieur, ich habe Ihnen nur etwas abzugeben. Aber," sie hielt inne und sah in's Zimmer zurück, „ich möchte es Ihnen in Gegenwart eines Zeugen abgeben." — „Kann der Herr dies sein, der Sie zu mir führte?" — „Wer ist es?" — „Es ist Herr von Adlerstein." — „Ah . . . Monsieur le Baron's neuer Freund?" frug die Französin schnell, „gut. Er kann es sein. Gehen Sie, rufen Sie ihn."

Der Tempelritter stand in der Thüre und sprach hier in den großen Saal hinein mit einigen Herren. Er folgte Malthus sogleich und vor diesen beiden öffnete Mademoiselle Therese eine kleine, verschlossene Tasche, welche an ihrem Gürtel hing, und zog aus derselben einen vergilbten Brief hervor, versiegelt und mit Adresse versehen. Malthus fuhr heftig zusammen; er kannte diese Handschrift, viele Briefe hatte er unter dem Nachlasse seines Vaters gefunden, welche mit denselben Schriftzügen bedeckt waren! „Lesen Sie die Aufschrift," sagte die Französin befehlend, „und prüfen Sie das Siegel, es ist unverletzt. Kennen Sie die Handschrift?" — „Es ist die Hand des verstorbenen Baron Christoph von der Edeltanne," sagte Adlerstein.

Die Aufschrift des Briefes lautete:

An den Freiherrn

Adalbert von der Edlen Tanne.

Rom, Via — Villa Corona.

Dieses war mit großen, sicheren Buchstaben geschrieben. Quer darüber hin aber stand in zitternder Schrift so, als habe der Schreiber die letzte Kraft seiner versagenden Hand dazu verbraucht:

Mein Testament.

Christoph.

Während Malthus diesen Brief anstarrte, frug Adlerstein die Fremde: „Wie kommen Sie zu diesem Briefe?" — „Ich fand ihn," sagte sie kurz. — „Aber wo?" — „Ich fand ihn in dem Zimmer, welches einst das Arbeitszimmer des alten Freiherrn war. Er lag in einer Spalte der Diele, welche morsch und zerfallen ist. Ich habe ihn sorgfältig getragen, damit der Staub sich nicht verwische. Die eine Ecke stand ein wenig hervor, sie ist fast gelbbraun geworden,

wie Sie sehen — vom Licht. Ich eilte mit meinem Funde zu dem jungen Herrn hier, denn ich mutmaße, daß dies ein Brief ist, der ihn zum Erben von Tannhausen macht." — „Sehr möglich," sagte Adlerstein ruhig, „aber das Öffnen würde ich noch verschieben." — „Das sei, wie Monsieur will, es geht mich nichts an. Ich habe meine Pflicht gethan. Das Handeln muß ich diesem Herrn überlassen." Und sie blickte herausfordernd auf Malthus, welcher aber nichts antwortete, sondern sich wie in Träumen die Stirne rieb.

„Noch eine Frage," sagte Adlerstein, „sagten Sie Baron St. Alban hiervon?" — „Nein." — „Oder sonst jemand?" — „Niemand, Monsieur. Die alte Baronin wird sehr unglücklich sein. Sie wird rasen. Sie ist sehr geizig." — „So sagt man. Allein Baron St. Alban wird sich freuen. Er hängt nicht am Gelde und dieser Besitz drückte ihn stets." — „Sie haben recht, Monsieur. Wünschen Sie noch etwas zu wissen? Meine Zeit ist kurz." — „Wann fanden Sie das Testament?" Bei dieser Frage zuckte es über das wildschöne Gesicht hin, aber die Antwort kam präzise: „Am Dienstag, Monsieur. Nur daß ich nicht eher kommen konnte. Ich wollte augenblicklich kommen." Sie hüllte sich wieder in ihren Schleier und wandte sich zum Gehen, dabei sagte sie noch: „Die Komtesse ist in Gefahr, retten Sie sie."

Damit ging sie. Die Vorhänge schlugen zusammen. Malthus aber erwachte wie aus einem Traume. Die Flut aufstürmender Empfindungen ließ sich kaum mehr zurückdrängen. Überwältigt warf er sich an die Brust seines älteren Freundes. „Adlerstein, ist dies ein Silvestertraum?" — „Mir scheint, es ist das Erwachen aus langem, bösen Traum." — „Wahrhaftig!" versetzte Malthus lachend, „so aufgefaßt ist es noch schöner! Was soll ich mit diesem Briefe thun? Was ich sonst zu thun habe," er blickte feurig auf, „das weiß ich von selber." — „Aber in Geschäftssachen ist der Rat eines nüchternen Freundes besser. Nun also, ich würde den Brief in St. Albans und eines Notars Gegenwart öffnen." — „Ja, gewiß," — eine lange Pause, dann sagte Malthus tiefaufatmend, „mit dem Schmerz will ich wohl fertig werden, aber mit dem Glück?" — „Wir wollen in den Saal zurückkehren," sagte Adlerstein lächelnd, „es schlägt zwölf!"

Drinnen im Saal trat eben der Nachtwächter mit Spieß und Horn ein, nach alter Sitte, und sang mit fürchterlicher Stimme das

neue Jahr an, dasselbe ersuchend, sich säuberlich aufzuführen und die Welt mit Krieg, Pestilenz und Hunger zu verschonen. Wie wird das Jahr 1870 diese Bitte erfüllen?

Ein Sturm von Glückwünschen begann. Mitten in dem aufgeregten Meer der Gesellschaft thronte auf rotem Sessel, einer Kaiserin gleich, die Mutter des Regiments, und die Etikette verlangte es, daß jeder ihrer Söhne vor sie trat und ihr seine Gratulation darbrachte. Sie nahm dieselbe mit Grandezza in Empfang und verfehlte, wie nie, so auch heute nicht, jedem eine kleine mehr oder minder schmeichelhafte, stets aber mütterliche Standrede zu halten.

„Danke, danke, Marford!" ließ sie sich vernehmen, „hab Ihnen wirklich nichts zu sagen als meinen Dank! Sie aber, Lüttau, werden mir hoffentlich im neuen Jahre mehr Freude machen als bisher. Hab schon wieder Ihretwegen dem Onkel schreiben müssen und um Absolution bitten. Ja, ja, das junge Volk das lacht einem in's Gesicht, wenn eine alte Frau ermahnt. Das geht so, nehm's auch nicht übel, wünschte nur, es würde anders nachher. Sie guter Daven! Auch Sie möchte ich bitten, mir mehr Freude zu machen, aber in anderer Weise. Schonen Sie sich mehr und lassen Sie's Weintrinken, das taugt zu nichts. Kann Ihnen noch sagen, daß ich mir eine Kuh angeschafft habe Ihretwillen. Die Milch soll gut sein, sagt der Stabsarzt. Auch sollen Sie im Kuhstall schlafen, aber das fehlte mir noch! Wenn es noch der Pferdestall wäre! Danke, Mühlberg, wünsche das Gleiche. Muß Ihnen noch sagen, Ihre Leute reiten jetzt ausgezeichnet. Haben wohl manchmal d'ran gedacht, was ich Ihnen vor einem Jahr auf dieser selben Stelle sagte? Na, Raval, immer fidel? — Recht so, das seh ich gern! Wenn Sie das verwünschte Kartenspiel ließen, wären Sie schon mein Mann. Aber muß Ihnen danken, daß Sie wieder zur Räson gekommen sind. Dachte schon mal, es ginge ganz bergab mit Ihnen. Mit der Rappstute haben Sie sich übrigens anführen lassen, unter uns gesagt. Wünsch Ihnen mehr Glück im Pferdehandel künftighin, und laufen Sie den Juden mehr aus dem Wege! Danke für den Glückwunsch, Herr Schwiegersohn. Muß Ihnen sagen, bin zufrieden mit Ihnen. Sind im Dienste stets vortrefflich gewesen, hat mich immer bestochen an Ihnen. Werden sich wundern, weshalb ich Ihnen keine Strafrede halte. Geschieht um Leonas willen, die mich gebeten hat, Sie fernerhin doch ein bißchen lieb zu haben. Na, ich will's probieren.

Gehen Sie, gehen Sie, sonst kommt mir das Heulen, und der nächste bezieht's auf sich! Schön Dank, Vega, wünsch Ihnen alles Gute und im nächsten Jahre weniger Plage. Wünsch Ihnen, daß Sie sich mal recht ordentlich verlieben, würd' Ihnen gut thun. Werden Sie nur nicht so rot! Sie sollen nächstens Urlaub haben, um Ihre kranke Mama zu besuchen! Na, Malthus, mein Junge. Gott sei Dank, bist wieder mein Junge! Dir wünsch ich im nächsten Jahr ein paar tolle Streiche und 'ne lustige Braut! Aber wie siehst Du aus? Hilf Himmel, ich glaube gar, er hat schon eine! Heraus mit der Sprache!"

Allgemeines Gelächter der Kameraden und allgemeines Erröten unter den jungen Damen, welche dem jungen Helden alle sehr gewogen waren. Er aber trat mit der ihm sonst so eigenen lachenden Keckheit als erster an die geheimnisvolle Urne, griff hinein und zog einen Streifen zusammengerolltes Papier hervor. Sein Blick leuchtete noch mehr auf, als er den darauf stehenden Spruch las: „Dem Mutigen gehört die Welt."

„Nun, Bravo!" rief die heitere Obristin, „ist schon recht so, und siehst eben aus, als ob Du die ganze Welt erobern wolltest!"

Jetzt drängte sich schon jedermann heran und zog einen Streifen heraus. Sie wurden unter Gelächter verlesen. Auch die wunderschöne Dame im goldenen Schuppenpanzer griff in die Urne, — doch sie warf den Zettel erzürnt zu Boden. Andere hoben ihn auf und lasen: „Lustig gelebt und selig gestorben, hat den Teufel die Rechnung verdorben." — „Ich hasse die Frivolität," sagte Gräfin Ellas ernst, „dergleichen unmoralische Sprüche sollten sich gar nicht in der Urne befinden." Jedermann beeilte sich, dem beizustimmen. Und so schloß das Fest. Wohl alle die Ritterfräulein, Edelfrauen, Spanier, Russen, Türken, Mohren verließen den Silvesterball mit irgend einem Wunsche, dessen Erfüllung man dem neugeborenen Jahre empfahl! Nur der Templer hatte keinen Wunsch für sich. Er vergaß sich selbst; denn er hatte an zu viele zu denken!

XIX.

Die Sonne des Neujahrstages schien hell über die weiße Welt, da trabte wie zu Beginn der Erzählung ein Reiter auf hohem, kräftigem Pferde durch die in Schnee vergrabenen Wälder Tannhausens. Heute aber saß er nicht in Nachdenken verloren, mit hängenden Zügeln im Sattel, gegen die melancholischen Eindrücke kämpfend, welche die verwilderte Gegend hervorbrachte. Im Gegenteil! stolz hob er das Haupt, richtete sich im Sattel auf und blickte freudig umher. Heute lachte ihn alles an: die alten Waldbäume, die elenden Dörfer, die eisbedeckten Sumpfteiche! Sogar die Krähenschwärme krächzten ihm ein hundertfaches Willkommen zu, wie er, die Sporen eindrückend, den dickbeschneiten Waldweg heranstürmte! Grämlich genug klang der Gruß, aber dem jungen Ritter auf seiner Brautfahrt erschienen selbst die schwarzen Raben als freundliche Boten, ausgesandt von den Türmen seines — seines! Schlosses, ihn als Herrn zu begrüßen. Noch lag der Brief an seinen Vater uneröffnet auf seiner Brust. Aber es war nicht nötig, ihn zu öffnen, um zu wissen, was er enthielt. Die quer geschriebenen Worte sagten das.

In der Morgenfrühe war Malthus fortgeritten, nachdem er den Rest der Nacht damit zugebracht, alle Bedenken zu vergessen in der immer stürmischer werdenden Ungeduld, seinen blassen Liebling wiederzusehen. Er hatte geglaubt, in den bitteren Wochen voll schwerer Kämpfe wirklich gesiegt und überwunden zu haben. Jetzt, wie er sich zum erstenmal wieder rückhaltslos den Gedanken hingab, die er bisher hatte zurückdrängen müssen, stürmten tausend Bilder auf ihn ein. Wohl ihm, daß er dieselben bisher nie Gestalt gewinnen ließ, wie hätte er sonst den Gedanken ertragen können, sich sein Herzblatt allein, gefangen und traurig vorzustellen! Sein Pferd begann bereits Ermüdung zu zeigen. Der enge Weg zeigte erst eine einzige Schlittenspur und die Hufe traten immer tiefer in den Schnee. Doch der Reiter achtete wenig hierauf. Nur am Forsthause des alten Braun hielt er ein wenig an, um Mylady verschnaufen zu lassen. Der Alte trat neugierig heraus, den fremden Husarenoffizier in der Nähe zu betrachten. Kaum hatte er ihm aber in's Gesicht gesehen, so schrie er auf: Heiliger Joseph und Maria! Mein lieber seliger Herr!" Nun half nichts. Das Pferd ward in den

Stall geführt, der liebe selige Herr in die beste Stube und ein Frühstück ward ihm vorgesetzt.

Malthus gewann aller Herzen. Seine freimütige, sorglose Stimme, sein feuriger Blick zauberten das Bild seines Vaters so lebhaft zurück. Auch Freiherr Adalbert hatte stets hier Rast gemacht; dazumal war Braun noch Holzknecht gewesen und hatte oft den feurigen Apfelschimmel gehalten! Was gab's da zu erzählen! Malthus mußte sich endlich förmlich losreißen. Er schwang sich in den Sattel, sprengte davon und endlich, endlich erblickte er die sich über den Wald erhebenden, mächtigen Steintürme. Der Weg führte bergan. Als er breiter ward und der Wald rechts und links seine schneeüberschütteten Kulissen zurückzog, stand plötzlich bei einer Biegung das große, finstere, von Mauern und Wallgräben umgebene Kastell vor dem Blick des jungen Freiherrn von der Edlen Tanne! Oh, wie wohl kannte er den altersgrauen Steinkoloß wieder, den er als verstoßener Knabe zuletzt gesehen! Der kirchenartig mittlere Giebel des einstigen Nonnenklosters, die vier uralten Türme, aus deren geborstenen Mauern junge Birken ihre rötlich schimmernden Zweige hängen ließen, die Dohlenschar, die um die Zinnen schwirrte, — alles rief Erinnerungen an seine Kindheit wach! Das Herz schlug hoch auf in der frischen, jungen Husarenbrust; lag doch der Brief auf derselben, der dem Träger das stolze Bewußtsein gab, als Herr auf eigenem Boden zu stehen! So hielt er vor der alten Brücke, die über den Wallgraben führte und mit einem Schlagbaum versperrt war. Sollte er mit einem Sprunge hinübersetzen?

Keine Menschenseele zeigte sich. Alles war trotz des lachenden Sonnenscheins tot, leblos, still. Der Braune scharrte ungeduldig mit den Hufen und wieherte. Sein Herr blickte forschend zu den meist seltsam schillernden Fenstern des alten Kastells empor. Unsäglich griesgrämig glotzten ihn die blinden Scheiben an. Ihm aber schien es, als leuchtete aus jeder eine besondere Sonne auf ihn herab! Er drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen, — da ward über dem Thorwege ein klirrendes Fenster aufgestoßen, eine alte Dame mit braunen spitzen Zügen, halb verdeckt durch eine grüne Augenkappe, streckte einen sehr langen Hals in die Winterluft hinaus und rief ihm einen Willkommen zu in ihrer Weise — er konnte sich mit dem der Krähen und Dohlen messen!

„Kastellan! Heraus mit ihm! Er Schlafmütze. Schließ Er das

Thor mit doppelten Querbalken. Hört Er?" Dieser gastfreie Befehl belehrte Malthus sogleich darüber, daß er vor einer wirklichen Festung stehe. Sein erstes Gelüste war fast unbezwingliche Lachlust, aber er bezwang dieselbe und neigte sich ritterlich im Sattel. „Habe ich die Ehre, mit der gnädigen Frau zu sprechen?" frug er höflich und zügelte sein ungeduldiges Pferd. „Kastellan!" rief die ungnädige Schloßfrau statt aller Antwort und bog sich so weit vor, daß Malthus glaubte, sie müßte unfehlbar aus dem Fenster stürzen. „Kastellan! Wo steckt Er denn, Er Tagedieb, Er Kostfresser, Er Lump? Sperr Er das Thor zu!" — „Ich bitte schön, gnädige Frau, doch erst, nachdem ich durch dasselbe geritten sein werde!" — „Was wünschen Sie?" ließ sich nun die Baronin herab, den Reiter zu fragen. „Ich wünsche Baron St. Alban meine Aufwartung zu machen." — „Da seien Sie so gut und reiten Sie nach Varnheim. Er ist eben hingefahren, um Sie zu besuchen," rief die anmutige Dame. „Mich? — Ich bin nicht der Rittmeister Adlerstein. Mein Name ist von der Tanne!"

Nun fiel der Baronin schon vor Schreck der grüne Augenschirm herunter. „Hilfe, Kastellan! Einbrecher! Diebe! — Kastellan, wo steckt Er? Will Er augenblicklich das Thor sperren?" — „Aber gnädige Frau, ich werde doch nicht so unhöflich sein, gegen Ihren Wunsch das Schloß zu betreten! Jedoch bitte ich unterthänigst um diese Erlaubnis." — „Nichts da! Nichts da! Was wollen Sie hier? Arme wehrlose Frauen überfallen und entführen?" — „Wenn dies meine Absicht, so sind Frau Baronin sehr grausam, mich fortzuschicken, nachdem ich schon das Glück hatte, Sie zu sehen!" Und Malthus ließ sein Pferd kerzengerade steigen und sich dann huldigend senken. Die Schloßdame hatte nur leider gar kein Verständnis für diese Galanterie. Ihre Angst war so groß, als handle es sich wirklich darum, von dem kecken Einbrecher entführt zu werden.

„Was wünschen Sie von meinem Sohn?" frug die Baronin ächzend, „bezahlt er etwa Ihre Schulden?" — „Das wäre allzu liebenswürdig! Nein, es handelt sich um etwas anderes." — „Was ist es?" schrie die Baronin, „ich führe alle Geschäfte, nicht er. Sprechen Sie!" — „Darf ich dazu nicht hinein kommen?" — „Nein, reden Sie. Ich höre schon." — „Von hier aus soll ich reden? Nun, warum nicht? Ganz Tannhausen kann es ja hören, daß ich als Freier der Komtesse Sibylla von Rhede vor diesem Schlosse stehe!"

Er hatte sich im Sattel gehoben. Sein sprühender Blick flog umher, seine klare, kraftvolle Stimme hallte von den Mauern wider. Die Baronin aber starrte ihn an und ihre Züge verzerrten sich. Da hörte man endlich drinnen im Thorweg schlürfende Schritte. „Heda? Was gibt's?" frug Martins rauhe Stimme und sein verwittertes graues Gesicht blickte in's Freie. Von oben bog sich die Baronin immer tiefer herunter und der Wind blähte ihre schwarze Mantille wie ein Rad über ihrem Kopfe auf. „Esel! — Ist Er da unten? Verschließe Er augenblicklich das Thor!" Statt dessen knarrten plötzlich die gewaltigen Thorflügel, wie sie noch nie geknarrt hatten und der Kastellan stürzte heraus. Er riß den Schlagbaum in die Höhe, daß derselbe erschrocken aufwärts fuhr und lange noch hin- und hertaumelte. Der Kastellan aber erhob schluchzend seine Hände zu dem jungen Reiter. „Mein gnädiger Herr! Mein gnädiger Herr! War mir doch, als ob ich träumte, als ich meines gnädigen Herrn Stimme hörte!" Und er wollte das Pferd halten, damit sein gnädiger Herr absteigen könne. Aber dieser schüttelte den Kopf. „Ich warte auf die Erlaubnis der Baronin!" rief er. Diese hatte sich unterdessen die Sache überlegt. Sie bedachte sich, daß es sehr gefährlich sei, diesen jungen Mann zu ihrem Sohn zu schicken. Sie wollte ihn schon so abkanzeln, daß ihm die Lust verging, je wiederzukommen! Also rief sie herab, er möge hereinreiten und warten, bis sie ihn zu sich rufen lasse.

So sprang Malthus vom Pferde und ging in den Thorweg. Hier kam ihm Mademoiselle Therese entgegen und flüsterte ihm zu, während sie ihn die breite eichene Treppe hinaufführte: „Es ist gut, daß Sie gekommen sind; aber es wäre besser, wenn Sie nach Varnheim geritten wären und dort erst den Brief eröffnet hätten." — „Doch ich will sie sehen!" — „Hüten Sie sich, der Baronin auch nur eine Silbe von dem Briefe zu sagen, ehe Sie nicht Komtesse Rhede in Sicherheit wissen," flüsterte die Französin. Malthus blieb betroffen stehen, sein Gesicht erblaßte. „Ist sie in Gefahr? Wirklich in Gefahr?" — „Ich hätte es für klüger gehalten, wenn Sie der Baronin nichts von Ihrer Absicht mitgeteilt hätten. Jetzt ist das Beste, was Sie thun können, wenn Sie ruhig anhören, was Madame Ihnen sagt und dann fortreiten .... nach Varnheim."

Malthus sah dies ein. Er ward in ein mit verblichenen, dunkelgrünen Wollvorhängen verdüstertes Zimmer geführt und wartete

hier. Aber die Baronin kam nicht sogleich. Die heillose Angst verlieh ihr Geistesgegenwart. Sie eilte, so schnell ihre zitternden Füße sie trugen, über Säle und Hallen, die wurmstichige Treppe hinauf, in Gräfin Sibylla's Turmgemach. Das einsame Kind saß, den Kopf auf die Arme gelegt, vor dem wackligen Tisch in der Mitte und schlief. Sie hatte sich wieder einmal in Schlaf geweint. Vielleicht war sie im Traume eben am Meeresstrande und hörte Seraphine's Stimme, vielleicht hatte sich auch die frische Stimme des nahen Retters vorhin in ihre Träume verwebt, — sie lächelte. Ihr Körper aber zitterte vor Kälte. Die alte Baronin schüttelte Sibylla ohne weiteres wach. „Was hast Du jetzt zu schlafen, Du faules Ding, am hellen lichten Tage? Aufgemerkt! denn ich habe mit Dir zu reden. Hörst Du?" Gräfin Sibylla fuhr jäh erschrocken in die Höhe, sie flüchtete sich mit einem lauten Aufschrei in die äußerste Ecke des Zimmers. Das fehlte freilich noch, um den Zorn der alten Dame zu entflammen. „Sibylla! Ich habe mit Dir zu reden, hörst Du wohl? Ist das eine Manier, so davon zu laufen? Komme augenblicklich her!" Die Komtesse gehorchte und stand zitternd vor der Baronin, deren Antlitz ihr noch nie solches Entsetzten eingeflößt hatte. „Jetzt antworte mir! Wessen Frau wirst Du einmal werden?"

Es dauerte lange, ehe Gräfin Sibylla sich auf die Antwort besann und unter erschrockenen Thränen schluchzte: „Onkel — Onkel Lothar's!" — „Behalte dies! — So, jetzt sage mir, daß Du es gern wirst!" Die arme Sibylla wußte schon nicht mehr, wovon die Rede war, so sehr beängstigte sie das immer näher rückende Gesicht ihrer ehrwürdigen Tante. „Bist Du taub?" schrie diese, „sage mir auf der Stelle: ich werde es gern!" — „Ich — werde — es gern," stammelte Sibylla, die um so mehr zitterte, je weniger sie begriff, wo das hinaus wolle. Die Baronin sah ein, daß sie ihr Zeit lassen müsse, zur Klarheit zu kommen. Nach einigen Minuten begann sie von neuem: „Sei keine Närrin, Sibylla, sondern nimm Deinen Verstand zusammen. Antworte mir ordentlich. Du hast es ja schon alles ganz gut gewußt! Liebst Du Lothar?" — „Ja," stammelte Sibylla ängstlich. — „Gut. Seit wann bist Du seine Braut?" — „Ich — ich — das habe ich vergessen," schluchzte Sibylla. „Du alberne Gans! Seit dem Frühling!" — „Seit dem Frühling." — „Wirst Du ihm je untreu werden?" — „Wenn — wenn ich kann," sagte Sibylla, ängstlich aufblickend, ob das recht

geantwortet sei. „Falsch!“ schrie Madame zornentbrannt, „wage ja nicht, so zu antworten! Nie, mußt Du sagen.“ — „Nie“.... „Wirst Du das jetzt alles behalten und mir ordentlich antworten? Trockne Deine Thränen, Kind, denn Du sollst weder gebraten noch gefressen werden, sondern nur mit mir herunterkommen und das alles vor einem fremden Herrn sagen. Der Reihe nach, wie ich Dich frage!“ Sie schritt hastig voraus und Sibylla folgte ihr, ihre Thränen trocknend und noch an allen Gliedern zitternd. Sie frug sich in ihrer Verwirrung, ob jetzt wohl Hochzeit sein würde und ob der fremde Mann, vor dem sie ihr Examen abzulegen habe, wohl der Pastor sei, der sie trauen werde, und sie wunderte sich darüber, weshalb hier alles so schrecklich sei, während die Leute doch sagten, eine Hochzeit sei das Schönste, was es gäbe!

Die Baronin trat mit ihr in das Eßzimmer und befahl ihr, hier zu warten, bis sie gerufen würde. Sie selber ging in das nebenanliegende Zimmer, schloß die Thüre dazwischen und befahl, den jungen Mann hereinzuführen. Er trat ein und verneigte sich höflich. Die alte Dame erschrak, als sie seine hohe, elegante Gestalt und den braunen Lockenkopf so nah vor sich sah. Dieser entsetzliche Mensch konnte möglicherweise schon durch seine Erscheinung Sibylla aus dem Konzept bringen! „Mein Herr,“ begann sie in einem Ton, welcher ihm sogleich verriet, daß sie wieder Boden unter sich fühle, „ich habe der Komtesse Ihre Werbung mitgeteilt, — sie wird Ihnen selbst ihre Antwort geben. Ich hoffe, Sie werden uns demnach nicht länger belästigen. Malthus blickte erstaunt auf. „Komtesse Rhede weiß, daß ich hier bin?“ — „Da Komtesse Rhede keine Ahnung hat, wer Sie sind, so thut der Name nichts zur Sache. Sie wird Ihnen antworten, wie die Braut meines Sohnes jedem frechen Eindringling antworten muß.“ — „Komtesse hat zu bestimmen,“ sagte Malthus. — „Und wenn sie Ihnen gesagt hat, daß sie die Braut eines anderen ist, dann —?“ — „Dann verlasse ich das Schloß augenblicklich.“ Der junge Husarenleutnant legte die Hand an den Griff seines Säbels und verneigte sich. — Jetzt wurde die Baronin schon ganz majestätisch. Sie triumphierte gewaltig, öffnete die Thüre und rief: „Sibylla!“

Gräfin Sibylla trat ein, schüchtern, mit niedergeschlagenen Augen, die kleinen Hände angstvoll verschlungen. In ihrem fadenscheinigen Kleidchen, ihrem verwirrten Haar und ihrer hilflosen

Bangigkeit, bot sie wahrlich nicht das Bild einer reichen Erbin, noch weniger das einer märchenhaften Schönheit, und doch trieb ihr Anblick dem jungen Manne alles Blut aus den Wangen und ein flammendes Feuer in die Augen.

„Sibylla," sagte die alte Baronin in beinah mütterlichem Ton und strich sogar glättend über das krause Haar, „sei nicht so ängstlich, Kleine. Der Herr dort will nur von Dir erfahren, daß Du die Braut — nun?" Gräfin Sibylla, in welcher immer noch der Schreck nachzitterte, ward durch diesen unvermuteten Anfang des Examens aus dem Konzept gebracht, ihr Blick irrte am Boden hin und her, als stände dort eine passende Antwort, ihre Gedanken verwirrten sich, sie stammelte: „Ja!" — „Sibylla! Wie kindisch Du Dich aufführst! Mein Herr, verzeihen Sie die mädchenhafte Verwirrung einer siebzehnjährigen Braut! Sibylla, blicke auf und sprich frei heraus! Wessen Braut bist Du?" Gräfin Sibylla atmete auf, so wird's schon gehen! Sie wagte sogar, ehe sie antwortete, einen scheuen Blick nach dem geheimnisvollen Fremden; kaum hatte sie ihn aber erblickt, so verklärte sich ihr ganzes Gesicht, sie flog auf und flüchtete sich wie ein verfolgtes Reh in seine Arme, sie wollte seinen Namen nennen, aber sie konnte nicht, vor ihren Blicken breiteten sich goldene Nebel aus, vor ihren Ohren schwirrte es, — sie war geborgen, gerettet. Die alte Baronin traute ihren Augen nicht, sie stieß einen schrillen Hilfeschrei aus. In der Thüre erschien jetzt Mademoiselle Therese. Ihre schwarzen Augen überflogen die Situation, sie sagte kurz: „Madame, beruhigen Sie sich doch. Monsieur, verlassen Sie augenblicklich das Haus."

Malthus löste langsam Sibylla's Hände, er führte sie zu einem Sessel und wollte sie hineinsetzen, aber sie klammerte sich angstvoll an ihn, so daß Mademoiselle herrisch dazwischen fuhr: „Komtesse! Welch eine Aufführung ist dies!" sie am Arme faßte und aus dem Zimmer führte. Die Baronin war ächzend in einen Stuhl gesunken; sie sah kaum seine Abschiedsverneigung. Er eilte, so schnell er konnte, hinaus und traf auf der Treppe Mademoiselle, welche ihm zuflüsterte: „Ich habe die Komtesse in ein Zimmer eingeschlossen, die ist ganz sicher. Beeilen Sie sich. Soeben kam ein Bote aus Varnheim. Die beiden Herren lassen Ihnen sagen, Sie möchten, im Fall Sie hier sind, unverzüglich hinreiten." — „Aber Sibylla — wie kann ich sie verlassen!" — „Sie ist sicher. Ich werde sie überwachen."

Als Malthus in den Thorweg trat, stand hier zu seinem Erstaunen der prächtige Rapphengst Furioso, über dessen schwanenartig gebogenen Hals die lange, seidenweiche Mähne in Wellen herabwogte und dessen Augen von verhaltenem Feuer glühten. „Baron St. Alban wünscht, daß Sie sein Pferd reiten, da das Ihrige ermüdet sein muß. Auch kennt das Pferd den Weg."

Malthus schwang sich, ohne ein Wort zu sagen, auf den Rücken des mächtigen Tieres, noch vor drei Tagen — gestern noch! hätte kein Mensch ihn dazu vermocht, dies Roß zu besteigen, heute, den Brief auf der Brust, that er es mit freudigem Stolz. Das Pferd bäumte sich, es stieg, dem fremden Reiter zürnend, kerzengerade in die Höhe, dann brauste es knirschend vor Aufregung in gewaltigen Sätzen aus dem Thor; aber schon auf der Brücke hatte es der Reiter besiegt und gewonnen. Wie es in weit ausgreifendem Trab durch den Wald flog, den lockeren Schnee mit den Hufen schaufelnd und in weißen Staubwolken aufwirbelnd, huschte etwas wie ein dunkler Schatten durch das Tannendickicht, der Rappe fuhr zusammen, denn ein brauner Mädchenkopf glitt behende aus dem stachligen Grün, die schlanke, überzarte Gestalt, schneebedeckt, folgte und sprang auf den Weg. „Sibylla!" im nächsten Augenblick war er vom Pferde gesprungen, halb erschrocken, halb freudig ergriff er ihre kalten Hände und zog sie an sich. „Mein Liebling! mein Herzblatt! — hier — im Schnee in der bitteren Kälte, ohne Mantel!" —

Sie konnte nichts antworten; was in ihrem Herzen vorging, war zu neu, zu groß, um in Worte gekleidet zu werden. Es überwältigte sie. „Ich kann das nicht ertragen, Sibylla, — Du wirst erfrieren, Du wirst krank werden!" Sie schüttelte achtlos den Schnee von ihrem Haare, sie blickte ihn nur unverwandt an und murmelte in ungläubigem, seligem Entzücken: „Malthus!" — „Ich komme wieder, Liebling, geh jetzt hinein! Du zitterst, Du bist voll Schnee .... nein, warte noch! Sei vorsichtig; weshalb bist Du aus dem Zimmer gekommen? Du warst dort sicher!" — „Ich konnte nicht! Ich konnte nicht! — Sie — sie hatte mich eingeschlossen. Da sprang ich aus dem Fenster."

Ein Schauder des Entsetzens schüttelte ihn. Er hielt sie fester und sah sie angstvoll an. „Oh, Sibylla, wie konntest Du!" — „Der Schnee war ja weich. Malthus — darf ich nun zu Seraphine? Darf ich?" Sie sah ihn atemlos an; all die tiefe, heiße Sehnsucht

ihres Herzens gipfelte in diesem Namen. „Ja, Du darfst, Du sollst. Nicht eher will ich ruhen, als bis Du bei ihr bist! Lebewohl, Sibylla, halte Dich versteckt, bis ich wiederkomme. Mademoiselle wird für Dich sorgen, geh jetzt, geh! Ich kann Dich nicht frieren sehen, doch nein, bleib noch, ich will Deine Hände schon erwärmen!“ Und er bedeckte dieselben mit Küssen, dann sprang er auf's Pferd und jagte davon.

Gräfin Sibylla blickte ihm lauschend nach. Dann lief sie behende in's Schloß zurück. Malthus stürmte indessen auf seinem prachtvollen Wüstenroß durch die winterliche Gegend, Schloß Varnheim zu. Er kannte zwar den Weg nicht, aber er wußte ungefähr die Richtung, in welcher das Nachbargut liegen mußte, und verließ sich auf seine Husarennatur und sein Pferd. Es war der schönste Ritt, dessen er sich je erinnern konnte. Ringsum glitzerten die Schneefelder und über der Welt lachte ein kristallreiner Himmel; durch die kalte, helle Winterpracht hinzujagen, auf einem Pferde, dessen Bewegung einem stolzen Fluge glich, das Herz geschwellt von Liebe, Hoffnung und dem Bewußtsein, daß er sicherlich der rechtmäßige Herr über alles Land sei, das sein Auge beherrschte; wer wollte es Malthus verargen, wenn er glaubte, durch den Himmel zu fliegen! Nach einer Stunde erhoben sich aus den dunklen, blattlosen Baumgruppen die hohen Dächer eines Gutshofes am Horizont. Eine breite Allee alter Bäume führte gerade auf das Herrenhaus zu und die Terrasse hinauf, die vor demselben lag. Als Malthus hielt, kam schon ein Mann von den Ställen gelaufen, das Pferd abzunehmen, und ein Diener öffnete die Thüre und führte den jungen Offizier in eine geräumige, gewölbte Vorhalle, an deren Wänden dunkle Ahnenbilder und alte Waffen hingen und aus welcher zwei breite, braunpolierte Treppen hinaufführten. Oben öffnete sich eine Thüre, die hohe Gestalt des Hausherrn erschien, mit einem bewillkommnenden Händedruck den Gast begrüßend. „Nun, St. Alban, hier ist er. Ich dachte es mir wohl.“ Der Gerufene erschien, er streckte Malthus beide Hände entgegen; zum erstenmal sah Malthus in dem Gesicht dieses seltsamen Mannes eine fast leidenschaftliche Freude. „Öffnen Sie, — lesen Sie!“ sagte er statt jeder Begrüßung hastig. „Erst aber möchte ich doch bitten, daß sich unser junger Freund etwas stärkt,“ entgegnete Adlerstein. „Es ist über Mittagszeit und er ist seit dem Morgen im Sattel.“ — „Ich

fühle weder Hunger noch Kälte." — „Doch, doch — kommen Sie," sagte Adlerstein und öffnete die Thüre zu einem Nebenzimmer, welches ebenfalls altmodisch möbliert und parkettiert war. Hier stand ein Tisch, noch mit Speisen besetzt, und Malthus ward reichlich bewirtet. Aber sein Appetit schien wirklich verschwunden. Das Peinliche der Situation trat immer mehr an ihn heran, stand er nicht im Begriff, jenen Mann zum Bettler zu machen? Und was noch mehr war, wieder trat er zwischen ihn und Sibylla!

Baron St. Alban kümmerte sich wenig um diese Verlegenheit. Er blickte mit wachsender Ungeduld auf die Uhr, bis endlich die Speisen abgetragen wurden. Adlerstein hatte einen ihm bekannten Notar holen lassen, welcher mit zugegen war, als Malthus den Brief, nachdem das Siegel geprüft worden war, öffnete. Einige Sekunden lang herrschte ein spannendes Schweigen, dann atmete Malthus tief auf und begann anfangs mit unsicherer, dann immer festerer Stimme zu lesen:

Schloß Tannhausen, am St. Michaelitage des Jahres 1853.

Mein geliebter Enkelsohn Adalbertus, empfange meinen Gruß und meinen Dank für Deine, sowie Deiner lieben Evelina häufige Briefe, die einem alten Mann Glück bereiten.

Küsse mir die holde Seraphine, den Liebling meines Herzens. Sage dem Knaben Malthus, das rostige Schwert des Huberti von der Edlen Tanne, des Kreuzfahrers, nach dem er so oft die kleinen Hände ausstreckte und das ich ihm verweigerte, er soll es haben und in den Armen wägen; denn er hat ein Recht darauf, es ist seines Ahnherrn Schwert.

Ich bin fast zum Narren geworden über dem Forschen und Suchen, und was so nahe lag, fand ich nicht. Chroniken habe ich in Menge studiert, Archive durchforscht und viele Briefe unnützerweise geschrieben, um festzustellen, wann Dein Stammbaum eingezweigt in den meinen, und jetzt schreibt mir der Pater Ambrosius, dessen Bekanntschaft Ihr gemacht habt, daß er seit vielen Jahren nach uns forsche, um mir ein Geheimnis mitzuteilen. So hört denn.

Ihr wißt nicht, daß ich zweimal vermählt war. Meine zweite Frau war die Gräfin Rechenberg. Das ist allen bekannt. Aber von der ersten habe ich nie mit jemand gesprochen. Sie war eine Florentinerin und gar lieblich. Ich war dazumal ein junger Bursche, den der Wissensdurst nach Italien getrieben hatte, der aber über

Seraphina's Augen die Wissenschaften vergaß. Sie war von ihren Brüdern, die ihr Vermögen haben wollten, in ein Kloster gebracht worden und sollte Nonne werden, ob sie gleich unter Thränen um ihre Freiheit bat. Ich entführte sie aus dem Kloster, entwich mit ihr über die Grenze, kam in die Schweiz und ließ mich dort mit ihr trauen. Dort lebten wir ein halbes Jahr lang glücklich, aber nicht ohne geheime Angst. Ich wußte nicht, was mein Vater zu dieser Heirat sagen werde, und sie fürchtete die Rache ihrer Brüder.

Eines Tages wurden wir vom ältesten Bruder entdeckt. Er trat vor mich und forderte mich. Wir fochten. Er verwundete mich so, daß ich für tot auf dem Platze blieb und wochenlang in hitzigem Fieber lag. Als ich endlich zu mir kam, war ich allein im Hause mit meinem getreuen Diener. Signor Fernando, so sagte man mir, sei mit meinem Weibe fortgereist. Ich war halb von Sinnen, wollte gleich nach Italien aufbrechen, aber die Ärzte verhinderten es und zwangen mich, meine Genesung abzuwarten. Als ich endlich reisen durfte, trieb mich mein Instinkt nach dem Kloster. Ich kam hin, aber vermochte keinen Einlaß zu erhalten. Wochenlang pochte ich vergeblich an's Thor, endlich ward es mir geöffnet. Mit finsterem Antlitz trat mir mein Gegner entgegen. „Komm!" sagte er, nahm mich an der Hand und führte mich in die Kirche. Dort stand ein offener Sarg. In diesem Sarg lag starr und kalt mein angebetetes Weib. Lilien waren über sie gestreut, singende Nonnen knieten um den Sarg, Weihrauchwolken füllten die Kirche. Als ich näher trat, sah ich, daß im Arm der Gestorbenen ein totes Kind lag! Unser Sohn, auf den wir gehofft, der Erbe von Tannhausen, durch den ich den Unwillen meines Vaters hatte besiegen wollen! Ich wollte mich verzweifelt über den Sarg werfen, da packten mich starke Arme, ich ward hinausgeführt, aus dem Thor gestoßen. Das Kloster schloß sich für immer vor mir. Diese Episode meines Lebens liegt wie ein Traum in meiner Erinnerung. Ich konnte niemals mit jemand davon reden. Ich kehrte nach Tannhausen zurück und suchte Ruhe in Arbeit und Studium. Zehn Jahre später verheiratete ich mich mit der Gräfin Rechenberg. Unsere Ehe blieb kinderlos. Ich verehrte und liebte sie, aber ich konnte auch zu ihr nie von meinem verlorenen Jugendglück sprechen. Sie starb. Ich nahm Dich, Adalbert in's Haus. —

Und heute erfahre ich durch Pater Ambrosius, was diesem

eine sterbende Nonne jenes Klosters gebeichtet hat. Der Knabe, den ich tot in Seraphina's Arm gesehen, war ein Betrug. Man hatte ein falsches Kind untergeschoben, den lebenden Knaben aber, damit derselbe dereinst nicht Ansprüche an das Vermögen seiner Mutter erhebe, über's Meer nach Amerika geschickt. Die Nonne, welche den Auftrag erhalten hatte, das Kind auf's Schiff zu bringen, hatte Gewissensbisse verspürt und gemeint, das Unrecht, zu dem sie sich hergab, in etwas zu sühnen, wenn sie heimlich dem Kinde den Ring der Mutter, in welchem der Name „Christoph von der Edlen Tanne" stand, an einer Schnur um den Hals hing. So kam es, daß der Knabe in dem Waisenhause, in welchem er aufwuchs, erst spottweise, dann aus Gewohnheit so genannt wurde. Er bahnte sich seinen Weg in der Welt, ward Seemann und starb in Hamburg. Du, Adalbertus, bist sein Sohn, mithin mein Enkel und rechtmäßiger Erbe meiner Güter.

Über all dem Forschen und Lesen habe ich versäumt, mein Testament zu machen. Morgen soll dies geschehen. Für heute nimm vorlieb mit diesem Brief. Er ist mehr wert als ein Testament. Und sollte ich noch in dieser Nacht abgerufen werden, so weißt Du nun, daß da niemand ist, der Dir Dein Erbe streitig machen darf, — weder das Erbe, noch den Namen, noch den Segen Deines Großvaters Christoph von der Edlen Tanne.

* * *

Tieferschüttert blickten sich die drei Männer an. „Es ist wahr," sagte Malthus endlich, „kein großmütiges Testament könnte mir so wertvoll sein wie dieser Brief, welcher mir enthüllt, daß es nicht die Großmut des alten Mannes, sondern mein unbestreitbares Recht ist, wenn ich in ihm meinen Ahnherrn sehe!" Er stockte wieder und sah Adlerstein unsicher an, „dennoch," fuhr er fort, „dies ist ein Brief, kein Testament." — „Der Brief genügt," versetzte St. Alban heftig, „das darauf geschriebene Wort „mein Testament" zeigt an, daß der plötzlich vom Tode überraschte den Brief hierzu ernannte, da er fühlte, daß er keine Zeit mehr habe, um sein Vorhaben auszuführen." — „Ich weiß nicht, ob dieser Brief genügt, um mich zum Besitzer von Komtesse Rhede's Vermögen und Tannhausen zu machen," sagte Malthus ruhig, „aber er gibt mir den Mut, um die Hand der Erbin zu werben." — „Sie sind Herr in

Tannhausen, Sie sind es durch Geburt. Der Enkel des Freiherrn Christoph, der Träger seines Namens, ist der natürliche Erbe seines Vermögens, ohne daß es eines Testamentes bedarf," rief St. Alban aufspringend. Er sah sich wie hilfesuchend nach Adlerstein um, und dieser sagte: „Es ist so, Malthus. Lassen Sie sich Glück wünschen." Er reichte ihm mit der ruhigen Unbefangenheit, durch welche er die Sache sowohl ihm wie St. Alban ungemein erleichterte, die Hand. Malthus fühlte sich von den verschiedensten Gefühlen bewegt, er trat an ein Fenster und blickte hinaus, um Herr seiner selbst zu werden.

Da trat St. Alban zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Können wir denn nicht jetzt Freunde werden?" frug er. Malthus zögerte. „Noch eins," begann er, „Ihre Frau Mutter versicherte mich, Komtesse Rhede sei Ihre Braut." — „Ich aber habe Ihnen schon lange gesagt, daß dies nicht der Fall ist. Sibylla's Herz hat längst für Sie entschieden und ich habe sie nie geliebt." — „Dann," sagte Malthus, tief aufatmend, „gestatten Sie wohl, daß ich nach Tannhausen zurückkehre, wohin mich eine unbezwingliche Unruhe treibt." — „Ich hatte sehr gehofft, Sie würden die Nacht hier bleiben," versetzte Adlerstein; „es gibt doch noch manches zu besprechen," er deutete auf den mit Karten und Papieren bedeckten Tisch, an welchem er mit dem Baron gesessen hatte, „wie wird es nun damit?" Malthus sah nur zerstreut hin; St. Alban sagte mit einer bei ihm seltenen Entschlossenheit: „Was ich angefangen habe, werde ich auch durchführen, ich bitte Herrn von der Tanne, mir künftighin die Stelle seines Generaldirektors zuzugestehen. Ich werde diesen Posten nicht eher niederlegen, als bis ich an Ihren Gütern gut gemacht habe, was ich bisher versäumte." Malthus sah so bestürzt und verwirrt aus, daß Adlerstein lachend sagte: „Schlagen Sie ein, es ist die beste Lösung der Frage." — „Ich glaube, ich muß mich erst in meine neue Lage hineinfinden," versetzte er seufzend, „jetzt kann ich nur daran denken." — „Ich werde den Schlitten bestellen," sagte Adlerstein, „und Ihnen zu der Fahrt, da es nun doch schnell gehen soll, meine russischen Rappen anbieten. Benutzen Sie dieselben auch zur Weiterfahrt nach Altstadt, im Fall Ihre Mylady noch zu steif ist von dem langen Ritt."

Malthus dankte freudig, aber Baron St. Alban hatte weit weniger Verständnis für die Ungeduld eines jungen Bräutigams und bestand darauf, Malthus müsse erst noch seine Zustimmung zu

sämtlichen Plänen geben. Es half nichts, man setzte sich an den Tisch und Malthus sah es kommen, daß er heute nicht mehr nach Tannhausen gelangen werde. Nachdem sie aber mehrere Stunden zusammen gesessen und Malthus, der mit Adlersteins Hilfe bald im Klaren über alles war, sich mit allen Plänen einverstanden erklärt hatte, war nun Baron St. Alban ganz ebenso eifrig dafür, daß die Verlobung möglichst bald in's Reine käme. So wurde dann wirklich der Schlitten bestellt und Adlerstein begleitete seine Gäste bis hinunter. Es war sehr dunkel und ein Schneewetter hatte begonnen. „Meine Pferde laufen gut," sagte der Rittmeister, den Tieren auf die Hälse klopfend, „aber ich fürchte, die Dunkelheit und der Schnee wird Ihre Ankunft verzögern!" Er sah sie abfahren, dann stieg er langsam die breite Treppe wieder hinauf und trat in das verlassene Zimmer. Und er sagte sich, daß es gut sei, daß jener Tisch noch voll von Papieren lag, deren Ordnung ihm anheimfiel! — Er wäre sonst in Versuchung gewesen, sich vor das zusammensinkende Feuer zu setzen und daran zu denken, wie sehr, sehr öde und einsam das Schloß seiner Väter sei.

XX.

Während Mademoiselle Therese überzeugt war, Komtesse sei „sicher und geborgen" in dem Zimmer, in welches sie dieselbe eingeschlossen hatte, kauerte diese im Stübchen des Kastellans und trocknete am großen Ofen den zerschmolzenen Schnee aus Haar und Kleidern. Ihre großen Augen glänzten jetzt und ihr Herz klopfte wie im Fieber; aber sie war nicht krank, ihr Herz zählte nur schneller die Sekunden bis zur Rückkehr des Retters, schneller als die alte tickende Uhr. Draußen ward es immer dunkler, aber hier im Stübchen brannte eine kleine Lampe und dampften die Pfeifen der beiden Alten, die nicht müde wurden, das große Ereignis zu besprechen, welches in ihren Gemütern eine selbstverständliche Aufregung hervorgebracht hatte.

Als die Theestunde nahte, nahm Jakob endlich seinen alten Livreerock vom Nagel, zündete sich eine Laterne an und schlürfte

über den Hof in sein Putzstübchen; hier nahm er das silberne Besteck aus dem Schrank und ging dann hinauf, um den Tisch zu decken. Mademoiselle Therese stand bereits im Eßzimmer und nahm Thee und Zucker aus dem Schrank. Die Stimme der Baronin aber rief schrill aus dem Nebenzimmer: „Jakob, hört Er wohl? — Wo ist die Komtesse?" Mademoiselle Therese legte den Finger auf die Lippen, er möge, im Fall er es wüßte, nichts antworten. „Komtesse ist nicht hier!" rief sie mit ihrer schnarrenden Stimme zurück. Jakob hielt es hierauf für geraten, sich wieder in das Kastellansstübchen zu schleichen und Komtesse Sibylla zu raten, sie möge sich wohl hüten, hinaufzugehen. Die mitleidige Kastellanin schnitt ihr ein Butterbrot und damit lief Komtesse Sibylla in ihr Turmzimmer und hier kauerte sie sich in's Fenster und blickte hinaus in die sinkende Nacht, das Ohr gespannt auf jeden Laut, und bald im Traum das erhoffte Wiedersehen feiernd. Jakob schlich sich leise zurück in das Eßzimmer und begann das Tischtuch aufzulegen, da hörte er, daß im Nebenzimmer heftig und leise gesprochen ward. Er schlich sich an die Thüre und näherte sein Ohr dem Schlüsselloch. Aber herzlich wenig bekam er zu hören!

„Das ist bereits geschehen, der Brief ist in seinen Händen," sagte Mademoiselle's Stimme mit Nachdruck, und dann verstummte jedes weitere Gespräch. Das Seidenkleid der gefürchteten Dame aber begann zu rauschen. Jakob retirierte eilig und fand nur noch Zeit, das Tischtuch mit Amtsmiene über den Eßtisch zu ziehen, als Mademoiselle an ihm vorüber ging und erhobenen Hauptes aus dem Zimmer schritt. Sie hatte die Thüre zum Zimmer der Baronin offen stehen lassen, aber auch nicht das geringste Geräusch zeigte an, daß drinnen sich ein Mensch befinde. Jakob begann sich zu wundern, daß die alte Dame nicht wie sonst nach einer Szene mit der gefürchteten Mamsell ihrem Zorn und Ärger in lautem Jammern Luft mache. Nein, es blieb alles still. Als der Abendtisch gedeckt war, konnte Jakob doch nicht umhin, im Vorbeigehen einen verstohlenen Blick in das Zimmer zu werfen. Die Lampe, wie stets mit einem grünen Schleier behangen, erleuchtete fahl das Gemach. In undeutlichen Umrissen hob sich mitten im Zimmer der alte, hochrückige Lehnstuhl aus der Dämmerung, und in demselben saß regungslos, starr und steif aufgerichtet die hagere, lange Gestalt der Gnädigen. Ihr Gesicht war weiß und ihre sonst so beweglichen

Augen stierten mit beängstigender Leblosigkeit in's Leere. War sie am Ende gar gestorben? Hatte die Hexe sie verzaubert? Dem Jakob begannen sich die wenigen Haare, über die er noch zu verfügen hatte, in die Höhe zu sträuben. Der grauenhafte Anblick dieser, im falben, grünlichen Lichte auftauchenden Totenmaske hätte wohl auch stärkere Nerven als die seinen erschüttert. Er ließ den Abendtisch im Stich und entfloh mit schlotternden Gliedern die Gänge entlang, durch deren zerbrochene Fenster jetzt der Wind den wirbelnden Schnee trieb, bis herab in die große Küche, wo sich soeben der Kastellan und seine Frau, Ali und der Pferdejunge zum Abendessen niedersetzten. Hier brach er mit zitternden Knieen herein und verkündete mit einem Gesicht, welches vor Schreck um etliche Zoll länger geworden zu sein schien: „Die alte Baronin sitzt oben in ihrem Lehnstuhl und ist wahrhaftig mausetot."

„Herrje!" schrie die Köchin im ersten Schreck. „Träumst Du, Jakob?" rief der Kastellan, seinen Kameraden anstarrend. Jakob setzte sich ächzend auf die Holzbank. „Ich gehe nicht wieder hinauf," beteuerte er, „sie ist wahrhaftig mausetot!" Und er griff nach dem Bierkruge, sich einigermaßen zu stärken. Die Köchin mahnte ab, er solle nach dem Schreck nicht trinken, sondern lieber erzählen, was vorgefallen sei. „Na, das ist bald gesagt," versetzte Jakob, indem er sich nach allen Seiten umsah. „Ich komme just herauf und höre sie so drinnen reden, die alte Gnädige und die" er schlug ein Kreuz. „Na denk ich, was die wohl reden mögen so leise. Und da tret ich just ein wenig näher und da höre ich wie die Mamsell sagt: Ist schon geschehen, sagte sie, der Brief ist schon da, und nicht mucks wird mehr gesagt. Basta! Na da wundre ich mich schon, daß die alte Gnädige schweigt wie ein heiliger Märtyrer. Hat aber nichts gesagt. Die Mamsell aber die kommt heraus, hast du nicht gesehen, und ich laufe just noch zu meinem Tisch. Als alles immer noch still bleibt, guck ich so ein bißchen in's Nebenzimmer; denk ich doch, mich rührt der Schlag, da sitzt die alte Baronin und ohne Augenschirm und so weiß wie mein Tischtuch und aufrecht wie eine Latte und rührt sich nicht. Die ist wahrhaftig maustot."

Entsetztes Schweigen folgte diesem Bericht; dann aber begann der Kastellan ungläubig; „Ach was, wird sie gleich tot sein? Hab mein Lebtag noch nicht gesehen, daß die Toten aufrecht dasitzen wie die Latten." — „Wird sie schon haben an den Stuhl festgebunden,"

flüsterte Jakob, dem selber die Zähne zusammenschlugen. „Denkt Ihr denn, sie ist gemordet worden?“ rief die Köchin entsetzt. „Was werd ich nicht denken? Tot ist sie wirklich.“

Der Pferdejunge hielt es nun schon für zweckmäßiger, sich unter den Tisch zu setzen, indessen die Köchin sich ihre Schürze ab und um den Kopf band, weil sie sich so sicherer fühlte. Nur die taube Kastellanin nickte zu allem, weil sie nichts verstand, und Ali's schmales braunes Gesicht zeigte absolute Gleichgültigkeit. Lange beriet man hin und her, was zu thun sei, und immer weniger getraute man sich auseinander zu gehen; denn wenn die Baronin wirklich tot war, dann war sie nach Jakobs Meinung lebendiger denn je und im stande, jedem von ihnen zu gleicher Zeit nachts zu erscheinen, was allerdings mehr war, als sie am Tage bei Lebzeiten geleistet haben könnte. Der Kastellan war indessen ein beherzter Mann. Er zündete sich endlich eine Laterne an und trat die Reise in den entgegengesetzten Flügel an. Durch das Schlüsselloch am Zimmer der Mamsell schimmerte Licht. Die war also da drin. Ob die wohl aussah wie eine Mörderin? Der Kastellan bückte sich und schielte durch die kleine Spalte. Mademoiselle Therese saß vor dem Spiegel und bürstete ihr schwarzes glänzendes Haar. Sie sah triumphirend aus und von Zeit zu Zeit zuckte Schadenfreude über ihr Gesicht, aber wie eine Mörderin sah sie nicht aus.

Der Kastellan humpelte weiter. Er fand im Eßzimmer die silbernen Löffel, die Jakob im ersten Schreck hatte fallen lassen, noch auf der Diele liegen. Im Nebenzimmer aber saß die alte Baronin auch noch so da, wie Jakob sie verlassen hatte. Der Kastellan fing nun selber an zu glauben, sie sei tot. Er räusperte sich, zum erstenmal respektvoll, zum zweitenmal unverschämt. Sie blieb stumm, aber er sah, daß ihre Augen, langsam in den Höhlen rollend, seiner Bewegung folgten. Jetzt erschrak der Kastellan mächtig. Vor der toten Baronin hatte er keinen Respekt, aber mit der lebendigen mochte er nichts zu thun haben. Er retirierte eilig rückwärts, sie im Auge behaltend, und stieß in der Verwirrung an die Wand, er griff tastend hinter sich und seine Hand berührte den eisernen Querbalken, welcher vor dem in die Wand gefügten Geldschrank stak; — da aber! da fuhr die erstarrte Gestalt der alten Frau in die Höhe. Mit knapper Not gelang es dem Kastellan noch, die Thür zu finden, und er platzte ziemlich so wie Jakob unter die Küchengesellschaft.

diesmal aber, um mitzuteilen, die alte Baronin lebe so wahrhaftig wie er selber, und es bliebe somit alles beim alten. Ihm schiene, sie habe sich nur verstellt, was einer so listigen, boshaften Frau ganz ähnlich sehe. Man beruhigte sich und das Gesprächsthema wandte sich wieder dem wichtigen Ereignis dieses Tages zu.

* * *

Oben aber in ihrem Zimmer saß die alte Baronin und lachte. Sie lachte laut und mit gellender Stimme, wie jemand, der seine Feinde verhöhnt. „Ha! ha! ha! Verrechnet!" Und dann stand sie auf und schlich zur Thüre und verschloß dieselbe kichernd, zog den Schlüssel ab, sah ihn an und nickte dazu. Immer noch lachend, aber jetzt heimlich, leise, ging sie zum eisernen Schrank. Sie öffnete Schloß auf Schloß und jedem der eisernen Schlösser teilte sie schadenfroh flüsternd etwas mit. Sie war eben weder tot noch in Wut, und doch zehnmal unheimlicher, als da sie beides gewesen.

Der Schrank war offen. Sie griff gierig hinein und zog die großen Bündel Wertpapiere heraus. Ein großes papiernes Viereck schichtete sie auf das andere — ha, ha, ha, gleich werden die Koupons abgeschnitten werden — sie sind alle fällig, alle fällig! Sie baute einen Scheiterhaufen. Drüberhin streute sie mit zitternden Händen das Gold, daß es funkelnd niederklirrte. Dann nahm sie die Lampe vom Tisch und warf dieselbe mitten in den Scheiterhaufen. In einem Nu brannten die Papiere, getränkt vom ausfließenden Oel, und die Flammen züngelten nach allen Seiten.

Die Wahnsinnige aber rieb sich jetzt die Hände und nickte mit dem Kopfe, sie stieß mit dem Fuße in die lodernde Papiermasse, die roten Zungen, vom schwarzverkohlenden Papier sich lösend, fuhren hin und her, erfaßten die Tischdecke, die Vorhänge und fraßen sich im altersmorschen Dielteppich weiter, erfaßten das Kleid der über ihren brennenden Schatz Geneigten.

Sie kicherte immer noch. Die Stube war bereits von stickend heißem Qualm gefüllt, die Feuerschlangen hoben immer drohender die Häupter, — die wahnsinnige Frau starrte in das Flammenmeer vor sich und lachte gell. Mochten doch jetzt die Räuber kommen, den Schatz zu heben, — der feurige Drache hat ihn schon verzehrt und weist ihnen die grimmigen Zähne! —

— — — — — — — — — — — —

Unterdessen fuhr ein schneller Schlitten mit Glockengeläut durch die stürmische Nacht. Der Schnee trieb den Fahrenden gerade in's Gesicht. Baron St. Alban hatte sich die Kapuze seines Beduinenmantels tief über den Kopf gezogen, da wurde er durch den Ruf von Adlersteins polnischem Kutscher aufgeschreckt: „Bitte, Herr, — das ist ein Feuer!"

Sie sahen hastig zu gleicher Zeit auf und gewahrten einen blutigroten Schein, welcher die Dunkelheit unterbrach und mit jeder Minute zu wachsen schien. Eine Zeitlang blickten beide hin und sagten nichts. Dann bemerkte Baron St. Alban mit erzwungener Ruhe: „Es ist vielleicht die alte Holzscheuer am Walde." Malthus schwieg hierzu, aber er nahm dem Kutscher plötzlich die Zügel aus der Hand. „Fahren Sie zu," sagte jetzt Baron St. Alban, „es ist Schloß Tannhausen."

Die Pferde griffen aus und jagten davon. Immer näher rückte das schreckliche Bild. Es erhob sich über dem Walde wie ein feuriges Gespenst. Bald konnte man auch das Schloß in dieser flammenden Beleuchtung sehen. Die Flammen schlugen zum Dache heraus, sie züngelten aus den Fenstern und verschwanden dann ganz unter dem hervorqualmenden, schwarzen Rauch. Schon von weitem hörte man das Prasseln und Krachen des brennenden Gebälks und sah feurige Schindeln durch die Luft fliegen. Die Pferde scheuten, sie wollten nicht näher heran, aber es war, als sei die Hand, die sie leitete, aus Stahl und der Tonfall der Stimme, die sie antrieb, von unwiderstehlicher Macht. Malthus erzwang es, bis an die Brücke zu fahren; hier sprangen die beiden Herren heraus, und ihnen entgegen kam bereits Jakob gelaufen, laut jammernd und händeringend. Ihm folgten die übrigen Dienstleute. „Wo ist die Baronin?" rief St. Alban hastig. Martin wies stumm aufwärts, wo aus allen Fenstern Feuer flammte und das Krachen des Gebälks anzeigte, daß Dach und Dielen bereits verzehrt seien. „Dort oben ist das Feuer ausgebrochen und kein Mensch von uns hat etwas gewußt; wir waren alle in der Küche," sagte Martin heiser, indessen Jakob jammerte: „Mein Komteßchen! Mein Komteßchen! Das kann kein Mensch retten!"

Baron St. Alban blickte Malthus an, „ich versuche meine Mutter zu retten," sagte er und eilte in den Thorweg, indessen Malthus Jakob am Arm packte und heftig frug: „Wo ist sie?"

Jakob winkte ihm zu folgen und führte ihn längs dem Wallgraben hin um den ersten Turm und zeigte aufwärts. „Dort oben, Herr, aber wer kann hingelangen? Der Ausbau, an dem der Turm steht, brennt bereits. Ich habe es umsonst versucht." — „Aber der Turm brennt noch nicht," rief Malthus aufatmend, „eine Leiter her!" — „Wir haben keine Leiter, die so lang wäre." — „So bindet zwei zusammen; geht, eilt! Ich werde durch das Schloß in den Turm dringen." — „Durchs Schloß, Herr Leutnant? Da möchten Sie sich hundertmal verirren! Das sieht sich von hier einfacher an, als es ist." — „Ich werde Tannhausen doch wohl kennen," versetzte Malthus, indem er eilig dem Thorweg zuschritt, „man vergißt die Orte nicht, wo man als Knabe gespielt hat." — „Aber der lange Gang brennt bereits. Als ich die Thüre zum runden Vorsaal öffnete, schlug mir das Feuer entgegen," jammerte Jakob. Doch Malthus sprang schon im Thorweg die Treppe hinan; oben traf er nochmals mit Baron St. Alban zusammen, welcher ihn, als er sah, in welcher Richtung er fortstürmte, aufzuhalten suchte, indem er ihm nachschrie: „sind Sie wahnsinnig? Sie kommen dort nicht durch!"

Aber Malthus eilte weiter, über sich das Krachen einstürzender Decken, unter sich brennende Dielen. Er sprang darüber hin wie ein verfolgter Hirsch, er stürmte mitten durch das Feuer und den qualmenden Rauch, ein Instinkt trieb ihn mehr als seine Ortskenntnis in der rechten Richtung. Einen Augenblick lang prallte er zurück, die Flammen schlugen ihm, durch Zugwind bewegt, wild entgegen. Er wußte, dies war ein kleiner hölzerner Durchgang, der da brenne; aber er war höchstens zwei Ellen lang und an ihn stieß ein runder, steinerner Vorsaal mit gewölbter Decke. Hier konnte es nicht brennen. Dahinter aber lag der Turm. Mit einem Satze sprang Malthus durch das Feuer und stand sodann im Vorsaal. Derselbe war mit erstickend schwarzem Rauch gefüllt, aber ohne Feuer. Er löschte seine bereits brennende Uniform, indem er nachfühlte, ob der Brief noch unversehrt sei. Dann sprang er die steinernen Stufen hinan und war im nächsten Augenblick im Turmzimmer. Dasselbe ward nur von dem durch die hohen Fenster hereinleuchtenden Feuerschein erhellt, aber es war genug. Er sah die dunkeln Umrisse von Sibylla's Gestalt. Der Rauch war hier noch nicht eingedrungen, denn der Turm hatte Doppelthüren. Sibylla aber saß noch am Fenster, wie wir sie verlassen haben und schlief

so süß und fest, daß Malthus unwillkürlich zaudernd stehen blieb. Wie werden die Nerven des zarten, überängstlichen Mädchens den grauenvollen Anblick der Feuersbrunst, die Gefahr, in der beide schweben, ertragen?

Er kniete endlich neben ihr hin, griff leise nach ihrer Hand und flüsterte ihren Namen. Das Krachen und Prasseln des Feuers hatte sie nicht geweckt, seine Stimme ermunterte sie in einem Augenblick. Sie sprang auf und schmiegte sich an ihn. „Bist Du es wirklich, Malthus? Nein, nein, ich träume ja noch." — „Du träumst nicht, Liebling, ich bin zurück." — „Aber es ist alles so seltsam, so hell, oh Malthus, sieh!" sie wies bestürzt aus dem Fenster; man übersah von hier aus den Hauptbrand, der Wald war weithin erleuchtet. „Was ist das, Malthus?" — „Du siehst, das Haus brennt, aber ängstige Dich nicht, Sibylla, wir werden durch das Fenster herauskommen. Sorge Dich nicht."

Sie hatte dem furchtbaren Anblick nur einen verwirrten Blick geschenkt, jetzt frug sie schon gar nicht mehr danach. Sie stand neben ihm, mit der zutraulichen Glückseligkeit, die deutlicher als Worte sagte, daß sie keine Angst mehr kenne. „Bringst Du mich jetzt zu Seraphine, Malthus? Komm, ich zeige Dir den Weg." — „Das geht nicht, Sibylla, ich müßte Dich denn durch das Feuer tragen." — „Du mich tragen? Wie drollig, Malthus, als ob ich nicht von selber gehen könnte." — „Du kannst nicht über brennende Dielen gehen, ohne Dir diese kleinen Füßchen zu versengen, und ich will nicht, daß Du Dir auch nur ein Haar verbrennst." — „Ach was schadete denn das?" — „Weil ich jedes Haar Deines Hauptes liebe." Gräfin Sibylla lachte unverhohlen. „Oh, wie Du zart mit mir bist. Ich bin gar nicht so verwöhnt, ich mache mir nichts daraus, auf heißen Dielen zu stehen, und diese hier ist schon sehr heiß." Betroffen bückte sich Malthus und fühlte mit der Hand, da seine derben Reiterstiefel ihm diese Thatsache noch nicht mitgeteilt hatten. Gräfin Sibylla lächelte nur. „Das macht, unter uns ist Feuer," sagte sie.

Er trat an das Fenster und schaute vergeblich nach Hilfe aus, dann wandte er sich um. „Sibylla, hast Du nicht einen Strick hier?" frug er. „Nein," versetzte sie, den Kopf schüttelnd, und dann warf sie sich plötzlich wieder jubelnd in seine Arme. „Oh Malthus, Malthus, wie glücklich ich bin! Mein lieber, lieber Malthus!" — „Fürchtest Du Dich denn gar nicht, Sibylla?" frug er betroffen.

„Weshalb? Du bist ja da!“ — „Doch wie kann ich hindern, daß das Feuer unter uns die Diele verbrennt!“ Gräfin Sibylla sah hierzu außerordentlich gleichmütig aus. „Was thut denn das? So kommen wir dann zusammen in den Himmel. Auch dort wird es schön sein.“ Ehe er antworten konnte, wandte sie sich lebhaft um. „Füchschen schläft hinter dem Ofen,“ sagte sie, „es soll Dir guten Tag sagen. Ob es Dich wohl noch kennen wird?“ Sie zog das Tierchen hervor und hielt es in die Höhe. Das Eichkätzchen reckte sich verschlafen, dann kroch es am Arm der Herrin entlang und versuchte, sich in ihrem Haar zu verstecken.

So standen beide am Fenster und sahen hinaus. Das Feuer machte reißende Fortschritte, die Flammen schlugen überall gen Himmel; kein Rasseln herbeieilender Löschmaschinen, kein Rufen und Schreien einer zusammenströmenden Menschenmenge unterbrach die Stille. Nur die knisternden Flammen setzten ihr Zerstörungswerk ungehindert fort und wuchsen mehr und mehr zu einer Feuersflut, die ihre rauchgekrönten Wellen von Dach zu Dach warf. Da hörte man endlich von unten her den Ruf: „die Leiter steht!“ — die Worte drangen nur schwach empor, aber Malthus öffnete das Fenster und fühlte mit der Hand die Sprossen. „Jetzt, Sibylla, wirf Deinen Mantel hinunter, damit Du ihn dann umnehmen kannst.“ — „Ich habe gar keinen Mantel,“ sagte Gräfin Sibylla. — „Nun, das hätte ich mir denken können! Komm, ich werde Dich tragen.“ — „Aber nein, Malthus, das würde Dir Mühe machen, und ich steige viel besser allein,“ lachte sie. Ihre Augen strahlten vor Vergnügen. Dem scheuen, furchtsamen Geschöpfchen, welches vor jedem rauhen Wort zusammenfuhr, konnte kein noch so entsetzliches Schauspiel imponieren, fühlte sie sich nur geliebt und verstanden. Ehe Malthus es hindern konnte, glitt sie behende die lange Leiter hinab, wobei sie noch mit einem Arm das Eichkätzchen hielt. Malthus folgte ihr. Unten wurden beide von Jakob laut schluchzend in Empfang genommen; aber die fallenden Brände belehrten sie, daß hier ihres Bleibens nicht sei, und Malthus frug nach dem Baron.

„Der gnädige Herr war just noch hier; er hat versucht, in die Zimmer der alten Baronin zu kommen, aber die sind schon alle eingestürzt. Es ist umsonst. Die Mamsell und die andern Weiber hat er schon nach Friedrichshof geschickt und die Spritzen bestellt.“ Sie waren jetzt auf der Brücke und Malthus sah sich nach dem Schlitten

um, als Baron St. Alban blaß und verstört aus dem Thorwege kam. Er sah zur Seite nach dem brennenden Turm. „Sie haben Sibylla gerettet, Gott sei Dank! Ich war unglücklicher."

Malthus reichte ihm stumm die Hand. „Kann ich noch helfen?" frug er. „Ich danke Ihnen. Die größte Hilfe ist mir, wenn Sie Sibylla in Sicherheit bringen. Hier kann sie nicht bleiben." — „Ich werde sie zu meiner Schwester Seraphine bringen," sagte Malthus. „Thun Sie das," antwortete der Baron hastig, „der Schlitten wartet unten im Walde."

Er ging davon und Malthus eilte mit Sibylla zum Schlitten. Jakob half ihm, die Komtesse in die warmen Decken zu hüllen. Dann sprang Malthus hinein und rief dem Kutscher zu: „Nun, was werden aber Eures Herrn Pferde dazu sagen, jetzt noch nach Altstadt zu laufen?" — „Bitte Herr," sagte der Pole beleidigt, „spotten Sie nicht; der Graf Schuwalowsky, von dem mein Herr die Pferde kaufte und dessen Kutscher ich war, fuhr mit ihnen 50 Werst ohne zu futtern oder auszuruhen." — „Darauf hin also fort!" lachte Malthus, und mit hellem Läuten glitt der Schlitten durch den Wald davon.

Das große brennende Schloß stand bald wie ein feuriges Schreckgespenst hinter ihnen und streckte vergeblich seine gelben Feuerarme nach ihnen aus. Sie aber waren klug, sie sahen sich nicht um. Wenig kümmerten sie sich um das, was hinter ihnen lag; Malthus hatte an wichtigere Dinge zu denken: „Deine Hände frieren, Sibylla, stecke sie unter die Pelzdecke." — „Aber sie frieren gar nicht. Noch nie in meinem Leben war ich so eingepackt. Malthus, fahren wir jetzt zu Seraphine? Wirklich?" — „Wo wohl sonst hin?" Sibylla schauerte vor Vergnügen zusammen. „Oh, wie ist das alles herrlich, Malthus — werde ich nun immer, immer bei Seraphine bleiben?" Er schwieg unwillkürlich; dann nahm er ihre Hand in die seine und beugte sich zu ihr herab. „Liebst Du mich, Sibylla?" frug er angstvoll, „ich denke manchmal, daß Du mich nur deshalb gern hast, weil ich Seraphines Bruder bin."

Sie schlug den Blick zu ihm auf; in diesem einen Blick lag die ganze leidenschaftliche Innigkeit, die der tiefen Liebe eigen. Aber dies Gefühl in schöne Worte zu kleiden verstand sie nicht. Nach langem, nachdenklichem Schweigen sagte Malthus: „Weißt Du, was wir jetzt thun müßten?" — „Nein, ich weiß es nicht." — „Wir müß-

ten uns verloben." — „Wie macht man das?" frug Gräfin Sibylla neugierig. „Oh, nichts ist leichter gelernt," versetzte der junge Lehrmeister. „So?" frug Sibylla seufzend, „dann muß ich wohl sehr dumm sein; denn ich bin schon so lange mit Onkel Lothar verlobt und weiß noch immer nicht, wie es dabei zuging." — „Schlimm, sehr schlimm," sagte Malthus ernsthaft, „so bist Du die Braut Deines Onkels? Da mußt Du freilich auch seine Frau werden." — „Muß ich wirklich? Hat die Tante recht?" frug das kindliche Mädchen erschrocken, „aber nein," fügte sie plötzlich erleichtert hinzu, „Jakob sagte heute, ich würde Deine Frau werden und mit Dir in einem Schlosse leben." — „So, Jakob hat es gesagt? Nun, Jakob muß es wissen," lachte Malthus, „was fange ich mit Dir an, Sibylla? Was wirst Du draußen in der Welt eigentlich beginnen? Wie soll ich Dir begreiflich machen, daß Du mir gehörst, mir ganz allein, Du Kätzchen, und daß Du nicht etwa den Leuten erzählst: ich bin die Braut Onkel Lothars, aber ich werde die Frau von Malthus!" — „Sind da draußen viele fremde Leute?" frug Sibylla ängstlich, „wirst Du aber immer bei mir bleiben, wie damals im Herbst am Meere? Oh Malthus, war das wunderschön!" — „Wunderschön? Oh Sibylla, wenn Du mich erst lieben wirst, wie ich Dich liebe, wenn Du alles wissen wirst, dann wirst Du nicht mehr von „wunderschön" sprechen!" — „Ja, Du warst manchmal traurig. Weshalb warst Du traurig?" — „Weil ich Dich liebte, aber weil ich zu stolz war, um Dir das zu sagen." — „Zu stolz?" wiederholte sie, „schämst Du Dich meiner? Ich bin nicht hübsch angezogen, das weiß ich, und ich bin auch noch entsetzlich dumm." — „Ich schämte mich Deiner nicht, aber Du warst sehr reich, Sibylla; man hätte denken können, ich wolle durch Dich Tannhausen zurückhaben." — „Tannhausen aber gehört Onkel Lothar. Ich bin nicht reich," versetzte Sibylla, den Kopf schüttelnd.

Die Adlersteinschen Rappen rechtfertigten ihren Ruf. Sie liefen unermüdlich. Es war eine wundervolle Fahrt. Das Schneetreiben war vorüber gezogen; die Sterne blitzten und flimmerten und die dunklen Tannen neigten ihre schneebeladenen Äste. Mitten in der Nacht langten sie in Sternheim an. Malthus hatte die Schellen abnehmen lassen. Er führte Sibylla in das Haus, welches die alte Cordula schlaftrunken öffnete. „Hier, Cordula," sagte er mit sorgloser Gemütsruhe, „wecke niemand, aber bringe dieses kleine

Mädchen augenblicklich in Fräulein Stella's Zimmer zu Bett. Ich komme morgen wieder, dann sollst Du erfahren, wer es ist. Er sprang in den Schlitten und fuhr fort, indessen Cordula, vor Staunen starr, das blasse, schüchterne Mädchen frug: „Aber liebes Kind, was soll das heißen? Wer bist Du denn?" — „Seine Braut," sagte Sibylla.

XXI.

„Ist der Junge toll geworden?" frug Onkel Sternheim am nächsten Morgen, als er am Kaffeetisch saß und den Vögeln zusah, welche vor dem großen hellen Fenster voll blühender Hyazinthen umherhüpften und ihr Futter aufpickten, „ist er toll, oder hast Du geträumt?" — „Nein, es ist wirklich wahr! Das arme Kind! Du kannst Dir mein Erstaunen denken, als Cordula mich heute früh in Stella's Zimmer führte und mir sagte: na, gnädige Frau, da haben wir eine schöne Bescherung! Und wie ich mich über das Bett beugte, wachte das arme Kind auf und sah mich lange an, dann legte es die Arme um meinen Hals und frug: bist Du die Tante von Malthus?" — „Aber was in aller Welt fiel ihm ein, sie bei Nacht und Nebel herzubringen?" — „Ich glaube, Tannhausen muß brennen; das Klarste, was ich aus ihr herausbekam, war: da war ein großes Feuer, und Malthus brachte mich fort, und ich bin seine Braut!" — „Na, schön," brummte der Onkel; „daß man dies noch erleben muß! Malthus verschafft der Erbin von Tannhausen ein Obdach, weil sie, wie es scheint, kein Obdach mehr hat. Hoffentlich kommt er bald, um uns die nötigen Aufklärungen zu geben." — „Gewiß, gewiß. Seraphine ist ganz glücklich, sie konnte es kaum erwarten, die Kleine zu sehen. Sie sagte mir, Malthus liebte sie schon lange, hätte aber bisher aus begreiflichem Stolz seine Neigung verschwiegen. Gestern Morgen aber hat Seraphine plötzlich einen Brief von ihm bekommen, worin er ihr mitteilte, daß er im Begriff stehe, nach Tannhausen zu reiten und sein Glück zu versuchen. Es scheint, er ist gerade zu dem Moment hingekommen, wo denen da das Haus über dem Kopfe zusammen brannte." — „Hm, hm," meinte der Onkel, „wahrscheinlich hat es die alte Hexe selbst angesteckt aus Angst

vor dem unerwünschten Freier! Na, ich bin bloß begierig, die wunderbare Märchenprinzessin zu sehen."

Dieser Wunsch ward bald erfüllt; denn man hörte jetzt Seraphines Rollstuhl, die Thüre öffnete sich und Oberst Sternheim blickte mit wachsendem Erstaunen auf das blasse Mädchen, dessen schmächtige Gestalt in einem dunklen Kleide von abgetragenem Aussehen hinter dem Stuhl, den sie schob, auftauchte. Der gute Oberst wußte wirklich nicht recht, was er denken und sagen sollte. Seraphines liebliches Gesicht strahlte, von einem Schimmer verklärender Freude übergossen, sie streckte dem Onkel die Hand hin und sagte: „Dies ist Gräfin Sibylla, habe sie lieb, Onkel, sie ist meine Schwester." Die Tante hatte schon eine Tasse mit Kaffee gefüllt und ein Stück Kuchen abgeschnitten. Mit einem mütterlichen Kuß, der unwiderstehlichem Mitleid entsprang, zog sie das scheue Kind auf einen Stuhl und sagte: „Vor allen Dingen iß, mein Herzchen, und dann erzähle uns, was für ein Unglück es gegeben hat."

Da saß nun Sibylla und ließ ihre großen, glänzenden Augen schüchtern aber neugierig umherwandern! Sie meinte, nie in ihrem Leben etwas so Schönes gesehen zu haben wie dies sonnenhelle Zimmer mit dem frischgrünen Teppich, den vielen Bildern, Hirschgeweihen und bronzenen Statuetten an den Wänden, den altmodischen aber glänzenden Möbeln, den duftig weißen Mullvorhängen und dem Flor blühender Reseda, Tulpen und Primeln in den Fenstern! Dazu die Gegenwart Seraphines, das Gefühl des Geborgenseins, das mütterliche, rosige Antlitz der alten weißhaarigen Dame, aus deren Augen Herzensgüte strahlte; das war alles wie ein Traum! Es wäre allein fast genug des Glückes gewesen, selbst ohne den Gedanken an Malthus. Hin und wieder flog ihr Blick zu dem alten, gemütlichen Herrn mit der Pfeife, aus welcher weiße Wolken stiegen. Eine große Katze saß neben ihm auf dem Sofa, er strich ihr manchmal mit der Hand über den Rücken. Diese eine Bewegung gewann schon Sibylla's Herz. Sie trank schweigend ihren Kaffee, dann stand sie, unwiderstehlich angezogen, auf und nach einigem Zaudern und einem Blick auf Seraphine setzte sie sich auf das Sofa, so daß die Katze zwischen ihr und dem alten Herrn saß, und strich, ohne ein Wort zu sagen, die Augen ernsthaft auf den Onkel gerichtet, über das Fell der Katze. Dann kam endlich die leise zutrauliche Frage: „aber thut sie dem gelben Vogel dort oben nichts zu Leid?"

„Nein," sagte der Onkel entzückt, „dazu ist sie viel zu gut erzogen."

Sibylla zog, nun schon mutiger, die Katze heran und liebkoste sie zärtlich. „Hier ist alles gut, selbst die Katzen. Unsere Katze hat Jakobs Staar gefressen."

Der alte Herr betrachtete das Mädchen bereits mit beginnender väterlicher Zärtlichkeit. Sie hatte ein bezauberndes Lächeln, voll unschuldigem Liebreiz, und ihre Augen sprachen ungemein viel mehr als der Mund — und wenn sie errötete, war ihr Gesichtchen plötzlich hinreißend hübsch. Sie war auch bei aller Schüchternheit gar nicht ängstlich, sie liebte alle diese Menschen, sie waren ja so gut! Sie bedurfte nur einiger freundlicher Worte und ihre natürliche Lebendigkeit brach sich Bahn. Sie erzählte, was sie selber wußte; es war nicht viel und der Bericht ziemlich kindlich, aber ihre Vertraulichkeit hatte etwas Bestechendes. Von Zeit zu Zeit stand sie auf, um Seraphine zu umarmen und ihr zuzuflüstern: „Oh ich bin so glücklich! so glücklich! Ich bleibe nun immer bei Dir." — „Kleines Komteßchen," sagte der Onkel, indem er seine Pfeife hinlegte, „ich sehe es schon kommen, daß ich Dich dem Jungen nicht gebe, sondern hübsch hier behalte!"

Da sprang die Thür auf, Malthus trat herein, winterfrisch lachend und strahlend, so wie man ihn lange, lange hier nicht gesehen hatte. Sibylla wußte nichts davon, wie sich eine junge Dame in diesem Falle zu benehmen hat. Sie sprang auf und flog ihm entgegen. „Ich habe allen gesagt, daß ich Deine Braut bin!" flüsterte sie stolz, und er kam lachend herzu und beugte sich über Seraphines Stuhl. Bruder und Schwester bedurften keiner Aussprache; er hielt nur ihre Hand fest, während der Oberst ausrief: „Nun sag mir, Du Junge, was in aller Welt soll das alles bedeuten?"

Statt der Antwort zog Malthus den Brief hervor und gab ihm denselben ab. Das war eine genügende Erklärung. Sie schlug wie eine Bombe in die ahnungslose Familie und versetzte dieselbe in eine sehr begreifliche Aufregung. Malthus der rechtmäßige Herr von Tannhausen, der Sohn des Hauses, kein adoptierter Namensvetter, nein, der Urenkel des Freiherrn Christoph!

Am Nachmittag war Seraphine allein im Gartensaal unten, als Baron St. Alban eintrat. Sie blickte ihm teilnahmsvoll entgegen und hielt ihm ihre Hand hin; er aber warf sich leidenschaftlich vor ihr nieder und rief mit flammenden Augen: „Hier liegt

der Bettler vor der Herrin von Tannhausen! Er fühlt sich in dieser Stunde reicher als ein König!" Das war sein erstes Gefühl. In zweiter Linie erst kam der Schmerz um den Verlust einer Mutter, die ihn nie verstanden, nie geliebt hatte. Er erzählte den ganzen Verlauf des Unglücks. Tannhausen war zum größten Teil eine Ruine, nur der in den Park ragende, vermauerte Flügel erhalten. Die Feuerspritzen trafen gerade noch zeitig genug ein, um ihn zu retten. Die verbrannten Wertpapiere waren kein Verlust. Eine Liste mit ihren Nummern befand sich in Friedrichshof.

Herrn von Sternheim und seiner Frau war anfangs das Wiedersehen mit dem Baron ein wenig peinlich. Es ist doch keine Kleinigkeit, einem Manne zu begegnen, der durch ein Glied der Familie eben zum Bettler geworden ist! Aber sehr bald verschwand diese Verlegenheit. Baron St. Alban war von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit; er hätte am liebsten alles sofort in's Reine gebracht, und sein Entschluß, fortan in Friedrichshof wohnend, sein begonnenes Werk an Tannhausen fortzusetzen, stand fest.

Wegen der Trauer sollte die Verlobung erst nach mehreren Wochen gefeiert werden, aber so wie Sibylla mit der nötigen Toilette versehen war, fuhr Frau von Sternheim mit ihr nach Altstadt, um sie der Obristin zu zeigen. Diese schwamm in Entzücken. Sie kamen gerade mitten in eins der gewöhnlichen Offizierdiners und Sibylla blickte mit ihren großen Augen so harmlos umher wie ein Reh. Sie fühlte nicht die mindeste Bangigkeit vor den vielen blitzenden Gestalten. Sie lächelte alle unbefangen an. Wie gut mußten sie alle sein; sie trugen ja alle dieselbe Kleidung wie Malthus. Sie waren ihr alle so heimatlich bekannt.

„Nun, Komtesse," sagte die Obristin in ihrer derben Weise, „wie gefallen Ihnen meine Husaren?" — „Oh!" flüsterte Sibylla, „ich liebe die Husaren sehr, sehr, sehr." Das war der Obristin genug! „Das wird einmal meine Nachfolgerin!" proklamierte sie späterhin ihren Eltern, „ich kann jetzt ruhig sterben!" Fürs erste lebte sie aber sehr fröhlich weiter.

Altstadt war natürlich in gebührender Aufregung. So großartige Neuigkeiten hatte es lange nicht gehört. Man wartete mit Ungeduld auf die Veröffentlichung der Verlobung, um welche ja doch jedermann wußte. Gräfin Ellas war noch nicht nach Rom gereist. Sie gab nach dem Silvesterball noch acht Tage zu, weil sie

sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, ein stolzes Herz zu brechen. Nur daß hierzu acht Tage nicht genügten!

XXII.

„Schöne Schlangenkönigin," sagte Lettow, indem er mit einer ironisch tiefen Verneigung vor Gräfin Ellas trat, welche auf dem Eckdiwan in Leona's Blumenzimmer lag; „ich stehe vor Ihnen in der Eigenschaft eines Brautwerbers." — „Fi donc, wie hausbacken das klingt," versetzte die Gräfin lächelnd, „ich sehe schon Georginensträuße, bekränzte Hochzeitswagen, erhobene Bierseidel und rote Bänder vor mir." Leona, welche stickend am Fenster saß, blickte sich um und frug, was es gäbe. „Es handelt sich darum, unsere liebenswürdige Kousine unter die Haube zu bringen." — „Bitte, versuchen Sie es!" — „Soll ich Ihnen den Reichtum des Betreffenden an Ochsen und Merinoschafen rühmen, oder würde eine Beschreibung seiner Heuernten noch mehr Reiz haben?" — „Ah, also ist er Landmann." — „Er ist im Besitz einiger Äcker. Ob er ein Kleefeld von einem Kornfeld unterscheiden kann, bezweifle ich." — „Allerliebst. Ich sehe mit Vergnügen einer näheren Bekanntschaft mit diesem Trefflichen entgegen. Kann er lesen?" — „Es kommt darauf an. Eine Predigt schwerlich, aber einen Speisezettel desto besser." — „Sage es doch, Georg, Du machst mich neugierig. Ist es Graf Rothen?" Lettow verneigte sich. „Oh," sagte Leona enttäuscht, „davon kann ja aber doch nicht die Rede sein." — „Das erlaubte auch ich mir, ihm bereits zart anzudeuten." — „Wirklich, Georg?" Leona blickte erfreut auf. Sie hatte geglaubt, Lettow würde alles daran setzen, um diese Heirat zu vermitteln; sie war früher sein Wunsch gewesen. „Es freut mich sehr, Georg, daß Du dagegen bist, ich bin auch überzeugt, Gisela wird nie einen solchen Mann nehmen." — „Nun, und wie müßte der beschaffen sein, der dieser Ehre würdig wäre?" frug die Gräfin lächelnd. „Oh, das müßte etwas ganz Besonderes sein," versetzte Leona, „ein Mensch, der seine Mitmenschen in allem überragt. Ein großer, bedeutender, geistvoller Mann, ein Mann, der meine Gisela verstehen und wür-

digen kann!“ Und Leona beugte sich über die Freundin und küßte sie.

Die Gräfin sah ihr mit einem langen, seltsamen Blick in die Augen. „Ich stellte schon viele auf die Probe, bestanden hat dieselbe noch keiner!“ sagte sie. — „Ihr jetziger Schüler ausgenommen,“ versetzte Lettow mit leisem Spott, „oder brach auch schon er sich den Hals? Stille Wasser sind tief.“ — „Was Sie für Thorheiten reden, Georg! Wenn Sie nichts Besseres zu sagen wissen, halte ich es für zweckmäßiger, jetzt für den Abend Toilette zu machen. Das Verlobungsfest beginnt um acht Uhr, wie ich hörte, und die Obristin liebt Pünktlichkeit.“

Sie erhob sich und verließ das Zimmer; Lettow that, als ginge er zur anderen Thüre ebenfalls hinaus, doch er blieb zögernd stehen und sah sich nach Leona um. Diese stand vor ihren Blumen und band einige grüne Absenker an kleine weiße Stäbchen fest; sie that es mechanisch, sie war in Gedanken versunken. Wie war sie bisher ihren Weg gegangen?

Ein halbes Jahr war es jetzt her, daß sie im Herbst erkennen mußte, wie dornenvoll der Weg sei, der durch die Welt zum Himmel führe. In diesem halben Jahr hatte die Altstädter Gesellschaft bereits ihre frühere Physiognomie verändert. Frau von Lettow war nach wie vor Tonangeberin, aber der Ton, den sie angab, war ein anderer als bisher. Sie war mit ruhiger Sicherheit vorangegangen und hatte durch ihre Art und Weise alle gewonnen. Nichts leichter als das! In der Gesellschaft ist abwechselnd die Frivolität oder die Frömmigkeit Modesache. Von den Soireen, die im Lettowschen Hause stattfanden, ging jedermann entzückt heim. Die Ehemänner beneideten Lettow um eine solche Frau; die jungen Offiziere schworen, ihr zuliebe solide werden zu wollen; die Damen meinten, wenn die Würde so schön mache, wollten sie fortan alle würdig leben. Sie ging jeden Sonntag in die Kirche, fortan folgten sämtliche Damen ihrem Beispiel. Mochten sich nun aber auch manche taube Körner in der Saat befinden, hier und da ging doch ein Lebensbäumchen auf und gedieh, und der Geist, der die Gesellschaft durchwehte, war ein anderer.

Lettow's galten für ein ungemein glückliches Ehepaar. Die schöne Frau erschien stets mit lächelnder Miene am Arme ihres Mannes, dessen Augen ihr folgten, sowie sie sich entfernte. Sie war von unveränderlicher Freundlichkeit gegen ihn; kein Mensch sah je-

mals mehr einen Schatten oder eine Gemütserregung auf ihrem Gesicht. Ob in Gesellschaft, ob zu Hause, ob ganz allein mit sich oder mit ihm, sie veränderte sich nie. Ihr Denken und Sorgen konzentrierte sich in dem Wunsche, Lettow ihre Dankbarkeit zu beweisen, indem sie ihm das Leben angenehm machte. Sie wurde nicht müde, darüber nachzusinnen, wie sie ihn unterhalten und amüsieren könne, ohne ihr Haus wieder zu entweihen. Doch unterhalte jemand einen Menschen, welcher gähnt, sowie er von weitem ein Buch erblickt; welcher spottet, sowie ein ernstes Gesprächsthema aufkommt, und flucht, sowie er sich ärgert! Bis in Leona's Gedankenwelt drang dieses Bewußtsein nicht, das trostloseste Bewußtsein für eine Frau, daß der Mann, der ihr Stütze und Autorität sein sollte, tief unter ihr steht. Nur die Liebe kann da eine Brücke schlagen. Aber wo diese nicht vorhanden? Doch wie gesagt, selbst ihre Gedanken wagten sich nicht auf dieses Gebiet. Sie ging mit geschlossenen Augen daran vorüber.

„Leona! Woran denkst Du!" Lettow trat heftig auf sie zu; sie hatte keine Ahnung davon, daß er in der Nähe sei, aber sie erschrak nicht einmal. Sie wandte sich ruhig um und legte die Hand auf seinen Arm. „An Dich," sagte sie und sah ihn an. — „Das ist nicht wahr!" schrie Lettow wütend. — „Georg!" sagte seine Gemahlin mit sanftem Vorwurf. — „Viel wirst Du an mich denken, wenn Du hier bei Deinen verwünschten Blumen stehst!" fuhr er fort, in der Hoffnung, einmal doch nur durch ein unwilliges Erröten, eine verräterische Bewegung das zarte, marmorweiße Gesicht verändert zu sehen. — „An wen denn sonst, Georg? Steh doch nicht so zürnend da, was habe ich Dir denn zu Leid gethan? Bin ich kalt oder unfreundlich gegen Dich gewesen?" — „Oh nein, aber an Deiner faden Freundlichkeit, hinter der so gar nichts steckt, liegt mir nichts." Sie seufzte ein wenig und blickte vor sich hin. „Hinter meiner Freundlichkeit steckt der herzliche Wunsch, Dir das Leben angenehm zu machen und Deine Wünsche zu erfüllen." — „Oh jawohl, eine Gesellschafterin, eine Wirtschafterin könnte ich auch für Lohn haben. Du bist musterhaft!" — „Doch ich beanspruche einen höheren Titel," versetzte sie ruhig lächelnd, „ich bin Deine Frau!" — „Daß ich das nur erfahre!" spottete Lettow, „Du bist vielleicht die Frau dieses Oleanders hier oder dieses grünen Unkrautes! Wenigstens hast Du für Deine abgeschmackten Hopfenguirlanden und Klatschrosen in

einer Stunde mehr zärtliche Gefühle, als Du für mich haben wirst, und wenn wir noch 80 Jahre lang „Mann und Frau" spielen."

Sie sah ihn nur ernst sinnend an, als erwäge sie seine Worte, dann sagte sie: „Auch diesen Vorwurf sollst Du nicht wiederholen müssen." — „Was willst Du thun?" frug er hastig. — „Oh, nichts Großes." — „Unsinn, Leona. Du sollst nichts thun, was Dir schwer wird. Nur um Himmelswillen keine Opfer bringen; ich hasse das! Gibst Du etwa Deine Blumen weg, so muß ich nachher mit ansehen, wie Du melancholisch wirst!" — „Bitte, triff mich dabei! Ich werde nur mehr Zeit für Dich gewinnen. Ich möchte täglich mit Dir reiten. Vielleicht wirst Du dann zufriedener mit mir sein."

Lettow ergriff ihre Hand, küßte dieselbe und verließ das Zimmer. Leona blieb ziemlich ebenso zurück, wie er sie gefunden hatte, bis Gräfin Ellas eintrat und ihre prächtige, silberstoffene Schleppe vorsichtig heranziehend, neben die Freundin trat. „Nun, was sinnst Du hier? Es ist die höchste Zeit, daß Du Dich anziehst!" Leona wandte sich um. Eine tiefblaue Samtweste umschloß die elfenhafte Taille der Gräfin. In ihren glänzend schwarzen Haaren, zu zierlichem Flechtendiadem verschlungen, blitzten einzelne silberschimmernde, mit Diamantstaub bestreute Sternblumen. „Ah, Du bist bereits feenhaft, ich werde gleich gehen. Übrigens ist noch viel Zeit, und ich versprach Leon und Stella, sie in unserem Wagen abzuholen, also fährst Du vielleicht mit Georg voraus." Die Gräfin nickte zerstreut. Sie stand vor dem Spiegel und steckte mit Sorgfalt die Sternblumen nochmals um und summte den Anfang eines Liedes vor sich hin.

„Es ist schade, daß Sibylla's Trauer die Aufführung eines kleinen Lustspieles verhindert," sagte Leona, „es würde die Menschen mehr unterhalten als die projektierte musikalische Abendunterhaltung." — „Herzchen," sagte die Gräfin lächelnd, „ich verspreche Dir, daß die Leute das Theater vergessen sollen." — „Ich hoffe," sagte Leona, „Du beabsichtigst nicht mehr als Seraphines Nerven vertragen können." — „Es wird ihren Nerven überaus wohl thun." Und Gräfin Ellas sah nachdenklich ihr Spiegelbild an, während Leona in das anstoßende Zimmer ging, um sich anzuziehen. Sowie sie fertig war, fuhr sie nach der Gärtnerei Rosenheim. Hier stieg sie aus und ging in's Haus, jedoch nicht sogleich herauf zu ihren Geschwistern. Zuerst trat sie unten in Gärtner Jürgens sauberes

Zimmer. Jürgens kam der schönen Dame, in der Meinung, sie wolle noch einige frische Blumen für das stadtbekannte Fest, sogleich mit guten Vorschlägen entgegen. „Was die Frau Rittmeisterin" — Die Dame schnitt diesen Anfang gleich ab: „Lieber Herr Jürgens, ich bin Frau von Lettow. Ich liebe es nicht, Frau Rittmeisterin genannt zu werden." — „Aber natürlich!" sagte der verblüffte Jürgens, ohne im mindesten zu wissen, weshalb diese Laune natürlich sei, „ich meine nur, was die gnädige Frau von Lettow wohl wünschen? Rosen? Tazetten? Kamelien?"

Aber die gnädige Frau wünschte nichts derartiges, sie frug bloß nach, ob Herr Jürgens noch mehr Quartier zu vermieten habe. Nämlich Quartier für Blumen. „Denn ich wünsche, etwa hundert Blumenstöcke in Pension zu geben." — „Ach, die gnädige Frau wird wohl verreisen? Ich bin bereit, jede Anzahl Blumenstöckchen zu versorgen. Auf wie lange?" — „Für immer."

Dieses Wort setzte den Handelsgärtner in nicht geringes Erstaunen. „Wenn die gnädige Frau Ihre schönen Blumen los sein wollen, so bin ich immer bereit sie zu kaufen." — „Aber ich verkaufe sie nicht. Ich will im Gegenteil für die Pflege derselben reichlich zahlen; wenn ich nur weiß, daß sie in Ihren Glashäusern gut aufgehoben sind." Meister Jürgens sah nicht ein, wozu das gut sein solle, aber er ging natürlich darauf ein.

„Ich habe noch eine Bedingung," sagte die Dame, nachdem sie sich über das Kostgeld geeinigt hatten, „Sie müssen die Blumen noch heute abholen. Ich wünsche sie nicht mehr vorzufinden, wenn ich aus der Gesellschaft zurückkomme. Meine Leute werden Ihnen die Stöcke alle ausliefern. Sie ging zur Thüre, doch sie blieb noch einmal stehen. „Haben Sie acht auf den kleinen, verkrüppelten Orangenbaum," sagte sie, „er bedarf vieler Pflege."

Jürgens versprach sein Bestes. Ihm war, als bebe die süße, melodische Stimme der Dame, wie sie fortfuhr: „Überhaupt sind manche zarte Pflanzen dabei. Die Warmhausluft wird ihnen gut thun." Dann ging Frau von Lettow, von Frau Jürgens höflich geleitet, die weiße, saubere Treppe hinauf und fand oben im kleinen Wohnzimmer Leon vor dem Klavier. Er war sehr sorgfältig gekleidet, was man sonst nicht von ihm sagen konnte; der Samtrock erschien von modernem Schnitt, seine kastanienbraunen Locken, die jedem Mädchenkopf zur Zierde gereicht hätten, fielen in glänzenden Ringeln fast

bis auf den Rücken herab. Beim Eintritt seiner Schwester erhob er sich hastig, schlug das vor ihm liegende Notenheft zu, grüßte sie zerstreut und sagte, nach der Uhr sehend, ungeduldig: „Stella wird uns warten lassen. Sie ist noch immer nicht fertig mit ihrem Anzug." — „Ich habe Geduld," erwiderte Leona und setzte sich an das Fenster. Sie war in letzter Zeit öfters hier gewesen, um Stella zu besuchen, da dieselbe jetzt viel allein war. Leon hatte sich wieder vor das Klavier gesetzt und blickte auf die Tasten. „Was schreibst Du jetzt, Leon?" frug seine Schwester, da er gar keinen Anfang machte. Sie deutete auf ein Schreibzeug, neben welchem einige zusammengeheftete Blätter lagen. Ein flüchtiges Rot überzog das schmale, blasse Antlitz ihres Bruders. Er nahm die Blätter fort und schloß sie ein. „Ich schreibe augenblicklich nichts." — „Nichts? So ist Dein großes Werk, welches Du im Herbst begonnen hast, schon beendet?" — „Wer hat Dir etwas davon gesagt?" frug er gereizt. — „Oh, Stella erwähnte es manchmal," sagte Leona. — „Solche vorzeitige Indiskretionen können einem Schriftsteller von vorn herein die Lust zur Arbeit nehmen," versetzte er in einem Ton, welcher auf einen hohen Grad nervöser Gereiztheit schließen ließ.

„Nun, so malst Du wohl fleißig?" — „Ich habe Gräfin Ellas gemalt." — „Das Bild muß doch längst fertig sein." — „Quäle mich nicht mit Fragen, Leona, sage mir lieber, ob Du weißt, wie es mit dieser Erbschaftsangelegenheit steht. Die Sache zieht sich nun schon Wochen hin. Stella muß doch einen Teil des Vermögens bekommen." — „Gewiß wird das geschehen. Bist Du in Sorgen, Leon, daß Du es so sehr dringend wünschest?" frug sie schnell. — „Sorgen?" versetzte er gleichgültig, „ich mache mir um dies erbärmliche Leben, um mein Essen und Trinken keine Sorgen." — „Aber vielleicht Stella desto mehr? Sage mir, Bruder, kann ich Dir helfen?" — „Ich danke Dir!" versetzte er stolz; „als ich Stella heiratete, sagte ich Euch, daß ich auf eigenen Füßen stehen könnte. Ich kann es auch. Ich bin unabhängig vom Luxus, aber was mir nachgerade unerträglich wird, ist die Entweihung der heiligen Kunst zu niedrigem Broterwerb! Sich bei dem Schaffen sagen zu müssen, daß es geschafft sein muß, daß sich die innersten Gedanken meiner Seele in Thaler verwandeln müssen und diese wiederum in das Kotelett, das meinen Magen befriedigt! Mein ganzes Sein sträubt sich dagegen. Ich hasse die Armut, ich ersehne mir Reichtum, denn

nur wenn sie frei ist, kann die Kunst sich schön entfalten und aufblühen. Der Zwang tötet den Genius." — „Und was gedenkst Du zu thun?" frug Leona, „wirst Du in ein besseres Quartier ziehen, wenn Stella im Besitz des Vermögens ist?" — „Ich wiederhole Dir, daß ich von dergleichen unabhängig bin; das mag Stella nach Belieben einrichten. Ich werde indessen wohl schwerlich hierbleiben. Ich gehe nach Italien." — „Aber Stella doch natürlich auch?" rief Leona betroffen. „Stella? — Natürlich," versetzte er so zerstreut, als habe er dies noch nie erwogen.

„Lieber Bruder," sagte Leona nach einer Pause, „ich hätte Dir eigentlich einen schwesterlichen Rat zu geben." — „Erspare ihn mir!" rief er heftig, „ich kann mir auf das Genaueste denken, von was er handelt. Ihr habt mich nie verstanden und werdet mich nie verstehen. Daher ist jeder Versuch zu einer Rechtfertigung meinerseits nutzlos. Ich bete zu einem Engel und Ihr glaubt, — genug! Ich bitte Dich, sieh nach, weshalb Stella eine solche Ewigkeit braucht, um sich anzuziehen." Leona hielt es für das Geratenste, seinem Wunsche nachzukommen. Sie trat in das kleine Atelier und von hier in das Schlafzimmer. Hier saß Stella in einem weißen, duftigen Mullkleide, dessen einziger Schmuck ein Sträußchen frischer Schneeglöckchen vor der Brust war. Auch in ihrem mädchenhaft geordneten, goldblonden Haar steckte ein solches Sträußchen. Sie saß unbeweglich in Gedanken verloren, und es kam Leona vor, als sei das kindliche, rosige Antlitz ernster, blässer und sehr schmal geworden.

„Bist Du fertig?" frug Leona, und sie glitt mit leiser, umsichtiger Hand noch einmal ordnend über die Toilette, es lag eine eigentümliche Feenmacht in ihren Händen. Sie verliehen durch ihre ordnende Berührung den Toiletten anderer denselben unnachahmlichen Schick, die vollendete Grazie, die an ihr selber so zauberhaft war. „Du hast Deine Ohrgehänge vergessen," sagte sie zum Schluß; „ich weiß, daß Du von Gisela zum Hochzeitsgeschenk ein Paar brillantene Tautropfen erhieltest. Wähle diese."

Stella errötete. Sie wandte sich in sichtlicher Verlegenheit zu einem Schubfach, nahm hastig einige Schachteln heraus und murmelte: „ich — ich kann sie wirklich nicht finden." Nach momentanem Schweigen löste Leona ihre eigenen kostbaren Ohrgehänge ab und befestigte sie bei Stella. „Trage sie, bis Du Gisela's Schmuck wiederfindest!" Stella sah noch verwirrter aus. „Ach nein, Leona,

wirklich nicht, ich bitte Dich. Ich glaube, Leon sähe es nicht gern." — „Darum kümmere ich mich nicht. Wo ist Dein Mantel? Hier — nun komme, ich werde ihn Dir umlegen." Stella versuchte noch, Gegenvorstellungen zu machen, aber ihre Kousine war schon im Atelier. „Habt Ihr Eure Prachtstaffelei auf den Boden gestellt?" — frug sie. „Verkauft" schwebte ihr auf der Zunge. — „Nein, sie steht ja dort." — „Ah, neben Leons Schreibtisch! — Und" —

Leona blieb stehen. Hinter dem beim Fenster stehenden Schreibtisch stand die kunstvoll geschnitzte Staffelei. Der Rahmen war darüber gehangen, aus demselben blickten Gräfin Gisela's goldfunkelnde Augen mit seltsam unstätem Blick. „So hat Gisela ihr Bild dem Maler überlassen?" — „Nein, dies ist eine Kopie," sagte Stella. Damit also hatte Leon seine Zeit verbracht, — das Bild, an dem seine Kunst gescheitert war, auch noch zu kopieren!

„Es ist ein großes Glück, daß Euch jetzt diese Erbschaft zufällt," sagte Leona, „ich fürchte, Leon versteht es nicht, für sein materielles Wohl zu sorgen. Sage mir aufrichtig, Stella, kann ich Dir nicht vorläufig helfen?" — „Ich danke Dir — nein," versetzte Stella, von neuem errötend; „das würde Leon kränken. Er wird schon wieder Lust zum Arbeiten bekommen; jetzt ist er nur mit seinem Verleger etwas uneinig. Ich glaube, er ruft mich."

Das war allerdings der Fall. Leon, der sonst jede Geselligkeit geflohen, war in solcher Ungeduld, als wären die teuren Pferde, die im Regen stehen mußten, seine eigenen! Schweigend fuhren alle drei in die Stadt. Die Fenster der Obristenwohnung waren hell erleuchtet; die hinter den herabgelassenen Vorhängen beweglichen Schatten zeigten an, daß die Gesellschaft bereits versammelt sei. Lettow erschien in der Hausthüre, sowie der Wagen hielt; er reichte seiner Frau schweigend den Arm und führte sie hinauf, Leon und Stella folgten. Es war allerdings eine große Gesellschaft. Die Kameraden des Bräutigams von nah und fern waren gekommen. Die Obristin, in funkelnagelneuer Uniform, ging strahlend, lächelnd, nickend zwischen allen hindurch. Ihre dunkelblauen gutherzigen Augen glänzten jedem willkommen zu! Ja, das war heute ein herrlicher Tag. Ihr Malthus, ihr Liebling, in seine angehörenden Rechte wieder eingesetzt, reich und angesehen und glücklicher Bräutigam eines Mädchens, welches eine aufmerksame Schülerin der Regimentsmutter ist, im voraus bereit, für alles Interesse zu fühlen, was das Regiment betrifft!

Die gute Frau begrüßte auch Stella und Leon aufs herzlichste. An den beiden war zwar „Hopfen und Malz verloren", aber heute wollte sie sich darum nicht kümmern! Leons Blicke schweiften bereits ruhelos umher, er bemerkte nicht, was in seiner nächsten Nähe vor sich ging. Stella sagte leise: Leon, hier sind Malthus und Sibylla! — doch er war schon, plötzlich auffahrend, unter der Gesellschaft verschwunden.

Malthus stand da wie ein junger König, dem gehuldigt wird. Die fürstliche Vornehmheit war ihm so natürlich, wie sie seinem Vater gewesen. Das schlanke Mädchen an seiner Seite blickte schüchtern, aber furchtlos um sich. Sibylla's große Menschenscheu hatte sich in eine ebenso große Menschenliebe verwandelt; denn sie machte täglich mehr die Entdeckung, wie unbeschreiblich gute Geschöpfe doch die Menschen seien!

Seraphine saß mit Leona und noch einigen Damen auf einem Diwan, von wo aus sie alles gut übersehen konnte. Es griff sie weit weniger an als die Hochzeit, welche sie im Sommer mitgemacht hatte, „denn", sagte sie mit ihrem strahlenden Lächeln zu Malthus, der immer wieder in ihre Nähe kam, „ich sehe nur Grund zur Freude!"

Baron St. Alban war ebenfalls nie weit von ihr. In wie weit es ihm gelang, seinem braunen melancholischen Antlitz den heiteren Ausdruck zu verleihen, der sich für ein Verlobungsfest „schickt", bleibe dahingestellt. Glücklich war er, das sahen alle, die ihn besser kannten, am meisten Seraphine. Sie konnte es ihm auch nachfühlen wie keine andere. Glücklich—ja, in Bezug auf diese Verlobung, in Bezug auf die Gewißheit, daß das, was er nie als sein Eigentum angesehen hatte, nun wirklich wieder im Besitz des rechtmäßigen Erben war. Aber in anderer Hinsicht empfand er Folterqualen. Er sah zum erstenmal Seraphine in Gesellschaft, umringt von Menschen, die ihr alle nahen, ihr einige Worte sagen wollten. Wer sie noch nicht kannte, ließ sich ihr vorstellen. Die Erscheinung des engelhaft schönen Mädchens, dessen reiner Blick jedem freundlich entgegenstrahlte, fesselte jeden. In ihrer sanften Heiterkeit, die aus tiefstem Herzen kam, lag ein besonderer Zauber, da dieselbe so im Gegensatz stand zu ihrem Leiden und ihrer Hilflosigkeit. Sie sprach zu jedem mit derselben Wärme und Herzlichkeit, sei es nun, daß Belsay vor ihr stand, oder die alte Frau von Marford neben ihr saß. Sie hatten nicht im mindesten Stella's Scheu vor Mama's wilden Husaren, und der leicht-

sinnige Lüttau war ebenso entzückt von ihr wie der biedere Major Schwarz. Alles das versetzte St. Alban in eine sehr trübe Stimmung. Jetzt setzte sich auch noch Gräfin Ellas neben sie und küßte sie. Seraphine bebte leicht zusammen; denn ihr instinktives Grauen vor der anmutigen Dame erwachte von neuem, gemischt mit einem unerklärlichen Gefühl des Mitleids und der Sympathie.

„Haben Sie eine magnetische Kraft in Ihrer Hand, mein Engel?" frug Gräfin Ellas, die seine Hand an ihre Stirne pressend, „das thut wohl". Sie schwieg einige Augenblicke, dann frug sie leise: „Sind Sie böse auf mich? Sie sehen mich so starr an." — „Nein," sagte Seraphine, den Kopf schüttelnd, „ich werde nur traurig. Sie sind mir wie ein Rätsel." — „Vielleicht wird dies Rätsel bald gelöst sein," flüsterte die Gräfin; „kennen Sie das Märchen von dem Prinzen, der sieben Proben bestehen mußte, ehe er die Hexe wieder in die Prinzessin verwandelte? Ich will Ihnen ein Geheimnis sagen: heute ist die siebente Probe. Seraphine sah erschrocken aus. „Ich begreife nicht," sagte sie ängstlich, „hat — hat dies irgend etwas mit — mit —" ihre Stimme wurde unhörbar, „mit meinen Geschwistern, mit Leon zu thun?" — „Leon?" frug Gräfin Ellas, ‚Leon? Sie träumen, Seraphine; wenn es einen Mann gibt, vor dem ich mich beuge, glauben Sie wirklich, daß dies der verliebte Thor wäre, der mir jeden Augenblick in jämmerlicher Charakterlosigkeit sein Leben, seine Ehre, sein Weib, seine Ideale zum Opfer bringen würde?" — „Sie haben mit ihm ein grausames Spiel getrieben," sagte Seraphine. — „Nein, ich habe ihn in guter Absicht von der Illusion geheilt, ein großer Künstler zu sein." Die Gräfin ward jetzt zum Singen geholt und Baron St. Alban nahm mit majestätischer Grandezza den Platz neben Seraphine ein. Hinter dem Sofa hervor aber, aus den Falten einer Portiere stolpernd, brach sich Leon plötzlich Bahn. Er hatte dort am Fenster gelehnt und die spöttischen Worte gehört, die ihn förmlich betäubten. Ihm war, als drehe sich der ganze Saal um ihn, er eilte rücksichtslos durch die Gesellschaft, ohne zu wissen, wohin er wollte. Einmal trat er dabei einer Dame so auf die Schleppe, daß dieselbe zerriß und die Betreffende sich erschrocken umsah. Leon stammelte hastig: „Pardon, mein Fräulein!" und stürmte weiter, aus dem Saal hinaus, indessen ihm Stella's bestürztes Gesicht nachsah! Und sie hatte Angst gehabt, ihre Ohrgehänge könnten ihm mißfallen! Die Angst war

wahrlich umsonst gewesen. Er sah weder sie noch ihre Ohrringe. Sie mußte in ein Nebenzimmer gehen, um den Schaden zu bessern und sich vom Schreck zu erholen.

Es fand ein förmliches kleines Konzert statt. Alle musikalischen Kräfte Altstadts hatten sich vereinigt. Auf einem erhöhten Podium stand der Flügel; Wachskerzen brannten zu beiden Seiten und der Hintergrund war mit blühenden Blumen dekoriert. So wie das Publikum Platz genommen, sangen vier junge Damen und zwei mit Stimmen begabte Referendare; es folgte Gesang und Spiel im Wechsel, ward mit Beifall aufgenommen und Sibylla, die ja nie in ihrem Leben andre Musik gehört hatte als die der Waldvögel, flüsterte Malthus mit glänzenden Augen zu, das sei so schön, so schön wie im Himmel! Ob wohl die Engel so sängen?

In den Pausen wurden Erfrischungen gereicht und dabei unterhielt man sich. Ganz zuletzt erschien Gräfin Ellas neben dem Flügel, ernstlächelnd und anmutsvoll. Das schwere, weißleuchtende Brokatgewand rauschte wie ein zu Eis erstarrter silberner Strom an ihr herab, aber der weiche, tiefblaue Samt, der Taille und Hüften umschloß, legte sich schmiegsam um die feinen Formen. Um die aus griechischen Ärmeln schimmernden weißen Arme trug sie oben die breiten goldenen Spangen, welche durch ihre Einfachheit auffielen. Man wußte schon, daß Gräfin Ellas eine köstliche Stimme und die vollendete Ausbildung einer Konzertsängerin habe. Meister Esti hatte erzählt, sie könne Wunder thun mit dieser Stimme. Er selber hatte in Rom eine ganze Gesellschaft in Thränen zerfließen sehen. „Ja, freilich in Rom," sagte die Obristin lachend, „aber meine Husaren haben stärkere Nerven. Wenn's noch der Regimentsmarsch wäre!"

Die Gräfin stand lächelnd neben dem Flügel, vor welchem irgend ein „junger Mann", der die Begleitung übernommen, bereits saß. Sie blätterte in den umherliegenden Noten und frug dann, was wohl das Publikum zu hören wünsche? Was das Brautpaar beföhle? Malthus verneigte sich. Er sei für jedes Lied dankbar! „Nun," versetzte die Gräfin liebenswürdig, „ich werde versuchen, den im voraus gezahlten Dank zu verdienen." Sie reichte dem Spieler ein Notenheft und dann wandte sie sich leichthin zur Seite. „Hätten Sie vielleicht die Güte, die Notenblätter umzuwenden?" frug sie. Ein halbes Dutzend Herren stürzte herbei, nur einer blieb ruhig stehen. Doch gerade an diesen einen war die Bitte gerichtet gewesen.

„Oh, meine Herren, Dank für Ihre Mühe. Doch um niemand zu kränken, wende ich mich an einen, der sich nicht an Ihrem höflichen Wettlauf beteiligte. Herr Rittmeister, darf ich bitten?" Der Angeredete trat jetzt ruhig heran und verneigte sich. „Ich stehe zu Befehl." — „Signor Esti hat entsetzlichen Unsinn über mich geschwatzt," sagte die Gräfin heiter, „ich werde alle Erwartungen täuschen. Ich werde Fiasko machen!"

Doch sie machte wahrlich nicht Fiasko! Was sie da sang? Kein Mensch wußte es und kein Mensch frug danach. Es war eine Sprache, die jedes Herz gefangen nahm. Eine süße einschmeichelnde, erobernde Sprache, die ein goldschillerndes Traumland zu malen schien. Sie verfehlte bei niemand die Wirkung. Junge Herzen entflammte sie zu feuriger Begeisterung, alte versetzte sie in Rührung. Zuerst herrschte lautlose Stille im Saal. Dann ward es unruhig. Man hörte hier und da Hüsteln, Räuspern, das Rauschen von Gewändern und bald mischte sich das laute Schluchzen des Oberst Sternheim, der ganz aus der Fassung geriet, in die herzbezwingenden Töne. Auch der Obristin liefen die Thränen über die Wangen und sie drückte krampfhaft die Hand der neben ihr sitzenden Majorin Mühlberg. Malthus mußte sehr bald alle Künste zärtlicher Überredung aufbieten, um die in Thränen zerfließende Braut zu beruhigen, während er doch selber momentan dem Zauber der Sirene so vollständig erlag, daß er den Blick nicht von der königlichen Gestalt abwenden konnte, deren Blick den ganzen Saal zu erleuchten schien. Selbst der Oberst Werther, dessen hageres, alltägliches Gesicht nie aus seinen gewohnten Falten zu kommen schien, mußte wenigstens am Schnupfen leiden, denn sein Taschentuch war in permanenter Bewegung und über die wetterbraunen Züge hin zuckte und huschte es, als plage ihn das Niesen; endlich ergab er sich und weinte. Auch der junge Adjutant konnte sich der Thränen nicht erwehren. Nun, das war kein Wunder, aber daß die ästhetische Frau von Marford ihrer Rührung nachgab, das war ein Wunder, da man von dieser Dame mit Recht behauptete, sie sähe jedesmal, wenn sie sich eine Konvenienzthräne abwische, wohl zu, daß dies mit der rechten und nicht mit der linken Seite des Taschentuches geschehe. — Baron St. Alban starrte wie ein Träumender nach der Zauberin hin. Er stand hinter Seraphine's Sessel, aber er wußte nicht mehr, wo er stand. Eine ganz unbeschreibliche Aufregung hatte sich aller bemächtigt. Jeder war be-

müht, der seinigen Einhalt zu thun, aber vergeblich. Etwas von dem Zauber, welcher einst die Schiffahrt durch Scylla und Charybdis so gefahrvoll gemacht haben soll, hielt die ganze Gesellschaft gefangen. Oh, Gräfin Gisela brauchte nicht nach Rom zu gehen; sie konnte, wenn es ihr beliebte, auch die kalten Nordländer zu einer über alle Grenzen gehenden Begeisterung führen! Als sie geendet, herrschte ein langes, nur vom verhallenden Schluchzen unterbrochenes Schweigen. Niemand wagte, dasselbe zu unterbrechen. Das Auge der Sängerin glitt langsam über die Gesellschaft, etwa so wie der siegreiche Feldherr nach gewonnener Schlacht über das Schlachtfeld blickt. Die vielen weißen, in eifriger Bewegung befindlichen Tücher schienen die Zeichen der Parlamentäre zu sein, die um Waffenstillstand baten! Und nun erst wandte sie langsam das Haupt nach dem Manne, um deswillen einzig und allein der Zauber heraufbeschworen worden war, — und sie begegnete einem höflichen, ruhigen, kalten Blick! einem Blick, in dem wahrlich nichts weiter stand als aufrichtige aber kritisierende Bewunderung. Die Notenrolle, die sie in der Hand gehalten hatte, entsank den schmalen, weißen Händen; sie erblaßte bis auf die Lippen, während sie lächelnd frug: „Nun ... habe ich Fiasko gemacht?“ Er zeigte auf die Gesellschaft. „Ich denke, der Sieg ist unzweifelhaft!“ sagte er verbindlich, „einen so vollendet künstlerischen Genuß haben wir in Altstadt noch nie gehabt.“ Sie sah ihn an. „Sie sind ein seltsamer Mann,“ sagte sie dann mit zitternder Stimme. Er hielt ihren Blick so ruhig aus, wie ein Soldat, der einer auf ihn gerichteten feindlichen Batterie standhält. Er ward auch nicht getroffen und ging nicht in Flammen auf! „Frau Gräfin scheinen vom Singen etwas angegriffen; darf ich vielleicht für eine kleine Erfrischung sorgen?“ — „Ich bitte darum!“

Sie stieg unter dem nicht enden wollenden Beifallssturm der Gesellschaft von der erhöhten Bühne herab, und er folgte ihr. Hatte sie wirklich Fiasko gemacht, oder wohnte in diesem Mann eine unfehlbare Selbstbeherrschung? — Das mußte sie erfahren.

XXIII.

„Ich bin in der That etwas angegriffen, ich bitte die Herrschaften, mir nur einige Minuten Erholung zu gönnen .. au revoir!“

sagte Gräfin Ellas und scheuchte mit einer einzigen hoheitvollen Handbewegung den Schwarm ihrer Bewunderer zurück. Sie trat in das leere Nebenzimmer und warf sich in einen Fauteuil. Wenige Minuten später trat Adlerstein ins Zimmer und stellte mit höflicher Verneigung einen silbernen Teller mit Erfrischungen vor die Wartende. „Hier ist, was Sie befahlen," sagte er ruhig. — „Danke." — Dann folgte eine totenstille Pause. Wie war es denn anders möglich, als daß der Mann dort im nächsten Augenblick die Maske abwerfen und vor der Sirene niederstürzen werde? Aber er that nichts von dem. Zum erstenmale in ihrem Leben blickte Gräfin Gisela mit spannender Ungewißheit in das Gesicht eines Mannes. Und dies Gesicht blieb gleichmütig. Die schöne Frau verbarg plötzlich ihr Antlitz in den Händen und brach in Thränen aus.

Gräfin Ellas war auch, wenn sie weinte, wunderbar schön. Es lag die sanfte Leidenschaftlichkeit eines trauernden Kindes in ihrem Schmerz. Niemand hätte wohl der Versuchung widerstanden, dies weinende Kind zu trösten. Und der Mann, dessen Mitleid sprichwörtlich geworden war, blieb kalt. Er, der sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben schien, die Thränen seiner Mitmenschen zu trocknen, er blieb ungerührt daneben stehen, wenn eine Gräfin Ellas weinte! Er frug nicht einmal: weshalb weinst Du? Nein, er mischte das brausende Wasser mit Zitronensaft, reichte der Dame das Glas hin und sagte: „Das wird Sie hoffentlich beruhigen."

Sie nahm die Hände vom Gesicht, ihre Wimpern hingen voll blitzender Thränen. „Beruhigen!" murmelte sie mit einem wehmütigen Lächeln. — „Ich hole augenblicklich Frau von Lettow!" — „Nein, auf keinen Fall. Ich brauche sie nicht," versetzte sie, „gehen Sie auch zu den Fröhlichen zurück. Lassen Sie mich allein." Und er ging wirklich.

Als die Thüre sich schloß, sprang Gräfin Ellas auf und erhob beide Arme. Ihr Antlitz war so weiß wie Schnee. „Verloren!" murmelte sie. Da schreckte ein Geräusch sie auf. Zwischen den Vorhängen des Fensters tauchte ein Gesicht auf, bei dessen Anblick die schöne Dame sofort sie selbst ward. „Leon!" sagte sie unwillig, „Sie sehen ja aus wie ihr Namensvetter Werther, ehe er sich erschoß! Was fehlt Ihnen?" Er stand jetzt vor ihr mit geisterhaft blassen Zügen, wirrem Haar, verzweifelndem Blick. „Ich habe alles gehört! Ich weiß jetzt, wie falsch Sie waren! Ich weiß jetzt, daß Sie hin-

ter meinem Rücken über mich spotten! Sie sind eine Schlange!" — „Lieber Junge," versetzte sie ungeduldig, „ich bitte mir eine respektvollere Anrede aus! Was wollen Sie?" — „Ihnen sagen, daß ich Sie hasse und verabscheue," gab er mit all der finsteren Entschlossenheit seiner vier und zwanzig Jahre zurück; „ich hörte, was Sie über mich sprachen. — Wohl. Ich bin geheilt. Ich gehe, um nie wieder Ihr Sklave zu sein!" — „Leon!" Eine kleine, weiße Hand ward ausgestreckt und das eine Wort und diese Hand genügten. Er lag vor seinem Abgott. Haß und Entschlossenheit schmolzen dahin vor ihrem Blick. Gräfin Ellas aber dankte dem Schicksal, daß es ihr in diesem Moment etwas vorwarf, was sie momentan fesselte, — eine kleine Spielerei!

„Mein junger Freund," sagte sie, „ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen. Sie sollen sehen, daß ich nicht herzlos bin, wie Sie denken. Ich habe den Gedanken nach Rom zu reisen aufgegeben. Ich reise nach Paris — morgen schon." Leon blickte sie starr an. „Dann sterbe ich," murmelte er. „Im Gegenteil, Sie sollen mich begleiten." — „Gräfin" — „Wegen meiner mannigfachen Geschäfte brauche ich, wenn ich auf Reisen bin, stets einen Privatsekretär, der die Korrespondenz mit Wildstein führt. Wollen Sie dies werden?" Er konnte nichts thun, als ihre Hand mit Küssen bedecken. Ein fast mitleidiges Lächeln erschien auf den Lippen der Dame. „Bedenken Sie sich aber wohl, Leon! Ich knüpfe an meinen Vorschlag eine Bedingung!" — „Jede — jede erfülle ich!" stammelte er. „Wohl! Ich verlange, daß Sie von dem Augenblick an, wo Ihre Zeit mir gehört, der Kunst entsagen für immer!"

Vor Leon's Augen fingen rote Lichter an zu flimmern, sein Gehirn schwindelte bereits, er fühlte unbestimmt, daß der Wendepunkt seines Lebens gekommen sei.

Die Leidenschaft siegte über den Genius! „Ich entsage!" stammelte er und brach dann halb bewußtlos zu den Füßen der Dame ohne Herz zusammen! — Sie riß ihn schön aus dieser Betäubung!

Das silberne Eisgewand rauschte, Gräfin Ellas stand hoch aufgerichtet da. „Sie Narr! — Sie dreifacher Narr!" rief sie zürnend, „sagte ich ein Wort zu viel? Auch nur eines? Sie wollen ein Künstler sein? Sie verachten Ihre Nebenmenschen als Alltagskreaturen und selbst werfen Sie die heilige Kunst um eines Lächelns willen in den Staub! Gehen Sie, — Sie sind ein Meineidiger. Ich habe

nichts mehr mit Ihnen zu thun. In einem Moment verfluchen Sie mich, im nächsten opfern Sie mir Ihren Genius! Leben Sie wohl, ich habe Sie herzlich überdrüssig, aber ich wünsche Ihnen gute Besserung; ich gab Ihnen soeben eine wirksame Medizin! Möchte dieselbe einen Menschen aus Ihnen machen, der da weiß, was er will!"

Und die glänzende Schleppe glitt wie ein langer Silberstrom, eiskalt wie ein Gletscher, an dem Betäubten vorbei. Gräfin Ellas verließ das Zimmer, ohne in die Gesellschaft zurückzukehren.

Gräfin Ellas habe sich etwas angegriffen gefühlt, berichtete der Diener, und sei nach Hause gefahren. Die Folge hiervon war natürlich, daß sich die ganze Gesellschaft auflöste. Lettow's fuhren nach Hause, um nach der Gräfin zu sehen, und Leona bot Stella an, ihren Mann zu holen und mitzufahren, „womit ich Euch beiden doch nur einen Gefallen thue," fügte sie lächelnd hinzu mit einem Blick in Stella's niedergeschlagenes Gesicht. Doch Leon war nicht zu finden. Er war natürlich schon nach Hause gegangen... Gräfin Ellas war ja nicht mehr in der Gesellschaft!

Auch die Großeltern mit Seraphine und Sibylla waren um ersterer willen nach Hause gefahren, von St. Alban begleitet, und um den gastlichen Abendtisch saß die Mutter des Regiments mit ihren Kindern allein.

Als man sich trennte, ging Adlerstein nicht nach Hause, sondern nach dem Jürgens'schen Häuschen, um nachzusehen, ob Stella ihren Mann wirklich gefunden habe. In dem Hause brannte noch Licht, und als er anpochte, öffnete ihm die alte Frau Jürgens. Sie kannte ihn wohl und rief erfreut: „Sie schickt der liebe Gott, Herr Rittmeister! Oben liegt der junge Herr von Werther und kennt die eigene Frau nicht mehr! Ich werde es mein Lebtag nicht vergessen, wie ich erschrak, als er heimkam; — ich glaube," fügte sie schaudernd hinzu, „er hat den Verstand verloren."

Adlerstein ging ohne weiteres hinauf und fand oben Stella noch in ihrem Ballkleide, fassungslos neben dem Sofa knieend, auf welchem Leon lag. Bei Adlersteins Eintritt sprang Stella auf. „Oh, Herr von Adlerstein.. wie gut von Ihnen!.. was soll ich thun?.. was ist mit ihm?" — „Er ist krank, und Sie müssen nach dem Arzt schicken," versetzte er freundlich; „ich sah es ihm den ganzen Abend an. Kühlen Sie ihm die Stirn mit Wasser. Das wird ihm wohlthun. Ich werde den Doktor holen." Sie blickte dankbar auf. „Sie helfen

so schnell und so leise," murmelte sie, indessen er das Zimmer verließ.

Der Arzt kam, und der Kranke ward von ihm und Adlerstein in das Bett gebracht. Stella zog sich unterdessen um und löste mit zitternden Händen die Blumen aus ihrem Haar. Als sie wieder in das Zimmer trat, kam ihr Adlerstein entgegen. „Der Arzt erklärt den Zustand für den Beginn eines Nervenfiebers," sagte er leise, „denken Sie nichts Schlimmeres. Die Pflege ist nicht schwer; Ihre Nähe wird ihm wohlthun." Diese Worte verwandelten Stella's ängstliche Aufregung in besonnene Ruhe. Das Pflegeamt gab ihr die Fassung wieder; sie setzte sich neben das Bett und ließ sich vom Arzt Verhaltungsmaßregeln geben. Sie bat Adlerstein, ihre Schwiegermutter von der Sache zu benachrichtigen, sehr bald kamen denn auch sowohl diese wie Leona, ihr Hilfe anzubieten, und beide blieben bis zum Morgen dort. Aber versuche nur niemand, Stella von ihrem Posten fortzubringen!

Der Morgen war naß, grau und kalt, als Frau von Lettow nach Hause fuhr. Sie trat in ihr Zimmer und sah jetzt erst, wie leer, tot und kahl dasselbe ihr erschien, trotz der kostbaren Möbel. „Zum Teufel, Leona, was hast Du mit Deinem Unkraut gemacht?" frug Lettow, als sie in das Frühstückszimmer trat. „Ich habe es fortgegeben," versetzte sie gleichmütig, „ist Dir das nicht recht?" — „Es ist mir eins so unrecht wie's andere," sagte er verdrießlich, .. „ein verwünschtes Wetter heut, womit schlägt man die Zeit tot?" Die tägliche Frage, um welche sich Lettow's Gedankenwelt drehte!

Gräfin Ellas erschien nicht zum Frühstück. Sie hatte gestern abend niemand mehr gesehen, sondern auf Leona's Anfrage sagen lassen, sie sei müde und wolle allein bleiben. Frau von Lettow trug jetzt selbst die Schokolade herauf. Aber oben blieb sie verwundert stehen. Im Vorzimmer standen die Koffer der Gräfin und vor denselben kniete die Zofe und packte. „Die Gräfin will noch heute abend mit dem Kourierzuge nach Paris reisen!" Die Thüre zum Salon war von innen verschlossen und Leona mochte rütteln, klopfen und rufen, sie erhielt keine Antwort. Bestürzt ging sie wieder herunter und teilte ihrem Manne die auffallende Erscheinung mit. Lettow geriet darüber in Zorn. „Thorheit! Was fällt ihr ein? Jetzt, gerade jetzt? Es sieht aus, als ob sie vor Rothen davon liefe. Albern! Ha, ha, ha!" er lachte höhnisch auf, „ist dies ein Manöver oder —" Er blieb stehen und starrte vor sich hin.

„Oder?" wiederholte Leona ruhig. — „Nicht diese Taubenmiene, Leona!" herrschte ihr Gemahl sie an, „Du verstehst mich sehr gut." — „Ich verstehe nicht, wie Gisela wegen des Grafen fortreisen sollte." — „Des Grafen? Rothen? — Wer spricht davon! Die Welt wird das denken, aber ich glaube, wir wissen, um wen es sich handelt." — „Gisela muß alle Männer zu ihren Füßen sehen, das ist wahr —, aber das erreicht sie nicht dadurch, daß sie fortreist," versetzte Leona. Lettow blickte sie scharf an. „Aha, Du weißt das also! Gewöhnliche Männer würden ihr nun nachreisen. Der Prinz von Lichtenfels hat sie von Paris bis Rom verfolgt! Aber Du meinst, dies Manöver verfange bei unserem teuren Bruder Adlerstein nicht? Abwarten! Gisela kann, was sie will." — „Ich glaube," versetzte Leona, „sie wird hier durch Künste keinen Triumph feiern." — „Sprichst Du aus Erfahrung?" frug er argwöhnisch. — „Georg!"

Ihr Ton voll gelassenen Vorwurfs entwaffnete ihn, aber er wollte die Gelegenheit nicht vorüber lassen. Sie konnte nicht an ihm vorbei, sie mußte ihm antworten. „Ich sagte schon: stille Wasser sind tief," sagte er, sie lauernd ansehend, „ich glaube, wir werden eines Tages überrascht werden und den Ritter ohne Furcht und Tadel mit unter der „hoffnungslosen" Schar sehen." Sie sah nachdenklich aus, — sie sah ihm gerade in's Gesicht. „Es kann Gisela nichts schaden, wenn ihre Eitelkeit einmal unbefriedigt bleibt," sagte sie, „und weiter ist es bei ihr ja nichts." — „Nun, vorausgesetzt aber ... sie liebte ihn!" Leona öffnete die Augen weit. „Gisela? ... aber Georg! Davon kann ja nicht die Rede sein! Daß sie sehr zornig ist und sehr gekränkt, das will ich glauben, aber daß —"

Sie brach ab, in Gedanken verloren, und ging hinaus. Lettow blickte ihr nach wie einem Rätsel. Sein Verstand war zu kurz, um es zu fassen. „Der Teufel hole alle Weiber," sagte er vor sich hin, „soll ich dieser Unschuldsmiene glauben oder nicht? Wir wollen es versuchen!"

Frau von Lettow ging noch einige Male hinauf, die Thüre der Gräfin blieb verschlossen. Der Mittag ging vorüber, die Thüre blieb verschlossen. Die Zofe hatte die Koffer gepackt und saß wartend da. Endlich als Leona zum fünftenmal hinaufging, war die Thüre offen und sie trat bei der Freundin ein. Gräfin Ellas war so blaß wie Mondschein. Ihre Augen blickten groß und dunkel aus

diesem weißen Gesicht, in welchem ein so seltsamer Ausdruck lag, wie Leona ihn dort noch nie wahrgenommen. Sie erschrak davor; es war ihr, als habe sie noch nie so sehr den Eindruck unaussprechlicher Seelenkämpfe empfangen. „Komm her," sagte die Gräfin leise und zog Leona neben sich aufs Sofa. „Ich sage Dir lebewohl. Wir sehen uns nie wieder; vergiß alles, alles, was ich Dich je lehrte und Dir sagte. Es war alles falsch, alles unrecht." — „Gisela! Du willst wirklich heute schon fort? Heute abend? Du kannst den Entschluß erst heute morgen gefaßt haben! Warte doch noch einige Zeit, was soll die Eile bedeuten?" Die Gräfin bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Warten!" rief sie, „noch länger warten? Und ich warte doch schon eine Ewigkeit! Ich warte einen ganzen Tag! Das kann kein Mensch begreifen, was das heißt. Gisela wartet! Und nicht bloß einen Augenblick, nein eine Ewigkeit von früh bis spät — und . . . umsonst! Das kann nur sie verstehen, die bisher Hunderte umsonst warten ließ! . . . ha ha! es ist zum Lachen, es ist unerhört!" — „Oh Gisela!" rief ihre einstige Schülerin, „fasse Dich! Muß Dir denn jeder zu Füßen liegen? Kommt Deine Eitelkeit nicht darüber hinweg? Denke nicht mehr daran." — „Eitelkeit?" . . . wiederholte die andere träumerisch, „was hat das damit zu thun? Würde ich denn hiervon sprechen, wenn nicht meine Eitelkeit längst samt dem Stolz im Staube läge? Oh Leona, Du verstehst mich nicht mehr und ich bin mir selbst unverständlich. Ich bin verzaubert, und ich sterbe an diesem Zauber!" Sie brach in Thränen aus.

„Meine arme Gisela! Wenn ich Dir doch helfen könnte!" rief Leona mitleidig, „vergib mir, ich habe dies nicht geahnt. Du! .... es ist ja nicht möglich! Oh, wenn ich Dir helfen könnte!" — „Du mir helfen?" Gräfin Ellas hob die Hände gen Himmel, „hört es, ihr heiligen Engel! Eine Frau darf es wagen, so zu Gisela zu sprechen! Zu ihr, zu der Herzenskönigin sagt ein anderes Weib: ich will Dir helfen! Wahrlich, das heißt vom Himmel in das Nichts herabstürzen. Du höhnst mich, Leona, und ich muß stille halten, denn ich liege mit gebrochenen Flügeln am Boden."

Sie schwieg und Leona küßte sie. Die Thränen standen in ihren Augen, während sie sagte: „Ich kann Dich nicht leiden sehen, Gisela. Es ist so neu, so ungewohnt für mich." — „Was weißt Du davon?" lachte die andere bitter, „wie kannst Du mir nachfühlen? Dein Herz hat sicherlich schon manchmal schneller geschlagen, meins

noch nie! Du weißt das. Es war mein Stolz. Du kannst nicht ermessen, was das für mich heißt, diesem Stolz zu entsagen! Wie solltest Du aber erst ermessen können, was das für Gisela sagen will, unerhört, unerwidert zu lieben! eine Bettlerin geworden zu sein, keinen anderen Wunsch mehr zu kennen, als dem Mann, der sie, sie! kalt stehen läßt, als Magd dienen zu dürfen. Leona!" rief die unglückliche Frau in ausbrechender Seelenqual und umschlang die Freundin, „rette mich! ich sterbe hieran." — „Meine arme Gisela!" versetzte die andere leise, „was kann ich thun?" — „Du kannst nichts thun . . . ., ich weiß es. Geh und vergiß mich. Mir kann kein Mensch helfen, — ich muß allein durch diesen Kampf . . . ., es wird zu einem Ende kommen, so oder so. Laß mich allein, ich bitte Dich darum."

Leona machte keinerlei Gegenreden. Sie erhob sich und beugte sich über die Gräfin: „Ich bete für Dich und liebe Dich. Wenn Du mich wiedersehen willst, so lasse mich rufen." Und dann ging sie.

Sie traf Lettow im Begriff auszugehen. „Nun? Nimmt Gisela Vernunft an?" frug er. — „Ich denke nicht, daß sie heute schon abreisen wird. Doch kann ich es nicht wissen. Wohin gehst Du?" — „In's Kasino." — „Wann kommst Du wieder?" — „Was interessiert Dich das?" frug er mißtrauisch. — „Ich setze voraus, daß Du Gisela zum Nachtzuge auf die Bahn begleitest. Ihre Sachen sind gepackt. Ich werde nach Dir schicken, sollte sie sich noch entscheiden." — „Hol sie der Kuckuck," murmelte Lettow und ging hinaus.

Leona machte Straßentoilette und ging in das Rosenhaus, um sich nach Leons Befinden zu erkundigen. Als sie wiederkam, war es bereits dunkel. Sie setzte sich in ihr Zimmer und nahm eine Stickerei vor. So saß sie lange, lange und wartete darauf, ob nicht Gräfin Ellas von sich hören lassen werde. Die Uhr schlug acht, als endlich die Zofe eintrat und sagte, die Gräfin ließe bitten, den Wagen zu bestellen. Sie gedenke doch noch mit dem Nachtkurierzuge abzureisen. Zu gleicher Zeit übergab das Mädchen ein kleines Billet, welches Leona aufbrach und las:

„Ich reise noch diese Nacht. Der Kampf ist vorüber; — ehe sich die Pforten des Klosters hinter mir schließen, möchte ich Adlerstein lebewohl sagen. Laß ihn bitten, zu kommen."

Gisela.

Frau von Lettow setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb ohne zu zögern einige Worte.

„Jean kann diesen Brief besorgen und sodann dem gnädigen Herrn sagen, er möge nach Hause kommen. Die Gräfin reist ab."

Lettow hatte während dessen im Klub einige Partien verloren und einige Flaschen zu viel getrunken. Er hatte Graf Rothen dort gesehen und diesem die abschlägige Antwort der Gräfin mitgeteilt. Mit ziemlich unklarem Kopfe und sehr verdrießlich ging er aus Langeweile schon um acht nach Hause, als ihn an einer Straßenecke einer seiner eigenen Diener fast umrannte. Derselbe erschrak natürlich hierüber nicht wenig. „Was soll das heißen, Kerl? Wo rennst Du hin?" frug Lettow wütend. In seiner Verwirrung zog der Diener hastig ein Briefchen heraus, — „ich sollte das abgeben," stotterte er, und Lettow wollte weitergehen, als sein Blick auf die Adresse fiel. Er ward sofort ernüchtert. Er war so ruhig, als erbräche er das Schreiben aus Zerstreutheit, — aber das diabolische Lächeln, welches Leona einst an Belsay erschreckt hatte, zuckte über sein Gesicht und machte dasselbe häßlich, als sei es von Narben zerfetzt.

Das Billet enthielt nur die Worte: Bitte, kommen Sie sogleich her. — „Es ist gut," sagte Lettow ruhig, „sagen Sie es mündlich, die gnädige Frau läßt den Herrn Rittmeister bitten, sogleich zu uns zu kommen."

Der Diener flog davon. Lettow ging weiter. Er hätte vor Wut lachen mögen. Seine mühsam bewahrte Kaltblütigkeit brach zusammen, sowie er, ungesehen eintretend, in seinem Zimmer stand. Er nahm seine Pistolen von der Wand und untersuchte sie. In seiner Wut hätte er sie dem verhaßten Manne lieber an den Kopf geworfen, anstatt denselben des ritterlichen Todes durch die Kugel zu würdigen! Dann ging er leise einen dunklen Korridor hinauf und trat unhörbar an Leona's Toilettezimmer, welches an das Blumengemach stieß. Hier stand er im Dunkeln, die Thüren zu dem hellerleuchteten Blumenzimmer vor sich offen. Die hängenden Lampen gossen ihr Licht über die schwellenden, lichtblauen Seidenpolster, die weißen Marmorkonsolen an der samtblauen Wand, die leuchtenden Arabesken des Teppichs. Es war ein effektvoll elegantes Gemach, dieser kleine Salon mit dem runden Erkerfenster; aber der Zauber war daraus verschwunden, — die duftende Blumenwelt, die ihn einst belebte, idealisierte, gleichsam heiligte!

Leona saß auf ihrem Lieblingsplatz am weißen Marmorkamin und neigte sich über ihre Stickerei. Der prächtige Fußteppich, an

dem sie arbeitete und dessen leuchtendes, goldblaues Muster das Entzücken aller bekannten Damen war, nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Zwar war das liebliche Profil, welches sich unter dem seidenen Haargewoge herabneigte, marmorblaß, aber der Ausdruck so ruhig, so gelassen wie immer. Da trat nach kurzer Anmeldung der Erwartete ein. Er verneigte sich tief, ritterlich, zurückhaltend. Leona stand auf und legte ihre Arbeit hin, sie bot ihm nicht einmal einen Stuhl an.

„Ich komme auf Ihren Wunsch," sagte der Rittmeister höflich, „der Diener richtete mir aus" — „Nicht gerade auf meinen Wunsch," unterbrach sie ihn, „Gräfin Ellas wünschte Sie zu sprechen, daher schrieb ich Ihnen." — „Verzeihen Sie, einen Brief empfing ich nicht." — „Nicht?" frug sie verwundert, „was ist denn Jean eingefallen? ... Doch genug, ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Gisela ist oben." — Er blickte betroffen vor sich hin. „Ist dies kein Irrtum? Gräfin Ellas will mich sprechen?" frug er zögernd. — „Sie reist heute nacht noch nach Paris und wünschte Ihnen lebewohl zu sagen."

Das ironische Lächeln, welches dem männlichen Gesicht so gut stand, zog über die stolzen Züge. „Die Gräfin ist sehr gütig," sagte er. Da flammten Leona's Augen in altgewohnter Lebhaftigkeit auf. „Herr Rittmeister," rief sie schmerzlich zürnend, „Sie thun mir weh, in Gisela's Seele! Nicht diesen Ton, wenn Sie von ihr reden, Sie haben kein Recht dazu! Sie am wenigsten von allen. Wie können Sie spotten über eine Frau, die — die —"

Frau von Lettow hielt inne, sie sah verlegen und verwirrt aus. „Ich bitte, fahren Sie fort," sagte der Rittmeister ernst, „ich will nicht wieder lächeln. Nur daß ich nicht eitel genug bin, anzunehmen, der Gräfin könne im Ernst ein Abschied von mir Bedürfnis sein." — „Ich weiß nicht, was ich sagen soll," seufzte Leona, „ich weiß nicht, ob ich recht thue, wenn ich Sie in das blutende Herz dieser Frau blicken lasse, die — Sie liebt." — „Unmöglich!" sagte er fest. „Weshalb glauben Sie mir nicht?" frug sie schnell und fuhr dann, wieder feuriger werdend, warm fort: „es ist wahr. Ich muß es Ihnen sagen. Sie haben Gisela nie ganz richtig beurteilt. Sie halten sie für eine gefallsüchtige Frau und weiter nichts. Oh, Herr von Adlerstein, wie wenig ahnen Sie von dem Reichtum eines Charakters, welcher seinesgleichen sucht! Fehlerlos ist kein

Mensch, am wenigsten großartig angelegte Naturen, denn wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten!" Er stand unbeweglich neben ihr und sah zu Boden. „Ich gebe Ihnen recht. Auch hielt ich Gräfin Ellas nie für eine gewöhnliche Frau. Sie beherrscht jede Gesellschaft, in welche sie tritt —, die allgemeine Bewunderung, die sie genießt, die Leichtigkeit, mit der sie sich in jeder Sphäre des Lebens bewegt, zeugen für einen reichen Geist. Sie ist die gefeierteste und verwöhnteste Frau, welche ich kenne," — er hielt inne. — „Nun?" frug sie schnell. — „Was würde wohl solch eine Frau, vor welcher Fürsten knieten, dazu sagen, wenn sie im Ernst gezwungen wäre, einem so einfachen Manne wie mir Hausfrau zu sein?" — „Sie würde es sein. Eine Frau wie Gisela kann nur einmal, dann aber für ewig lieben."

Er sagte nichts hierzu. Frau von Lettow fuhr, nachdem sie vergeblich gewartet hatte, fort: „Ich kann mir nicht helfen, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie vielleicht ein Glück von sich weisen, und dann — Gisela ist so unglücklich! Ich kann das nicht mit ansehen. Ich bin nicht mehr blind gegen sie; — ich tadle vieles an ihr, aber meine Liebe zu ihr ist sich stets gleich geblieben! Daher ist es mir, als hätte ich die Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie sich doch nicht von Ihrem Vorurteil beeinflussen lassen mögen! Ich bin schuld daran, ich weiß es, und das ist mir schmerzlich." — „Sie, gnädige Frau?" — „Ja, in gewissem Sinn. Erinnern Sie sich wohl, daß Sie mir einst sagten, Sie beurteilten Gisela nach dem, was sie aus mir gemacht hätte!" — Er schwieg. Leona fuhr fort: „Aber das will ich eben nicht, daß Sie so denken. Bin ich in Gisela's Nähe weltlich geworden, so ist dies meine Schuld. Wer da will, kann von ihr nur Gutes lernen. Also sehen Sie hiervon ab." Sie wandte sich zum Kamin und griff nach ihrer Stickerei. „Ich habe vielleicht viel zu viel gesprochen," sagte sie ruhig, „aber es war mir Bedürfnis. Gehen Sie jetzt hinauf. Da ist nicht mehr viel Zeit." — „Ich gehe augenblicklich," versetzte er, sich verneigend, „eine bessere Verteidigerin kann die Gräfin nirgends finden; ich will versuchen, sie in dem Licht zu sehen, wie Sie wünschen!"

Er ging. Er hatte sie nicht ein einziges Mal angesehen. Auf der Treppe fühlte er mehrere Male die größte Lust, umzukehren. Er konnte sich nicht recht vorstellen, welcher Art der Abschied sein würde, der ihm bevorstand. Wird sie in Thränen zerfließen, — oder wird

sie ihren „Schmerz" unter sprudelnder Fröhlichkeit maskieren?

Er erfuhr, was schon viele erfahren, daß er diesen Charakter noch nicht in allen Wendungen kenne! Wie er in das Zimmer trat, stand sie mitten in demselben, hochaufgerichtet, schlank und königlich vornehm in gemessen anmutsvoller Haltung. Eine schwarze Seidenschleppe rauschte über den Boden. Sie trat ihm einen Schritt entgegen und reichte ihm die Hand. Ihre großen Wunderaugen leuchteten ihn an in ruhigem Licht, ein leises Lächeln teilte die feinen Lippen. Über die ganze Erscheinung lag eine verklärende Harmonie ausgegossen. Ein leiser Anflug pathetischer Begeisterung stand ihr dabei so gut, so natürlich! Sie ließ ihn Platz nehmen.

„Noch vor wenig Stunden hätten Sie mich sehr schwach und thöricht gesehen," sagte sie mit sanfter, aber bewegter Stimme; „jetzt ist es vorbei und ich kann es mir nicht versagen, Ihnen zum lebewohl die Hand zu reichen. Ich habe Ihnen zu danken. Sie haben mir den Glauben an die Unendlichkeit der Liebe geschenkt, und dafür werde ich Ihnen ewig dankbar sein. Ich habe den Stein der Weisen gefunden, das große Lebensrätsel, nach dessen Lösung meine Seele bangte, liegt erklärt vor mir. Bisher ging ich blind durchs Leben, jetzt habe ich erkannt — erfahren, daß der Schlüssel zum ewigen Glück der Seele in dem Zustand liegt, der das Herz so mit dem Bilde eines anderen füllt, daß das eigene Ich untergeht. Ich kann nicht mehr unglücklich sein, — denn ich bin nicht mehr!" ....

Wie sie da saß, sinnend, den Kopf in die schmale weiße Hand gestützt, das begeisterte Leuchten in den Augen, die unverwandt auf ihm ruhten, fühlte er, daß sie wahr zu ihm spreche. „Gräfin, dies ist ein ebenso überraschendes wie schmeichelhaftes Bekenntnis." — „Und Sie dürfen nicht gering von mir denken, weil ich es Ihnen ablege," unterbrach sie ihn ernst, „man sagt, solche Aussprache gezieme der Frau nicht. Ich habe stets die Kette der Konvenienz verachtet. Sie ist ein Halt für schwache Seelen! Wir Frauen haben wohl das Recht, ein hohes, heiliges Gefühl zu bekennen. Und ist es unweiblich, einzugestehen, daß ein Mann uns überwand? Mögen Sie Ihren Sieg über mich, die noch keine anderen Männer vor sich sah denn erbärmliche Sklaven ihrer Laune, ganz und voll genießen, indem Sie sich sagen, daß Ihnen gelang, was noch niemand gelang!"

Ihre Haltung und ihre Stimme waren so anmutig ernst wie ihre Worte. Wohl sah sie ihn ununterbrochen an, aber unbewußt;

und wenn sein ernster, staunender Blick sie traf, senkte sie die langen Wimpern und errötete, aber sie sprach unbeirrt weiter: „Denken Sie nicht so klein von mir, als wollte ich Sie durch mein Bekenntnis beeinflussen. Ich sage Ihnen nur lebewohl, aber ich wünsche, daß ich nicht ganz aus Ihrem Gedächtnis verschwinde, während mein Leben fortan hinter den Klostermauern ein einziges Gebet für Den sein wird, der mich von mir selbst befreit hat!" — „Gräfin Ellas," versetzte er ernst, „Sie bringen mich in eine so seltsame Lage, daß ich lieber schwiege und nichts sagte. Dennoch möchte ich Sie vor einem Schritte warnen, den Sie sicherlich einst bereuen werden. Haben Sie wirklich durch mich gelernt, daß unsere Glückseligkeit zumeist darin wurzelt, daß wir uns selbst vergessen um anderer willen, so lassen Sie diese Wahrheit nicht brach liegen. Sie reden von einer Liebe, die aufgeht in Gedanken an einen einzelnen. Noch höher ist die Liebe, welche in Christo den Nächsten liebt und sich selbst hingibt im Dienste anderer. Gehen Sie nicht in ein Kloster. Bleiben Sie in der Welt und werden Sie eine Wohlthäterin Ihrer Mitmenschen."

Sie schüttelte den Kopf. „Mein Entschluß steht fest," sagte sie, „ich sehe es wohl, Sie können mich nicht verstehen. Ich selber verstehe mich nicht. Ich weiß nur eins: ich habe Sie gesucht, seit ich denken kann; ich suchte Sie nicht nur unter den Menschen, ich suchte Sie auch unbewußt, wenn ich von den Übungen der Religion unbefriedigt forteilte in die Freuden der Welt und diese beiseite schob, um in der Einsamkeit, in der Natur Genüge zu finden, um bald einzusehen, daß die Sterne teilnahmlos ihre Bahnen ziehen, und das strahlendste Alpenglühen wohl das Auge entzücken, nicht aber das Herz befriedigen kann! Ich suchte Sie in der Kunst, ich suchte Sie in der Arbeit, ich suchte Sie in einem Leben, dem Wohle anderer gewidmet! Nirgends fand mein Geist den Hafen, nirgends meine Seele Ruhe! Und wie soll ich Ihnen sagen, wie ich Sie unter den Menschen gesucht? Dort suchte ich Sie bewußt, mit Schmerzen, vergebens! An den Höfen der Könige, im Kreise der begeisterten Künstler, in der feinen Gesellschaft, — ja unter den rohen Naturmenschen, — überall forschte mein Auge prüfend, den Mann zu finden, der stärker sei denn ich! Seltsam, nicht wahr? Eine andere Frau hätte vielleicht den gewählt, der ihr ergebenster Sklave war. Mir widerstand dies. Er, den ich suchte, mußte hoch über mir stehen!

Ich suchte, prüfte und forschte, wenn die Welt meinte, ich triebe mit den Herzen ein frevles Spiel. Mein Schmerz machte mich grausam. Ich empfand eine böse Freude, wenn ich die Menschen peinigen konnte, die mir dafür die Hände küßten! Traurige Erfahrungen habe ich gemacht. Wohin ich blickte, fand ich nur Thoren, die mir in ihrer Leidenschaft, um meine Gunst zu gewinnen, alles vor die Füße warfen, ihr Heiligstes verrieten. Künstler ließen ihr Madonnenbild im Stich um meinetwillen, Diplomaten und Gelehrte opferten ihre ganze Karriere, um mir von Land zu Land nachzureisen. Sehen Sie, so ward ich eitel, herzlos, grausam, frivol, anmaßend und anspruchsvoll über alle Beschreibung! bloß weil ich suchte und nicht fand!"

Sie hielt inne und blickte ihn freundlich lächelnd an, indessen er betroffen und gefesselt schwieg. Ungewöhnlich war diese Sprache allerdings, aber die Art und Weise, wie die Sprecherin ihrer schwärmerischen Begeisterung Ausdruck verlieh, war so edel, daß er sich der Bewunderung nicht erwehren konnte. Mochte er ein solches Bekenntnis auch noch nie von den Lippen einer Frau vernommen haben, er mußte sich sagen, daß Gräfin Ellas niemals von dem Glorienschein weiblicher Würde und Anmut mehr umgeben gewesen, als eben jetzt.

„Verlieren Sie nicht die Geduld, mein großer Feind!" fuhr Sie mit dem graziösen Pathos fort, das ihre Begeisterung in feiner Grenze hielt, „ich entlasse Sie noch nicht. Sie müssen mich zu Ende hören. Ich muß Ihnen noch bekennen, daß ich Sie anfangs bitter verachtete. Ich hielt es kaum der Mühe wert, Ihnen einen Blick zu schenken! Nun, ich ward hart bestraft. Meine Nichtachtung verwandelte sich in Staunen, das Staunen in Zorn, der Zorn in Verzweiflung, und mit dieser habe ich gerungen, bis meiner tief gedemütigten Seele die Erkenntnis aufging, daß ich in diesem Manne, der mir unbeweglich Stand hält, mein Ideal, meinen König gefunden," sie hielt inne und blickte ihn strahlend an. „So muß es sein! Ich habe zu viele vor mir knien sehen, um nicht mit Stolz und Hochachtung auf den Mann zu blicken, der groß und kalt vor mir stehen bleibt! Gehen Sie jetzt, und segne Sie Gott!" Sie hatte sich erhoben und reichte ihm die Hand mit der huldvollen Grandezza einer Kaiserin. Er verneigte sich tief. Zum erstenmal küßte er diese Zauberhand.

„Wir sehen uns nie wieder," sagte sie ruhig, „aber ich denke,

Sie werden mich nicht vergessen, und ich werde Ihrer gedenken bis an den Tod und wohl darüber hinaus, als meines Seelenretters!" Sie zog ihre Hand zurück, neigte stolz das Haupt und winkte ihm zu gehen.

Er ging. In der Thüre blickte er sich noch einmal um. Sie stand noch unbeweglich, das verklärende Lächeln auf den Lippen, den Blick träumerisch ins Weite geheftet. Er schloß geräuschlos die Thüre und ging, in tiefes Nachsinnen verloren, eigentümlich bewegt, nach Hause. Das Rätsel, dem so viele schier ihren Verstand geopfert hatten, trat auch an ihn heran. Wo hörte die Wahrheit auf und wo begann die Lüge?

Gräfin Ellas reiste wirklich noch in derselben Nacht gen Rom ab. Lettow begleitete sie auf den Bahnhof. Als er wiederkam, fand er Leona noch wach und damit beschäftigt, ihm Glühwein zu mischen. Lettow war so verlegen, daß er nichts zu sagen wußte. Auch war er zornig auf den gelassenen Mann, den er so gern gehaßt hätte und nun achten mußte.

„Es ist sehr schade, daß Adlerstein gleich nach Hause gegangen ist," sagte Leona unbefangen, „ich hätte doch gern gehört, welchen Eindruck ihm Gisela gemacht hat." Sie wurde plötzlich rot und stockte. „Was hast Du?" frug Lettow. „Oh, nichts, nichts. Ich dachte nur an ein Gespräch, welches ich vorhin mit ihm hatte. Ich weiß nicht, wo ich nur den Mut hernahm — ich fürchte, ich habe zu viel gesprochen." — „Seit wann feierst Du denn tête à têtes mit Adlerstein?" versetzte er unsicher. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter. „Du weißt nun doch aus Erfahrung, wie ich hoffe, daß Du mir vertrauen kannst!" Sie ahnte nicht, wie genau er dies wissen mußte. Statt aber dankbar zu sein, versetzte er verdrießlich: „Es ist nur wahrlich kein Verdienst. Gisela hat Dich sehr gut erzogen. Du bist genau so herzlos wie sie!" Sie sah ihn an, ernst und klar — aber sie sagte nichts.

Die plötzliche Abreise der Gräfin brachte Altstadt in nicht geringe Aufregung, welche sich noch steigerte, als Lettow mit seinem boshaften Lächeln eine Erklärung dazu gab: „Meine schöne Kousine hat zum erstenmal eine Laune mit einem unwiderruflichen Schritt verwechselt. Sie ist Nonne geworden."

XXIV.

Es gibt viele Märchen, in denen der arme Holzhacker durch den Zauberstab einer weisen Fee urplötzlich aus kläglichster Armut in königlichen Luxus hineinversetzt wird, Märchen, in welchen die Heldinnen als arme Gänsemädchen einschlafen und als Prinzessinnen erwachen! Solch ein Märchen schien Wirklichkeit geworden zu sein, als Leon seine Augen zum erstenmal mit wiederkehrendem Bewußtsein öffnete. Er war eine Ewigkeit hindurch durch graue Nebel gewandert. Er war bald Mozart, bald Goethe, bald Homer, bald Raphael gewesen; er hatte, ein kleiner bleicher Knabe, mit der Schiefertafel neben einem rosigen Mägdelein auf der Holzbank gesessen; er war durch tiefe Ströme geschwommen und durch endlose Wüsten geirrt, aber alles im Dunkeln. Jetzt endlich wichen die Schatten und die schweren Augenlider gehorchten wieder dem Willen. Aber er war noch so schwach, daß er den Kopf nicht heben konnte. Sein müder Blick streifte mit schweigender Verwunderung über die dunkelgrüne seidene Steppdecke hinauf zu den dunkelgrünen Vorhängen, die sein Bett wie in einen Rahmen faßten. Mit großer Mühe wandte er den Blick zur Seite: grünes Dämmerlicht schien den ganzen Raum zu füllen. Vor den offenen Fenstern hingen grünseidene Schleier. An einer geschnitzten Kommode aus stumpfem Eichenholz stand Stella und goß mit vorsichtiger Hand Medizin in ein Glas. Leon sah dies alles mit großem Befremden. Noch nie in seinem Leben war er in diesem Gemach gewesen. Trotz Stella's bekannter Erscheinung war er überzeugt, er träume. Nun, er träumte auch sicherlich. Er schloß die Augen wieder, — wenn er sie wieder öffnet, wird er das bekannte ärmliche Meublement des kleinen Schlafstübchens erblicken, die blaugetünchte Wand, den Schrank aus Fichtenholz.

Ein Geräusch veranlaßte ihn, die Augen zu öffnen. Was war das? Alles blieb wie zuvor, nur daß neben Stella ein Diener in blau-silberner Livree stand, blau und silber... seine Wappenfarben? Das war zu viel. Seine Gedanken verwirrten sich, und er tauchte wieder in eine trostlose Schattenwelt. Mitten drin stand das grüne Gemach wieder wie eine Vision vor ihm. Am Fenster saß Stella, über eine Arbeit geneigt. „Stella...!" sagte er mit heiserer Stimme und schwerer Zunge. Im nächsten Augenblick war

sie an seine Seite geeilt und bedeckte seine Hände mit Küssen.

„Mein lieber, lieber Leon!"

Er hatte das dumpfe Bewußtsein, daß er dieser heißen Freude sehr unwert sei, doch hätte er um alles nicht zu sagen vermocht, weshalb? Irgend ein entsetzlicher dunkler Schatten begann sich über ihn zu wälzen. Durch denselben hindurch sah er das blasse, schmale Gesichtchen seiner Gattin immer undeutlicher, und schließlich war sein Geist wieder weggewandert.

Als er das nächste Mal erwachte, starrte er lange durch eine weit offene Flügelthür in eine ganze Reihe glänzender Gemächer. Ölgemälde in breit goldenen Rahmen funkelten auf goldbraunem oder rotem Grunde. Kostbare Vorhänge ersetzten die Thüren, weiße Marmorfiguren tauchten aus grünem Blumengewirr auf. Der helle Sonnenschein vergoldete das Parkett und ein unbeschreiblicher Frühlingsduft durchwehte die Räume, ... er sah draußen Goldregen und Flieder im Winde schwanken. Stella saß neben ihm und diesmal gelang es ihm besser, seine Verwunderung in Worte zu kleiden. „Wo bin ich?"

„Oh, zu Hause ... nur zu Hause!" lächelte Stella. Zu Hause! Leon von Werther erwachte inmitten eines fürstlichen Luxus und erfuhr, er sei zu Hause! Konnte man sich das nicht gefallen lassen? Reichtum macht unabhängig, und Unabhängigkeit vom eisernen „Muß" war ja Leon's Lebenssehnsucht. Er hat nun gar keinen Grund mehr, verbittert zu sein! Seine Hand braucht die Feder nicht mehr des Broterwerbs wegen zu führen!

Lange war er für solche Reflexionen noch zu schwach. Er fühlte nur ein ungewohntes Behagen und hörte immer wieder Stella's lächelnde Versicherung: „Es ist nur, lieber Leon, daß Du eine reiche Frau geheiratet hast, ohne es zu wissen! Kannst Du Dich nicht erinnern, daß das Testament gefunden wurde, oder vielmehr der Brief, der bewies, daß wir die wirklichen Erben vom alten Freiherrn sind? Unser lieber Papa war sein Enkel." Leon konnte sich nichts erinnern; aber seine Gedanken wurden abgelenkt vom qualvollen Grübeln und er hörte ruhig zu. „Ja, denke Dir, als Du krank wurdest, kam Baron St. Alban einmal und Großpapa und Onkel Werther und sagten mir, daß ich jetzt sehr reich sei. Ich freute mich sehr für Dich, weißt Du! Vor Baron St. Alban aber fürchtete ich mich; denn er ist ein so sonderbarer Mensch! Er sah sich immerfort in unserer kleinen Wohnung um, seufzte und hielt sich die Stirn

und sah so melancholisch aus, daß ich unwillkürlich sagte: „Bitte, Baron St. Alban, behalten Sie doch all das Geld!“ Denn ich dachte, er wäre so unglücklich, daß er es verlöre! Aber denke Dir, was da geschah! Mit einemmal stürzt er vor mich hin und nimmt meine Hände und sieht mich an, ganz wie ein — ein — ich weiß nicht was, aber so wild, daß ich aufschrie. „Sein Sie barmherzig!“ rief er, „erlösen Sie mich vom Fluch meines Lebens! Sein Sie barmherziger als Ihre Schwester! Nehmen Sie alles, alles!“ Nein, lieber Leon, Du glaubst nicht, wie sonderbar er ist; er kommt mir immer vor wie ein gezähmter Panther. Nachher habe ich erfahren, daß Seraphine auf ihren Anteil verzichtet hat. Sie will nichts haben, und das macht ihn so verzweifelt.“

Alles dies regte Leon so wenig auf, daß er darüber einschlief. Er frug erst am nächsten Tage wieder danach und Stella erzählte weiter. „Du warst sehr krank, lieber Leon, den ganzen März und April, es wollte auch gar nicht besser werden und der Doktor sagte, die Stube wäre niedrig und die Luft heiß, Du solltest in ein anderes Haus. Anfangs wollten wir Dich in das Haus Deiner Eltern bringen, aber da kam Baron St. Alban und bat mich, ihm zu erlauben, alles zu besorgen und uns eine, wie er sich ausdrückte, „angemessene“ Wohnung zu verschaffen. Seraphine sagte, ich solle es ihm überlassen, es sei ihm eine Freude, und da hat er uns dies Haus gekauft. Kannst Du Dich der weißen Villa erinnern, die wir vom Jürgens'schen Häuschen aus sehen konnten? Ein Berliner Banquier hatte sie für seinen Sohn gebaut, der hier ein Geschäft errichten wollte, nun, es war ein Gelegenheitskauf. Der junge Mann starb ja im Herbst und die Villa sollte verkauft werden, aber niemand wollte sie kaufen. Als Baron St. Alban davon hörte, hat er sie augenblicklich, wie sie stand, für uns erworben; er hat alles arrangiert, und drei Tage nach dem Kauf wurdest Du hierher gebracht, und von da an ist der Doktor immer zufrieden gewesen, und ich bin so sehr, sehr froh!“ Leon hörte träumerisch zu. Das kann man sich wahrhaftig schon gefallen lassen, mit diesem angenehmen Gedanken versank er in den tiefen, heilsamen Genesungsschlaf.

Mit jedem Tage ging es besser mit ihm. Natürlich war er anfangs so schwach wie ein Kind. Er mußte das Gehen wieder lernen. Er gewöhnte sich bald daran, sich vom Kammerdiener anziehen und in den mit gelber Seide gefütterten Schlafrock hüllen zu

lassen. Er gewöhnte sich daran, nach der Klingel zu greifen, wenn er ein Taschentuch haben wollte. Er gewöhnte sich daran, die gebratenen Tauben stehen zu lassen, weil er lieber Schnepfen aß. Alle diese Dinge gewöhnen sich bald an! Eines Tages wäre er aber doch fast aus der Rolle des gebornen Prinzen herausgefallen. Er lag auf dem bequemsten türkischen Diwan in einem kleinen Gemach, welches nach rein persischem Geschmack eingerichtet war, und sah mit halbgeschlossenen Augen aus dem Rundbogenfenster in den Garten, als es pochte und ein schmucker Jockei in roter Jacke und Stulpenstiefeln auf der Schwelle erschien, sich erkundigend, ob er die Schimmel fahren oder „little Maiden" und „beating beauty" reiten solle. Auf diese Weise erfuhr Leon erst, daß er im Besitz einer „little Maiden" und einer „beating beauty" sei, er hatte ein Gefühl, als sei ihm hinterrücks ein Schabernack gespielt worden. Stella winkte dem Reitknecht, sich zu entfernen. Der gnädige Herr sei noch zu angegriffen, um Stallrapport zu empfangen. Der stulpenstieflige Jockei zog sich schnell zurück, Leon aber sagte mit nervöser Gereiztheit zu seiner Frau: „Ich hasse Pferde! Was soll ich mit ihnen machen? St. Alban hätte doch warten können, bis ich gesund war, ehe er Dinge anschaffte, die ich nicht brauche." — „Er hat das Haus gekauft, wie es lag und stand," sagte Stella, „und seiner Ansicht nach enthielt es nur gerade so viel Komfort, wie wir beanspruchen mußten. Er ist ein so wunderlicher Mensch. Manchmal kommt er mir vor wie ein ungezähmter Indianer und dann wieder wie der anspruchvollste Fürst." „Nun, er mag sehen, wie er die Pferde wieder los wird. Ich mag mich nicht lächerlich machen." „Oh Leon, lasse die beiden Renner doch einmal vorführen. Ich sage Dir, „beating beauty" ist so ein süßes Geschöpf. Alle Herren vom Regiment sind schon im Stall gewesen, sie zu sehen." Leon wandte sich ungeduldig ab. „Du machst mich nervös, Stella! Das interessiert mich alles nicht im mindesten. Lies weiter und gib mir jenes Kissen unter den Kopf."

Als er kräftig genug dazu war, führte ihn Stella zum erstenmal in sein künftiges Zimmer. Es war groß und hell genug, um als Atelier zu dienen. Der kostbare Schreibtisch aus geschnitztem Nußholz war in sinnreichster Weise mit allem versehen, was die Arbeit leicht und angenehm machen konnte. Eine Reihe Bronzefiguren auf Konsolen überwölbte ihn. Goethe hielt selbst das Tin-

tenfaß für den jungen Dichter, dessen Genius sich ja nun frei entfalten konnte! Schiller daneben schien zu weiter nichts auf der Welt, als um die goldene Feder zu tragen, mit welcher Leon künftig schreiben wird. Kein entweihender Blick des Publikums brauchte jemals auf die Blätter zu fallen. Mit seinen Bildern konnte er die Wände dieses Sanktuariums schmücken, mit seinen Kompositionen die Fächer über dem Flügel füllen, ohne je mehr einen Verleger zu fragen: was zahlst Du mir für ein Stück meines Herzens?

Jemehr Leon, vor dem aufgeschlagenen Instrument stehend, sich dies alles überlegte, desto mehr kam er zur Einsicht, wie glücklich er so über Nacht geworden sei! Aber diese Einsicht konnte doch einen dunklen Fleck nicht aus seinem Gedächtnis bannen, die Erinnerung an jene Stunde, wo er „um eines Lächelns willen," seinen Genius geopfert hatte. Das lag wie ein Alp auf ihm und erfüllte ihn mit Bangen. Über dem Konzertflügel stand auf Marmorkonsole eine liebliche Gruppe der neun Musen, Apollo lauschend. Stella machte ihn unbefangen auf die Schönheit des Werkes aufmerksam. Er schlich scheu daran vorüber. Ihm war es stets, als blicke ihn die hohe Göttin, die er verraten hatte, zürnend an. Wird sie sich denn nicht rächen, die heilige Kunst? Mit unsicherer Hand griff er zum erstenmal in die Tasten ..., fast erwartete er, sie würden ihm versagen!

Die Tage kamen und gingen; jeder brachte ein Maß zunehmender körperlicher Kraft, schien aber dafür in gleichem Maße von der wohlthätigen Ruhe des Geistes zu rauben, welche das Erwachen aus der Krankheit so angenehm gemacht hatte. Er konnte sich dem Behagen nicht hingeben, er ward unruhig und gereizt, und Stella dachte bei sich, er wünsche wahrscheinlich etwas über Gräfin Ellas zu hören, oder wundere sich, weshalb dieselbe nie kam, und scheue sich doch, das auszusprechen. Um ihm hierüber Gewißheit und auch Ruhe zu geben, nannte sie den Namen, der auch über ihre Lippen ungern kam. „Ich habe Dir noch gar nicht gesagt, lieber Leon, und es wird Dich gewiß sehr überraschen," sie stockte und fuhr in ihrer Beschäftigung, eine Vase mit Frühlingsblumen zu füllen, fort. „Was denn?" frug Leon gleichgültig und stützte den Kopf in die Hand, sich behaglicher ausstreckend. „Nun ich dachte, Du wüßtest es vielleicht gern, weshalb sie nie kommt. Ich meine Gräfin Ellas. Sie ist seit vielen Wochen fort und ist Nonne geworden."

Leon fuhr auf. Eine fieberhafte Glut überströmte sein bleiches Gesicht. „Schweige!"

Die Blumen entglitten den Händen der jungen Frau. Sie kam erschrocken näher. „Lieber Leon" — „Frage mich nichts. Schone mich," sagte er sich erschöpft abwendend. „Nein, nein, ich frage nichts. Sei ganz ruhig. Vergiß es. Sie ist fort und kommt nicht wieder, Du kannst sie vergessen." Er lachte gell auf und sprang in die Höhe. „Vergessen!" rief er, beide Hände an die Schläfen pressend, „versuche es doch, die Schlange zu vergessen, die Deine Seele mit tödlichem Gift erfüllt hat, daß Du daran hinsiechst in stündlicher Qual." — „Leon — Leon," murmelte sie schaudernd, „sprich nicht mehr. Du bist noch zu krank. Sie war — sie war — gut. Du nanntest sie ja den Stern des Ostens!" — „Stern des Ostens! Wahrhaftig! Fange Du nun auch noch an, sie zu verteidigen! Weißt Du, was sie mir geraubt hat? Den Glauben an alles, was gut und heilig sein sollte. Den Glauben an mich selbst, die Lebenskraft, meine Ideale, meine Kunst!" seine Stimme brach wie im Schluchzen. Der ganze bittere Jammer seiner Seele klang aus dem Ton. „Sie, die versprach, mich zu unsterblichem Ruhme zu führen, hat mir bloß zeigen wollen, daß ich nichts sei! Sie brachte mich so weit, daß ich ihr, auf den Knieen liegend, alles opferte ... hörst Du, Stella? Alles! Dich, mein Leben, meine Ehre, — meinen Genius. Sie machte mich zum Verräter und dann wandte sie sich lachend ab, ich aber fühlte plötzlich, daß ich ein Nichts geworden sei! Ein Mensch ohne Charakter, ohne Willen, ohne Glauben, ein Erbärmlicher in meinen eigenen Augen! — und jetzt frage nochmals, ob ich sie vergessen kann!" Er schwankte, von ohnmächtiger Schwäche übermannt, und konnte sich, von Stella unterstützt, nur gerade noch auf den Diwan werfen. Sie tauchte ihr Taschentuch ein und legte es ihm auf die Stirn, ihm tröstend zuredend! So lange sie nur das Recht hatte, ihn zu pflegen und zu trösten, konnte kein Bekenntnis sie erschrecken.

XXV.

„Lieber Leon, Du hast es wohl nicht erfahren, daß die meisten Offiziere hier gewesen sind, sich nach Deinem Befinden zu er-

kundigen. Wir sollten wirklich" — „Dummes Zeug, Kind," rief Leon gereizt, „ich sage Dir, daß ich keinen Verkehr mit ihnen haben will. Denkst Du wirklich, daß es Teilnahme ist, was sie herführt? Meine Pferde, meine Zigarren, mein Geld, das ist es, was sie veranlaßt, mit mir anzubinden, den sie hinter unserem Rücken auslachen. Ich hasse sie. Es gewährt mir Genugthuung, ihnen zeigen zu können, daß ich sie durchschaue, diese faden, geistlosen, frivolen Gecken. Glaubst Du wirklich, daß uns der Umgang bilden und fördern würde?" — „Ich dachte nur daran, daß es Dich zerstreuen und auf heitere Gedanken bringen könnte," sagte Stella schüchtern. Leon lachte ironisch. „Mama's Husaren mich zerstreuen und erheitern? Ich glaube, Du träumst." — „Nun dann Künstler." — „Schweige!" rief er heftig. „Nein, dem Himmel sei Dank! Das „Muß" ist aus meinem Leben verschwunden. Ich kann thun was mir beliebt, leben wie mir's bequem."

Das war allerdings wahr.

Also Malen? Komponieren? Schreiben? Er naschte von allem, je nach Laune. Die „Illusion", ein Künstler zu sein, war freilich zerstört, seit er seinen Genius verraten, und mit der Illusion die Begeisterung, das Feuer und der Glaube an die Kunst. Er war eben ganz frei. Das „Muß" war verschwunden, das „Nichts" an die Stelle getreten. Was fing man aber mit diesem Nichts an? Es begann mehr zu drücken als jede Fessel. Die Tage erschienen ihm so unermeßlich lang und — leer. Soll er sie mit Studium ausfüllen? Er machte wirklich den Versuch. Aber das war ja unerträglich angreifend! Er haßte von jeher das ernste Studieren. Er konnte wohl unermüdlich schaffen, so lange er begeistert war, aber er konnte nicht unermüdlich lernen. So wenig wie er Kritik vertrug, so wenig vertrug er belehrende Anleitung, und wenn er sie auch aus Büchern schöpfte. Fort damit!

Leon gähnte und warf die Bücher beiseite. Aber wofür, um Himmelswillen, lebte man nur überhaupt? Wozu stand man des Morgens eigentlich noch auf, wo es doch viel bequemer war, liegen zu bleiben? Wem that er damit einen Gefallen? Keinem Menschen. Ob er lebte, ob er tot war, oder sein Leben verschlief, das blieb sich alles gleich. Er hatte ja für nichts mehr zu sorgen. Er war ja am Ziel seines Lebenswunsches! Ein völlig freier Mensch! Nur daß das zum Sterben ist!

Die Mutter des Regiments kam von Zeit zu Zeit in die Villa, um nachzusehen, ob ihr Sohn noch immer kein Sportsmann werde! Sie trat eines Tages besonders lebhaft ein und stürmte in das türkische Diwanzimmer, wo Leon, ein Buch in der herabhängenden Hand, mit dem Ausdruck apathischer Mattigkeit auf den Polstern lag und mit halbgeschlossenen Augen vor sich hinblickte. „Das Licht, welches dort durch die Spalte fällt, blendet mich, und es ist heiß zum Ersticken. Schließe die Jalousien, Stella," sagte er, und Stella flog hin. „Gütiger Himmel!" rief hier unvermutet die frische Stimme der Obristin, „bist Du noch so schwach oder schon vornehm, daß Du das nicht selber thun kannst?" Er fuhr zusammen. Stella begrüßte die Schwiegermutter, welche indessen sogleich gutmütig hinzufügte: „Siehst wirklich miserabel aus, Junge. Bleib' nur liegen. Na, ich erstickte aber auch, müßte ich in solch' wattiertem Zimmer leben! Sind nicht auch die Dielen gepolstert? Und einen rechtschaffenen Stuhl sehe ich im ganzen Zimmer nicht!" — „So gehen wir in den Salon." — „Dummes Zeug! Bleibt hier, ich sitze schon, aber Junge, ein englischer Sattel wäre Dir zuträglicher, als diese türkischen Kissen!" Leon zog die Brauen zusammen.

„Also!" begann die Obristin. Sie setzte sich, strich sich das schwarze Haar glatt und schob den silbernen Säbel fest in die Flechten. „Also! Ich komme heute wegen Deiner Pferde. Das kann doch unmöglich so fortgehen." — „Was denn?" frug Leon resigniert. „Nun, mit den Rennpferden! Hast Du einen Begriff, was Trainieren heißt? Die Pferde platzen nächstens." — „So mögen sie platzen. Weshalb befreit mich St. Alban nicht von ihnen? Ich mag sie nicht, wiederhole ich. Sie ärgern mich täglich!" — „Lächerlich! Weshalb benutzst Du nicht, was Du haben kannst? Hättest Du die Pferde trainieren lassen, so hätte „beating beauty" einen Preis davon getragen. Sie läßt den Heartsease zurück." — „Das ist mir vollkommen gleichgültig und unverständlich," sagte Leon lethargisch. — „Das ist ja eben das Unglück! Dann sind da die Wagenpferde. Lettow sagt mir, der Handbraune habe den Kronentritt. Du fährst mit den Tieren und bemerkst es nicht einmal! Dein Kutscher ist, mit Verlaub, ein Esel." — „Und Lettow ein Mensch, der sich um Dinge kümmert, die ihn nichts angehen. Wenn es mir gleichgültig ist, so kann es ihm noch gleichgültiger sein. Übrigens bin ich kein Pferdewärter und verstehe die Kunstausdrücke derselben nicht. Er-

gib Dich, Mama. Ich steige nicht herab in die Sphäre der Fuchsjäger und Jockeis. Ich habe an andere Dinge zu denken." Die Obristin seufzte. „Nun, ich setze voraus, Dir steckt die Reise nach Italien jetzt im Kopfe. Wann wollt Ihr Euch aufmachen?" — „Ich weiß es wirklich nicht. Was soll ich in Italien?" versetzte Leon gereizt. Er drehte und wandte einen unglücklichen Narzissenstengel zwischen den Fingern, bis die Blume abknickte. — „Nun, das ist aber auch das erste, was ich höre!" rief die Obristin in heller Verwunderung. Fast erschrocken sah sie den Sohn an, „ist das nicht Dein größter Wunsch seit Deiner Kindheit? Weshalb in aller Welt führst Du ihn jetzt nicht aus, wo Du die Mittel hast?" — „Es steht mir doch frei, zu thun was mir beliebt," versetzte er ungeduldig, „ich würde in Italien nichts finden als tägliche Demütigungen, und ich habe es satt, patronisiert zu werden!" — „Gütiger Himmel! Ich glaube, Du redest noch im Fieber!" rief die Mutter, „mein Husarenverstand ist zu kurz, um das zu begreifen! Was für Demütigungen? Bist Du denn da nicht unter der Künstlersippe, die Du ja allein für Menschen zu halten scheinst? Ich begreife Dich nicht!" — „Wie kannst Du mich auch begreifen?" versetzte er bitter; „Du kannst es nicht verstehen, wenn ich sage, daß nicht nur die Künstler, auch die Kunstschätze, welche Italien birgt, genügen, um mich moralisch zu vernichten. Auch sie kritisieren mich. Ich aber will nicht kritisiert sein. Ich habe nur einen Wunsch, man lasse mich unbehelligt."

Die Obristin ließ die Hände sinken. „Höre, das gefällt mir nicht. Ich hatte mich nun einmal drein ergeben, daß Du ein Künstler geworden. Es ließ sich eben nicht ändern! Aber nun hätte ich doch wenigstens gewünscht, daß Du ein großer Künstler würdest, ein solcher, der sich einen Namen macht. Wofür lebst Du nun aber eigentlich, wenn Du nicht einmal diesen Ehrgeiz hast?" — „Ich lebe für mich selber. Ich bin ein Mensch, kein Fachmann. Der Ruhm und die Schmeicheleien meiner Mitmenschen locken mich nicht! Aber je weniger jemand von der Welt wissen will, desto mehr bevormundet sie ihn und hält ihm ihre guten Ratschläge vor!" — Die Obristin ward rot vor Ärger. „Na! Lebe wie Du willst; ich verschone Dich künftig mit Rat, aber prophezeihen will ich Dir, daß Du drüber zu Grunde gehen wirst. Das hält kein Mensch aus, von früh bis spät zu träumen. Du benimmst Dich wie ein pensionierter General, der zum mindesten ein Dutzend Kriege hinter sich hat! Hast

mit dem Schlafrock und den Pantoffeln um dreißig Jahre zu früh angefangen! Das kann ich Dich versichern, Du mordest Dich selber, denk an mich."

Die Obristin erhob sich und verließ erregt den Sohn. Sie setzte sich in den Wagen und fuhr hinaus zu den Übungen des Kasernenhofes. Stella aber legte ihre Hand auf Leons Stirn und sagte: „Wie hart das klang! Mein armer Leon." Er stand auf und ging heftig im Zimmer auf und nieder. „Hart, aber wahr," murmelte er. — „Leon! — Wahr? Was meinst Du?" — „Was ich sage. Ich gehe geistig zu Grunde. Mama hat recht. Nur irrt sie, wenn sie von Hilfe spricht. Es gibt da keine Hilfe."

Stella blickte ratlos drein. Ein Mittel, ihn momentan aus seiner Apathie zu reißen, verfehlte zwar nie die Wirkung; das war der Flügel. Während er spielte, vergaß er sein seltsames Elend! — Jawohl seltsam! Das Füllhorn irdischen Glückes war über ihn ausgegossen. Er nannte Reichtum, Talente, Geist, Gesundheit sein. Er besaß ein Frauenherz, welches ihn liebte und verstand. Und doch war er im Begriff, geistig und körperlich zu Grunde zu gehen!

XXVI.

Der Sommer war mit Sonnenglut und wogenden gelben Kornfeldern eingezogen. Unter den blühenden Akazien in Sternheim saß Seraphine und ordnete die Kristallschale, in welche früher Stella die Wiesenblumen zu stecken pflegte. Sie war allein. Frau von Sternheim hatte im Hause zu schaffen und Sibylla war mit dem Großpapa längs dem Wiesensaum in's Birkenwäldchen gegangen. Seraphines Engelgesicht, so weiß, zart und still, erschien in völliger Harmonie mit der friedvollen Umgebung. Sie hielt mit dem sinnenden Behagen, welches solche sonnendurchglühte Sommerstunde mit sich bringt, die feinen Gräser und Blüten zwischen den Fingern und steckte sie langsam ins Wasser. Eine braune Hummel kroch summend zwischen dem Blumenflor umher. Seraphine stand zu sehr unter dem Einfluß des friedvollen Wohlgefühls, welches die Natur durchzitterte, um das kleinste Tier in seinem Genuß zu stören.

Da flatterten plötzlich die schläfrigen weißen Tauben erschrocken

in die Höhe, denn in stürmischer Eile brauste ein Reiter daher, die Allee herauf. Der Reiter schwang sich aus dem Sattel. Sein junges Antlitz glühte, seine Augen blitzten. Er zog den Zügel durch den Arm, dann beugte er sich über Seraphine, welche augenblicklich ausrief: „Malthus, was ist geschehen?“ — „Steht es nicht in meinen Augen?“ frug er atemlos. Wie sie funkelten, diese Augen! — „Du siehst ja aus, als wolltest Du die Welt erobern!“ — „Nun, Seraph, Du verstehst die Augensprache!“ lachte er. „Ja!“ fügte er ernster, aber desto begeisterter hinzu: „Die Fahne flattert im Winde! Wünsche mir Glück, ich werde die Feuertaufe empfangen.“ Sie bebte zusammen. „Krieg, Malthus? Krieg?“ Er zog ihre Hände an seine Lippen. „Ja, er steht vor der Thür; wie ein Blitz ist die Nachricht eingeschlagen und läuft durchs Land! Ich aber kam dem Blitze zuvor; denn von mir solltest Du es zuerst hören!“

Sie hielt seine Hand fest und konnte lange nicht sprechen. Wie er sie ansah, verschwand der Jubel aus seinem Gesicht! Wie wird sein blasser, zarter Liebling, die Schutzheilige seines Lebens, diese qualvolle Trennung überstehen? Das tägliche Bangen um sein Leben, die stündliche Möglichkeit seiner Todesnachricht? .... Sie nahm ihm die sorgenden Gedanken ab. „Malthus, ich fürchte mich nicht,“ sagte sie endlich ruhig, „es war nur die erste Überraschung. Sei ganz ruhig, es wird gehen.“ — „Oh Seraph,“ bat er zärtlich, „stelle Dich nicht stärker, als Du bist! Weine Dich lieber aus, sprich Deine Angst aus. Es wird besser sein.“ Doch sie schüttelte den Kopf. Ich werde keine Angst haben, Malthus. Dies ist etwas ganz anderes; denke an die Sturmnacht am Meere, als ich auch ganz ruhig blieb, obgleich Du so spät heimkehrtest. Du gehst mit Gott; ich weiß Dich im besten Schutz! Wäre es ein unrechter Weg, den Du gingst, ich würde hier mit Zittern an Dich denken. So kann ich es mit Hoffnung auf's Wiedersehen!“

Sie schwiegen beide. Da legten sich plötzlich zwei Arme um den Hals des jungen Vaterlandverteidigers, zwei Händchen preßten sich auf seine Augen und eine schelmische Stimme frug: „Wer bin ich?“ — „Meine tapfere Braut,“ versetzte er leise. — „Weshalb gerade tapfer?“ frug Gräfin Sibylla, sie beugte sich vor und lächelte ihn an, „Du bist tapfer, ich bin es ja gar nicht.“ — „Wir werden es hoffentlich beide sein,“ sagte er mit etwas unsicherer Stimme, indem er den Arm um ihren Hals legte und sie an sich zog; „jetzt

sage Du ihr's, Seraph, ich kann es nicht." Und Seraphine sagte es, und Malthus brauchte nichts dabei zu thun, als die heißen Thränen fortzuküssen, welche die Nachricht hervorrief.

Die Großeltern kamen dazu, und nun erzählte Malthus, wie er die Nachricht bekommen. Sie waren alle auf dem Exerzierplatz beim Walde gewesen, als plötzlich die Obristin angefahren kam; ein Zeitungsblatt wie eine Fahne in der Hand erhebend, hatte sie folgende Ansprache gehalten: „Lieben Kinder, Ihr Herren! Nächstens ziehen wir über den Rhein und zeigen, wie unsre Säbel geschliffen sind!"

Ganz Altstadt war natürlich in Aufregung. Vor den Thüren standen die Leute zusammen und einer überbot den anderen an Redseligkeit. Man sah bekümmerte, vergnügte, neugierige und aufgeregte Gesichter. — Im alten Hause am Markt ging es lebhaft zu. Ordonnanzen liefen ab und zu. Im Wohnzimmer stand die Obristin, hochrot vor Eifer, und sortierte Leinwand und ganze Rollen von Charpie. Neben ihr stand Doktor Speier und blickte verwundert auf die energische Dame, welche lebhaft sprach: „Sehen Sie, bester Doktor, soviel habe ich zusammen. Daran muß ich doch zuerst denken! Ich wünschte, es wäre dreimal soviel! Was sage ich? Hundermal soviel. Ich versichere Sie, dies hier sind Hemden, die ich aus meiner Wäschkiste nahm und zerschnitt. Wie geht es dem kranken Zöller, haben Sie vom Stabsarzt was gehört? Es wäre ein Jammer, müßten wir den Zöller zurücklassen. Ich erwarte die Einberufung jeden Augenblick, unter uns gesagt! Nun, ich bin bereit! Sehen Sie, dies ist meine Hausapotheke. Was halten Sie von Chloroform? Ich nicht viel, offen gesagt. Schauderhafte Nachwirkungen. Soll übrigens jetzt eine neue Erfindung gemacht worden sein in dem Fach, soll mich freuen, wenns was taugt! Diese Düten enthalten Hollunderthee und Kamillen. Diese Flasche reichen Sie mir behutsam. Es sind Choleratropfen, Prima-Qualität. Das muß ich sagen, so was wie Anno 66 will ich nicht wieder erleben. Bin bald selber gestorben, als ich Hunderte um mich elendiglich umkommen sah aus Mangel an Pflege! Diesmal wollen wir's besser machen! Was, Sie wollen fort? Gehen Sie, gehen Sie, haben natürlich auch alle Hände voll zu thun!"

Der Doktor ging lächelnd. Die Koffer kamen und die Obristin war mitten im Packen, als Adlerstein eintrat. „Nun, Rittmeister! Daß ich Sie nur zu sehen bekomme! Habe tausend Dinge auf dem

Herzen, ist etwa die Ordre da?" — Sie sah gespannt auf. „Ja," sagte er ruhig. — „Na!" begann sie. „Es ist recht so, und dazu sind wir ja da, um das Vaterland zu verteidigen. Es ist auch ein schönes Gefühl. Ein stolzes Gefühl! Aber s'ist doch auch eine wunderliche Sache. Da schafft und sorgt man sich nun schon ab, um alles bereit zu haben für die Wunden, die geschlagen werden! Man zieht aus, fällt über den Feind her und verstümmelt sich gegenseitig aufs Grausigste, um sich nachher ebenso, mit der größten Mühe wieder gesund zu pflegen und die zerbrochenen Knochen einzurichten! Ich frage, wozu das nur? Völker auf einander gehetzt und zu Tode gemartert, . . . wir bleiben Barbaren! Können sich feindliche Heerführer nicht anders ausgleichen? Wer den Jammer nach einer Schlacht einmal mit angesehen hat, der vergißt das sein Lebtag nicht. Doch genug hiervon, wir sind noch nicht so weit. Jetzt gilt es noch, freudig drein zu schauen! Kommen Sie von Schwartz?" — „Ja, ich war eben dort. Die arme Majorin ist sehr niedergeschlagen." — „Aber natürlich! Die arme Frau! Sieben Kinder, nicht wahr? Und sich zu denken, — na aber genug! Ich habe eigentlich wenig Zeit und möchte doch noch eine wichtige Sache besprechen! Was meinen Sie dazu, daß wir hier, ehe wir fortgehen, ein kleines Lazarett einrichten? Unsere sämtlichen Damen könnten sich zusammen thun. Jede thut das ihre; eine leidet das Ganze. Siegen wir, so wird Deutschland bald mit Verwundeten überschwemmt sein. Kenne das schon! Man muß diesmal, wie gesagt, besser vorbereitet sein als Anno 66. Ich räume in unserem Nebenhause den ersten Stock aus und sorge noch für das nötigste, ehe wir abziehen." Der Rittmeister nickte einverstanden. „Darf ich mich mit dabei beteiligen, so bitte ich um die Erlaubnis, für die Krankenwärter zu sorgen." — „Sie sind doch ein prächtiger Mensch, Adlerstein!" rief die Dame in heller Freude, „nun habe ich schon Vertrauen zur Sache. Wir werden 24 Betten stellen können. Es ist ein Tropfen in's Meer, aber es ist doch was! Nun bleibt noch eine Frage. Wer übernimmt die Oberleitung? Das ist eine schwierige Sache! Heute abend lade ich sämtliche Damen zum Thee, um ihnen meinen Plan vorzulegen, und weiß noch selber nichts. Ich würde unbedingt für Frau von Schwartz stimmen, aber die Frau hat sieben Kinder! Lieber Himmel, die hat keine Zeit. Frau von Mühlberg? Die ist nicht im stande, das Geringste durchzuführen! Die Belsay, die wet-

tet womöglich, daß sie ihre Lazarettbesuche zu Pferde macht" ...

„Ich weiß nicht, weshalb Sie sich den Kopf zerbrechen, gnädige Frau. Die Leitung des von Ihnen eingerichteten Lazaretts fällt in Ihrer Abwesenheit naturgemäß Ihrer Frau Tochter zu." — „Leona? Die ist doch wohl noch zu jung und unerfahren." — „Es kommt bei Frau von Lettow nur darauf an, eine Sache zu wollen, um sie zu können." — „Ah, Sie hatten stets eine gute Meinung von ihr!" rief die Obristin lebhaft, „und zu meiner Beschämung möchte ich sagen: Sie werden sie wohl besser kennen als ich! Ja, sehen Sie mich nicht so ernsthaft an. Ich klage nur mich an. Leona ist eine so gute Tochter, wie ich nur wünschen kann. Sie ist voll Liebe, voll Rücksicht und Wärme. Aber sie bringt mich oft zur Verzweiflung. Dies ewig gleichbleibende, sanfte, stolze Wesen, diese musterhafte Haltung sind mir so seltsam. Nichts ärgert, nichts verstimmt sie, nichts bringt sie zum Lachen. Können Sie sich noch besinnen, wie sie zu lachen pflegte? Wie ihre Augen dann glänzten? Es war soviel Übermut drin!" Vielleicht konnte er sich besinnen. Er schwieg. „Sehen Sie, mit Ihnen rede ich vom Herzen weg. Leona ist ein Engel geworden, aber, lieber Adlerstein, das ist nicht ihre Natur! Wenn ich wenigstens wüßte, daß sie unglücklich ist, wenn ich das genau wüßte, es wäre mir ein Trost. Ich wüßte doch um sie! Aber ich weiß gar nichts. Da ist nichts, was mir zu dem Glauben Berechtigung gäbe, sie sei unglücklich."

Sie wies auf eine weiße Hebe, welche auf dem Kaminsims stand und mit ewigem Lächeln, die Schale in der Hand, herabblickte. „Können Sie mir wohl sagen, was dieses weiße Ding, hab' keine rechte Spur, ob es ein Engel oder eine Nixe ist, innerlich fühlt? Sehen Sie, so wenig weiß ich um Leona. Sie ist mir rätselhaft. Sie kommt mir immer vor wie Mondschein! Ich besitze ihr Vertrauen nicht; aber ich weiß auch nicht, ob sie mir irgend etwas zu vertrauen hat. Ich bezweifle es. Ich glaube, sie ist durch und durch Mondschein. Still, ruhig, musterhaft — unbegreiflich! Ich habe sie manchmal unter Thränen gefragt, was sie so verändert hat! Ob Lettow etwa hart und rücksichtslos gegen sie sei? Doch sie hat mich versichert, er sei nur zu gut gegen sie. Er liebe sie aufrichtig. Er erfülle ihr jeden Wunsch. Doch wo gerate ich hin! Habe eben keine Zeit zu dergleichen Seufzern! Nun, Sie sehen also, ich finde, Leona kann nicht die Sache übernehmen, das würde Neid erregen." —

„Sie gab aber stets den Ton an.“ — „Ja, das ist was anderes. Nein, nein, ich will nicht, daß es heißen soll, ich bevorzuge meine Tochter!“ — „Nun, so habe ich noch einen Gedanken, Frau von Marford.“ — „Steh mir bei! Frau von Marford, die verloren ist, wenn sie ihr Riechfläschchen verlor! Frau von Marford, die alles Unästhetische flieht! Und nun möchte ich wissen, was unästhetischer ist als zerrissenes Menschenfleisch! Frau von Marford“ — „Ist gerade die passende Persönlichkeit infolge dieser Eigenschaften! Als Oberstenwitwe wird ihr jede der jungen Damen das erste Recht einräumen. Sie hat den Titel der Oberin, die Verantwortung, die Ehre der Sache. Je weniger sie sich um die persönliche Ausführung kümmert, desto mehr Freiheit hat Frau von Lettow.“ — „Ob Sie nicht immer das Beste treffen!“ rief die Obristin hocherfreut, „augenblicklich fahre ich zu Lettows und teile Leona meine Pläne mit. Entschuldigen Sie, bester Adlerstein, aber im Kriege hört alle Lebensart auf! Bitte klingeln Sie. Und die lebhafte Dame fuhr wirklich sogleich in die Villa Regina.

Frau von Lettow war nicht in den Salons. Sie war im Ankleidezimmer ihres Mannes und packte selbst seine Sachen. Sie kniete vor dem Koffer und ordnete sorglich Wäsche und alles, was er wohl brauchen konnte. „Das ist brav, das ist recht!“ rief die Obristin, „wieder einmal musterhaft! Wer hält denn Lettows Wäsche so superb? Deine Jungfer muß vortrefflich sein.“ — „Ich sehe selber nach,“ versetzte Leona, „Georg ist so verschwenderisch, daß er alles, was auch nur im Geringsten zerrissen ist, sogleich fortwirft. Da mußte ich nun freilich lernen, so zu bessern, daß er nicht unterscheiden kann, was zerrissen war und was noch neu ist! Dies ist mein Amtsgeheimnis!“ fügte sie mit ihrem gleichmütigen Lächeln hinzu. — „Was man noch an Dir erlebt!“ rief die Obristin, „Adlerstein hat wahrhaftig recht, wenn er von Dir sagt, Du könntest alles, was Du wolltest.“

Die verschleierten Augen blieben gesenkt, das schöne Gesicht so undurchdringlich wie Marmor. „Ich freue mich sehr, daß er eine so gute Meinung von mir hat,“ sagte sie, sich erhebend. Sie wandte sich um und Lettow in der Thüre erblickend, fügte sie hinzu: „Ich hoffe, Georg, Du hast hier alles beisammen, was Du brauchen könntest.“ — „Ein Soldat braucht nicht viel,“ sagte er; „aber wozu machst Du das selber, Leona?“ — „Weil ich hoffe, daß es Dir draußen

im Kriege eine Freude sein soll." Sie stand neben ihm und legte ihre Hand auf die seine, während sie sich zur Mutter wandte: „Mama, Du wirst auf ihn acht haben, nicht wahr? Er ist seit dem Winter nicht so gesund wie sonst, aber er ist unverantwortlich leichtsinnig. Er trinkt auf jede Erhitzung. Dadurch hat er sich diesen Husten zugelegt, der nicht weichen will." — „Dummes Zeug!" lachte Lettow, „ich ahne nichts von diesem Husten." — „Doch ich bemerkte ihn schon im Frühling," versetzte sie, „Du liebst es nicht, wenn ich Dich mit Warnungen plage, das weiß ich, und es ist natürlich für einen Soldaten. Daher frug ich Doktor Speier privatim, was sich am besten dagegen thun ließe. Er gab mir die Bonbons und sagte, Du dürftest bei Ostluft und kaltem Nebelwetter nicht hinaus. Ich habe versucht, beides durchzuführen." — „Und mit List und Glück. Nun begreife ich, weshalb sich an gewissen Tagen stets Mühlberg und Konsorten zu einer Partie hier einfanden, und wie diese Tage stets mit Regen identisch waren! Du bist schon mehr als ein Engel, Leona, denn diese strengen ihr Gehirn niemals an, um einen Taugenichts zu beschirmen!" — „Nun, so hoffe ich wenigstens, daß Du an mich denkst und auf Mama hörst."

Er küßte ihr die Hand und verließ das Zimmer. Die Obristin hatte sich schweigend verhalten. Es war alles so natürlich — und doch so unnatürlich! Unnatürlich für Leona. Sie hatte recht. Es war das alles weder glücklich noch unglücklich, sondern musterhaft. Musterhaft bis in's innerste Herz hinein. Leona konnte nicht heucheln, von jeher nicht. Diese kühle, mechanische Pflichterfüllung durchdrang also ihr ganzes Sein. Sie war bis in den Grund ihrer Seele maßvoll, eine ideale Frau. Sie hatte ihre Gefühle gleichsam reguliert, nicht zu heiß, aber auch nicht zu kalt. Oh nein! — Sie ist durch und durch herzliche, aufrichtige Vollkommenheit; jedes Opfers fähig, nie ermüdend in Ausübung dessen, was sie für recht erkannt; für den Mann, dem sie Treue geschworen, lebend, sorgend, wachend. Sie wird sich keinen Gedanken gestatten, der nicht ihm gehört. So freundlich wie ihre Miene, ist auch ihre Seele für ihn. Sie zerfließt nicht in Thränen und zerrauft sich nicht das Haar aus Verzweiflung über den Abschied, aber ebenso wenig sieht sie ihn kalt und gleichgültig scheiden! Da ist nichts, nichts, woran sie nicht gedacht hätte. Es ist wunderbar, wie sie versteht, viel bei wenig Raum unterzubringen. Die Obristin kann nur staunen. Was ist aus Dir

geworden, Leona? Wer machte Dich zu einer so vollkommenen Hausfrau? Und Leona versetzte offen: „Die Liebe meines Mannes."

Eine so vernünftige, gute und doch so seltsame Antwort! Damit mußte sich Mama zufrieden geben. Indessen, dem sei nun wie ihm wolle, die lebhafte Frau hatte auch wirklich keine Zeit, weiter hierüber nachzudenken. Die Lazarettfrage kam bei ihr doch in erster Reihe und ward gründlichst erledigt. Dann fuhr sie nach Hause, um die Damen alle einzuladen, und abends war — ein seltener Fall im Hause! — der Theetisch von lauter Damen besetzt, die alle wetteiferten, ihre Bereitwilligkeit auszusprechen. Der Korpsgeist war plötzlich erwacht. Frau von Marford nahm die Oberleitung an, und es wurde alles festgesetzt und besprochen.

In den nächsten Tagen wuchs natürlich die Aufregung noch. Die ganze Stadt, vom Obersten bis zum barfüßigen Gassenbuben herab, war in Bewegung. Husaren jagten durch die Straßen und wurden mit Hurrah begrüßt. Die Animosität, welche sonst unvermeidlich zwischen den ehrsamen Bürgern und der Garnison herrschte, ging unter in Patriotismus. In allen Schanklokalen ward die große Frage, wer wohl siegen werde, ob „wir" oder jenes Ungetüm Napolium, des Breitesten besprochen. Der Bärenwirt und der Adlerwirt konnten dem französischen Herrscher unmöglich gar so sehr zürnen, sondern hatten im Gegenteil Grund, ihm dankbar zu sein, da er ihre Thürklingeln sowie ihre Bierseidel in ununterbrochener Schwingung erhielt!

Es war merkwürdig, wie trotz der Eile, in welcher alle sich befanden, doch jeder der Fortgehenden um nichts versäumt hätte, sich bei Seraphine zu verabschieden. Es war von ihr in Gesellschaft nie die Rede, am wenigsten, wenn die Herren vom Regiment unter sich die jungen Damen der Umgegend „Revue" passieren ließen; und doch war ihr Bild jedem, der sie einmal gesehen hatte, so eingeprägt, daß es ihm Angesichts des vielleicht nahen Todes unmöglich war, Altstadt zu verlassen, ohne sie nochmals zu sehen. Sogar Lettow sagte unaufgefordert zu seiner Frau: „Wenn ich heute nachmittag Zeit finde, müssen wir vermutlich nach Sternheim fahren, weniger der Herrschaften wegen, als um Fräulein Seraphine noch eine Verbeugung zu machen."

Leona war natürlich bereit, und so fuhren sie hin. Einige Offiziere begegneten ihnen, welche in fliegender Eile der Stadt wie-

der zuritten; sie kamen augenscheinlich aus Sternheim und Lettow bemerkte: „Ah! wie ich sehe, ist heute große Kour.“ Als sie vor das Haus fuhren, schien es in der That so; denn durch die offenen Glasthüren sah man Seraphines Sofa, umgeben von bunten Gestalten, und Malthus und Sibylla traten aus der Thüre. Sibylla rief beim Anblick der Lettowschen Equipage überrascht: „Oh, Malthus! Sieh doch! unsere Rappen.“ — „Ja, unsere Rappen!“ versetzte er lachend und trat herzu, den feurigen Tieren auf die Hälse zu klopfen, „wußtest Du noch nicht, daß Lettow sie dem Rittmeister abgekauft hat? Guten Abend, Ihr zwei, wenn Ihr Euch zu Seraphine noch einen Weg bahnen wollt, so schafft Euch nur Mauerbrecher an!“ — „Das scheint mir notwendig!“ versetzte Lettow, die Zügel dem Kutscher zuwerfend.

Der Großvater kam heraus und ebenso Adlerstein, bei dessen Erscheinen die Pferde die Köpfe hoben und wieherten. Er legte lächelnd die Hand auf den Rücken des einen. „Nun, gehen sie gut?“ — „Wir freuen uns täglich über sie,“ sagte Frau von Lettow, „sie sind ebenso gutherzig wie feurig. Georg kann Ihnen nur dankbar sein.“

Sie wollte in das Haus treten, allein Adlerstein, dessen Reitpferd bereits wartete, hielt sie auf. „Darf ich mich bei Ihnen erst noch verabschieden, gnädige Frau? Ich verlasse Altstadt schon heute.“ — „Das ist ja unerwartet,“ sagte sie, „ich bin in der That überrascht;“ aber ihr Ton sprach nicht die geringste Überraschung aus, er war höflich indifferent. „Ich reite nach B., wo der Eskadronchef plötzlich erkrankt ist. Ich trete für ihn ein und stoße erst in der Kreisstadt wieder zum Regiment.“ — „Ah, Neuburg erkrankt? Das wird ihm unangenehm sein!“ — „Sicherlich.“ Er winkte sein Pferd herbei und verbeugte sich tief vor der Dame. „Ich empfehle mich, gnädige Frau. — Ist es mir gestattet, Sie vor meiner Abreise mit einer Bitte zu belästigen?“ Lettow wandte den Kopf. Leona sagte freundlich: „Wie können Sie fragen? Bitte, sprechen Sie.“ — „Meine Bitte betrifft Frau von Schwartz, welche in sehr trauriger Einsamkeit zurückbleibt. Sie ist tief niedergeschlagen und bedarf freundschaftlichen Trostes, denn ihre Lage ist nicht leicht. Sie kann sich an den Wohlthätigkeitsanstalten nicht beteiligen und steht daher isoliert da, von anstrengender Arbeit überladen. Ich denke mit Sorge an dies Haus, und ich bitte Sie, gnädige Frau, die arme Majorin häufiger noch als sonst durch Ihre Besuche zu

erfreuen." — „Das will ich gern versprechen, Herr von Adlerstein. Sie denken doch stets an andere! Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen viel Gutes mit auf den Weg und eine glückliche Rückkehr!" Sie neigte mit der ihr eigenen stolzen Anmut das Haupt und ging ins Haus. Die Hufschläge des fortfliegenden Pferdes schlugen an ihr Ohr, während sie sich über Seraphine neigte und dieselbe küßte. „Denke, Seraph," sagte sie leise, „Georg kommt, weil er doch unmöglich ohne Abschied von Dir fort kann!"

Am nächsten Morgen drängte sich eine dichte Volksmenge um den Bahnhof. Die breite Allee, welche vor das Stationsgebäude führte, war zu beiden Seiten mit Neugierigen besetzt. Schon früh um sechs, bei blendendem Sonnenschein war der Oberst an der Spitze des Regiments vorbei gezogen. Nach und nach kamen alle Wagen, in denen die Damen zum letzten Lebewohl auf den Bahnhof fuhren. Ganz voran aber rollte der mit Koffern schwer bepackte Wagen, in welchem die Obristin mit der wohlwollenden Miene einer Königin thronte, begleitet von zwei Diakonissinnen. Das Volk rief hurrah bei ihrem Erscheinen. Sie war eine populäre Figur, die jedermann kannte. Ihr rundes, frisches Gesicht lächelte unter einem großen Federhut hervor. Sie nickte Dank, aber sie rief auch mit ihrer sonoren Kommandeurstimme vom Wagen herab: „Spart die Hurrah's, bis wir wiederkommen. Vergeßt Eure Husaren nicht, die sich für Euch schlagen!" und dicke weiße Staubwolken entzogen den Wagen den Blicken.

Bald hieß es unter den Zuschauern: „Dort kommen die Marford'schen Damen. Na, na — Fräulein Gabriele weint," meinte die dicke Frau Jürgens, „ob's just um den Bruder ist?" — „Ach, wo wird's. Ich habe gehört, sie sei heimlich versprochen mit dem schwarzen Raval. Hat aber nichts als Schulden, er nämlich." So belehrte die Kellnerin aus dem Adler. „Ich weiß es ganz genau" . . „Pst! Dort kommt die Frau von Belsay, na jetzt geht der Mann fort, da reiten sie wohl nächstens den Turm hinauf." „Hat mir seit einem Jahre noch das grüne Kleid nicht bezahlt, was ich ihr gemacht!" klagte die Schneidersfrau. „Sieht just nicht kummervoll aus," bemerkte die Gewürzkrämerin. — „Ne! die nicht! Die find' immer einen Mann, wenn der auch totgeschossen wird!" — „Mann, wie Du nur so sprechen kannst!" — „Seht, daneben sitzt die Frau von Mühlberg. Das ist eine rechtschaffene Frau, die heult wie sich's gehört!" — „Ja, die ist brav, aber ihre Kinder sind die ungezogen-

sten der ganzen Stadt! Ah, ah, — dort kommt," es entstand eine Bewegung. Was sich an „jungen Herren" unter dem Publikum befand, drängte sich vor. Man wollte Frau von Lettow vorüberfahren sehen, „denn," sagte Herr Anastasius Nordstern, ein Dichter und Privatsekretär, „das ist eine wahrhaft poetische Erscheinung!" — „Und zu kleiden versteht sie sich," fiel die Schneidersfrau ein, „wer aber auch so eine Figur hat! Madame, sag' ich immer, Madame, die Figur ist die Hauptsache, ich mach' nur die Nebensachen!" — „Da kommt die Majorin Schwartz, ach, du lieber Himmel, sieht die Frau blaß aus! Na, es ist aber auch kein Spaß! Sieben Kinder und kein Vermögen, und zu denken, der Mann kann nicht wieder kommen!" — „Na, man sagt ja, sie soll eine Tante beerben?" — „Ach, die überlebt sie! Das ist eine robuste Dame." — „Na, der alte Herr in Schlehendorf ist doch so was wie ihr Onkel. Der müßte was für sie thun." — „Der? Der thut nichts. Hat ihr nie verziehen, daß sie sich verheiratete. Kann das Heiraten nicht leiden. Ist ein Sonderling und ein Geizhals." — „Weiter — weiter! Zum Bahnhofe! Da gibts noch was zu sehen!"

Die ganze Volksmenge schob sich vorwärts. Der Staub, den die Wogen aufgewirbelt, füllte die Luft. Ganz zuletzt flog in rasender Eile eine elegante Equipage, deren lichte Seidenpolster durch den Staub schimmerten, vorbei. Die flüchtigen Tiere vor derselben schienen den Boden kaum mit ihren Füßen zu berühren. Im Wagen saß ein blasser, dunkellockiger Jüngling, dessen schmales, finsteres Antlitz mit tödlicher Gleichgültigkeit der Menge zugewandt war. An seiner Seite saß eine kindliche Frau mit langen goldblonden Flechten. Wieder entstand Aufregung. „Ach, ach! Der Herr Sohn des Obersten! Möchte wissen, weshalb der Mosje nicht mit in den Krieg geht?" — „Der nicht! Der hat eine schwache Brust oder kranke Lungen und kann nicht, man kennt das schon!" — „Pst — weiter, weiter, auf den Bahnhof!"

Wer könnte wohl eine Beschreibung dieser letzten Abschiedsszene auf dem Bahnhofe geben! Es war ein buntes Durcheinander von Thränen, Lachen, Angst und Heiterkeit! Hier hielt Malthus Sibylla's Hände fest, ihr mit bewegter Stimme Abschiedsworte und Grüße an Seraphine zuflüsternd. Hier wechselten Gabriele Marford und der wilde Raval einen verstohlenen Händedruck. Dort nickte Frau von Belsay ihrem Mann munter zu, als gelte es eine

Jagdpartie. Hier zerfloß Frau von Schwartz in Thränen, indessen der Major die Kinder aufhob und küßte. Da stand Frau von Lettow, ruhig, reserviert, still. Ein weißer, zurückgeschlagener Schleier schlang sich um ihr Haupt. Sie haßte die „Bahnhofsthränen"; aber ihre Augen zeigten, daß sie schon zu Hause Abschied genommen.

Da — ein schriller Pfiff. Die Thüren werden zugeschlagen, der Zug setzt sich in Bewegung, die grünbekränzte Lokomotive strömt zischend Dampf aus — ein ganzer Perron voll weinender Damen, und mitten drin Leon! War es ein Wunder, daß Oberst Werther vom Fenster zurücktrat? Dagegen erschien in demselben das rotwangige Gesicht der Mutter des Regimentes, welche unter ihrem großen Hute hervornickte, mit der Hand winkte und rief: „Lebt schön wohl! Faßt nur Mut! Werden unsere Sache schon gut machen! Das Regiment macht seine Sache immer gut!" Ein hundertfaches Hurrah aus den Kehlen des Volkes begleitete den abfahrenden Zug!

XXVII.

Mehrere Wochen waren vergangen, seit die Husaren fortgezogen. Die Damen in Altstadt zeigten sich ungemein thätig in Herrichtung des Privatlazaretts, und die Anordnung, daß Frau von Marford die Oberleitung übernahm, indessen Frau von Lettow ausführte, erwies sich als gut. Leona war von jeher „die erste" gewesen, man war gewohnt ihr zu folgen, und Frau von Marford beanspruchte wirklich nichts als die Ehre der Sache. Gabriele und Antoinette schoben ihre Staffeleien beiseite und steckten ihre braunen Lockenköpfe zusammen, um breite Säume an grober Leinwand zu machen. Bei Schwartzens ward von den sieben Kindern Scharpie gezupft, jeden Abend, wenn „Tante Leona" kam und mit der Mama auf dem Sofa saß. Frau von Schwartz, mit den sanften dunklen Augen und dem feinen Gesicht, hatte natürlich kein anderes Thema der Unterhaltung als ihre Sorge um den guten Major. Der stete Refrain war indessen: „Aber welch eine Beruhigung ist mir's doch, daß Adlerstein mit ist! Was ihm auch geschehen mag, ich sorge

mich nicht so sehr, so lange dieser bei ihm ist." Und Frau von Lettow nickte freundlich und kam nach wie vor jeden Tag.

In Sternheim war es unterdessen noch stiller wie gewöhnlich. Oberst Sternheim las die Zeitungen, die gute Großmama seufzte viel beim Stricken und küßte Gräfin Sibylla mehr und zärtlicher als sonst. Diese war wieder ein wenig blässer geworden, aber mehr denn je Seraphine's treue Gesellschafterin. Ihr kindliches, unerfahrenes Gemüt konnte sich von den Schrecken und Greueln des Krieges keinen rechten Begriff machen. Sie sehnte sich stündlich nach Malthus, aber sie dachte nicht soviel an die Gefahren, in denen er schwebte. Seraphine war sehr still und ruhig; der Glaube, daß er wiederkehren würde, verließ sie nicht. Die Trennung war ihr sehr schmerzlich, und der ganze Krieg mit seinem grauenvollen Elend lag schwer auf ihrem Nervenleben. Oft konnte sie die Nächte nicht schlafen, weil ihre Fantasie ihr ein blutiges Bild nach dem andern vorführte; aber sie beherrschte sich und gestattete der Trauer nicht, Herrschaft über sie zu behalten. „Es ist besser, ich bete für die armen unglücklichen Menschen, als ich weine über sie. Dieses nützt den Tausenden, die dahinsterben, nichts, jenes mag ihnen doch vielleicht zu etwas zu helfen, man weiß es nicht. Gott schickt ja solche Zeiten, um in das Gebet zu treiben!"

Eines Tages hatte sie sich von Sibylla bis an das Birkenwäldchen rollen lassen und saß hier, in Gedanken verloren, bis ein Geräusch sie aufweckte und sie zu ihrem Erstaunen Leon erblickte, welcher auf dem bekannten Fußsteig daher kam. Seine Bewegungen hatten den schleppenden Charakter völliger Erschöpfung, als habe er die Strapazen eines Tagesmarsches hinter sich. Sein sichtlich verstörtes Aussehen erschreckte Seraphine; sie streckte ihm die Hand entgegen und rief seinen Namen. Doch er antwortete nicht. Ohne ein Wort zu sagen blieb er dicht vor ihr, mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt, stehen und starrte vor sich hin. Man war in Versuchung, ihn, trotzdem er stand, für tot zu halten, so ausdruckslos war sein Gesicht, so erloschen der Blick, welcher sich unter dem Zauber von Seraphines Augen mechanisch hob und auf der weißen Gestalt haften blieb. „Lieber Leon was willst Du!" frug sie traurig. „Nichts," versetzte er, ohne sich zu bewegen. „Nichts? Dazu bist Du den ganzen Weg gekommen?" — „Ich wollte Dich ansehen." — „Mich ansehen? Lieber Leon!" — „Ja, es ist das Ein-

zige, was ich noch wünsche." — „Oh, mein armer Leon, was ist aus Dir geworden!" rief sie angstvoll und ergriff seine Hand. Er ließ sich ohne Widerstand auf Sibylla's kleinen Feldstuhl ziehen und sie legte die Hand auf die glühende, blasse Stirn. „Wärst Du doch lieber gekommen, mich zu hören, statt mich zu sehen, und ließest Du Dir raten! Du mußt etwas hiergegen thun. Das darf nicht so bleiben." — „Ich danke Dir, Seraphine! Hilfe ist nicht möglich, was ich auch thun mag, ich gehe dabei unter, so will ich wenigstens auf Deinen Rat untergehen. Sage, was soll ich thun!"

Sie schauderte zusammen. Sie hielt ihn wirklich einen Augenblick lang für irrsinnig; aber er fuhr ruhig, resigniert fort: „Ich bin fertig mit dem Leben. Der Kunst ward ich untreu, nun hat auch sie mich verlassen. Stella habe ich unglücklich gemacht. Zu thun habe ich nichts mehr. Das Arbeiten hasse ich wie der Sklave die Kette. Ich stehe vor dem Nichts, und es verschlingt mich. Nur Dich sehe ich noch, wie eine Engelsgestalt, inmitten des grauenvollen Chaos." — „Und Deine Pflicht, Leon? Denkst Du denn niemals mehr an den Schwur, den Du vor Gott und Menschen ablegtest, Stella glücklich zu machen, so sehr dies in Deinen Kräften steht?" — „Sage diesem ausgerissenen, verdorrten Baume hier, er solle für die anderen Bäume leben, sie beschatten, stützen! Mir ist alles gleichgültig, Seraphine, alles! Ich soll an Stella denken, ich vermag überhaupt nicht zu denken! Ich soll mich auf die Zukunft freuen, ich vermag mich überhaupt nicht zu freuen. Meine Seele ist tot, nur der Körper lebt noch!" Sie schauderte zusammen. Hätte St. Alban mit seinem spanischen Pathos dies gesprochen, sie hätte ihm lächelnd Trost zugesprochen. Aber Leon's apathische Ruhe, der matte alltägliche Ton, in dem er sprach, erschreckten sie. Leidenschaftliche Verzweiflung wäre ihr lieber gewesen. Tiefseufzend sagte sie endlich: „Wenn Du unverheiratet wärest, so würde ich Dir raten, in den Krieg zu ziehen! Sieh mich nicht so starr an. Freilich klingt es entsetzlich, das zu sagen; aber es wäre vielleicht Deine Rettung!" Sie hatte seinen starren Blick mißverstanden; nicht erstaunt war er, nein, diese Idee schlug wie ein Funke in seine Seele. „Getroffen!" sagte er, „es ist meine letzte Rettung; das Mittel ist radikal!" — „Leon! Ich sprach davon, daß Du es thun könntest, hättest Du keine Frau. Jetzt mußt Du zuerst an sie denken, darfst sie nicht verlassen." Er lachte bitter auf, „Nein, Seraphine, Dein Rat ist zu

gut, um nicht befolgt zu werden. Ich sehe einen Ausweg aus dem Nichts; und noch dazu einen sehr vornehmen Ausweg! Es klingt gut, wenn gesagt wird: er fiel! Er starb im Kampf für's Vaterland. Ich danke Dir, Seraphine!"

Die arme Seraphine war bereits in zitternder Aufregung. „Leon!" stammelte sie mit weißen Lippen und versagender Stimme, „versündige Dich nicht." — „Du predigst einem Ertrinkenden, der nach dem Strohhalm greift!" versetzte er aufstehend. „Oft schon hielt ich die Pistole in der Hand, daß ich nicht abdrückte, all der Qual eines überflüssigen Lebens ein Ende zu machen, war Deine Schuld, Seraphine; denn Dein Bild hielt mich jedesmal zurück! Jetzt schickst Du mich selber, jetzt weißt auch Du kein anderes Mittel als — den Tod! Nicht Selbstmord. Das wäre Sünde! Aber durch eine Franzosenkugel fallen, das ist groß und ruhmreich! Lebewohl!" Er beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn; dann ging er. Vor Entsetzen gelähmt sah Seraphine ihm nach. Oh jetzt, nur jetzt! die Kraft aufzuspringen und ihm nachzueilen! Sie hatte nicht einmal die Kraft zu rufen!

Als Sibylla, welche sich in der Nähe aufgehalten hatte, aber nicht stören wollte, herbeikam, erschrak sie über Seraphines Aussehen und eilte schnell dem Hause zu. Erst als sich der beängstigende Zustand in Thränen löste, fand Seraphine einige Ruhe. Leon würde doch nicht augenblicklich fort sein. Sie schrieb auf einen Zettel einige Worte und schickte Friedrich damit fort. Derselbe kam spät wieder; denn er sagte, es hätte lange gedauert, ehe Herr von Werther, dem er doch den Zettel selber abgeben sollte, ihn empfangen hätte. Er wäre allein in seinem Zimmer gewesen, so erfuhr Seraphine durch Fragen, und er wäre unablässig auf und ab gegangen. Nächstens werde er an Seraphine schreiben. Diese versuchte, sich selber zu beruhigen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Dennoch erreichte auch ihre rege Phantasie noch nicht die Wirklichkeit! Während sie hoffte, Leon würde seine verbrecherischen Gedanken bereuen, klammerte sich dieser an dieselben. Er blieb bis in die Nacht allein, wartend. Worauf? — Auf die Stunde, da der verhängnisvolle Eilzug Altstadt passierte. Er schickte Stella zu Bett und sie gehorchte wie immer. Als sie fort war, steckte er soviel Geld zu sich, als er nötig zu haben glaubte, zog den Überrock an, nahm den Hut und schritt so mit verdoppelter Ungeduld auf und nieder.

Apathie und Schwäche waren momentan verschwunden; Leon von Werther hatte plötzlich wieder etwas zu thun; er war doch noch nicht so ganz unfähig, überflüssig, zwecklos, er konnte doch noch etwas suchen und erreichen — den Tod! Als es zehn schlug, verließ er sein Zimmer. Er mußte durch das Schlafzimmer gehen. Ob Stella wach sein würde, was sie von ihm denken würde, war ihm ganz gleichgültig. Er blickte nach ihr hin. Sie schlief bereits. „Armes Kind," murmelte Leon, er hatte wirklich noch einen Gedanken für sie! Einen Augenblick lang frug er sich, was er wohl ohne sie machen, ob er verstehen würde, ohne sie zu leben? Dann fiel ihm ein, daß er ja sterben wolle; er sah lange Zeit in ihr liebliches Gesicht, er legte seine Hand auf die schwere goldblonde Flechte, welche vom Bett herabhing. Plötzlich fuhr er auf; die Uhr schlug ein Viertel. Hastig, ohne sich umzusehen, verließ er das Zimmer und eilte in die Nacht hinaus, als brenne ihm der Boden unter den Füßen!

Arme Stella! Als sie am nächsten Morgen die Augen aufschlug, fiel ihr erster Blick auf eine blaue Depesche, welche auf dem Tischchen lag, und während sie sich schlaftrunken darüber wunderte, weshalb Leon schon fort sei, fiel ihr ein, daß er gestern ungewöhnlich blaß ausgesehen habe, und sie sah jetzt, daß sein Bett unberührt war. Wie ein Schreck fuhr es durch sie hin. Sie riß die Depesche auf. Dieselbe war bereits auf einer fernen Bahnstation aufgegeben und lautete:

„Vergib mir, Stella. Ich fand nicht den Mut, Dir mündlich lebewohl zu sagen. Ich bin auf dem Wege nach Frankreich, — für's erste nach Berlin. Sage Seraphine und allen sonst, daß meine Ungeduld, mit unter die Kämpfer zu treten, groß ist, — so groß, daß ich alles dran setzen werde, um in Kürze einer vom Regiment zu sein! Leon.

Stella war so betäubt und verwirrt, daß sie weder zum Weinen noch zum Klagen fähig schien. Sie konnte nichts thun, als mit der Depesche, sowie sie ihre Toilette beendet hatte, nach Sternheim fahren und hilflos und zitternd an Seraphines Herz flüchten. Diese erriet sofort; aber Stellas Verwirrung gab ihr die nötige Ruhe. Sie frug nichts. Sie las die Depesche und sagte dann, die Schwester liebkosend: „Er hat es mir schon gestern gesagt, er — er denkt, es könne ihm gut thun, ihn retten." — Stella sollte wenigstens nicht erfahren, weshalb er so sehr ungeduldig war! „So hat er mit

Dir gesprochen? Oh Seraphine, das macht mein Herz schon leichter!" und Stellas Herz erleichterte sich durch Thränen, aber es waren keine bitteren Thränen. Wie ein Hoffnungsstrahl war der Gedanke über sie gekommen, dies sei vielleicht Leons Rettung! Es dauerte nicht lange, so war sie davon überzeugt, sie sei glücklich hierüber, und als sie es den Großeltern mitteilte, waren diese erstaunt über ihre Fassung, noch hundertmal erstaunter freilich über die unglaubliche Neuigkeit selbst. Oberst Sternheim lief im Zimmer umher, er runzelte die Brauen, er räusperte sich, er rieb sich die Hände und kratzte sich hinterm Ohr. Zuletzt begann er gewaltig zu lachen. „Donnerwetter, Sapperment! Schlägt bei dem Jungen schließlich noch das Soldatenblut durch! Hätte doch eher den Untergang der Welt erwartet, jetzt erst will ich glauben, er sei Julia's leibhaftiger Sohn! Alte, hast Du's denn auch begriffen? Fort ist er, fort bei Nacht und Nebel! Uns nichts zu sagen! Es ist stark, aber ich will's ihm verzeihen. S'ist doch ein Husarenstreich! Na, nun wollt ich bloß noch eins, nämlich Julia's Gesicht sehen, wenn er dort ankommt. Möcht' nur wissen, wie sie ihm's Reiten beibringen werden! Ha! ha! ha! Was man noch erlebt, so alt man wird." Die Tante brauchte einige Zeit, ehe sie sich in den Gedanken gefunden hatte. Sie fand Leons Husarenstreich gar nicht schön und bemitleidete Stella herzlich. Es ward sogleich Rat gehalten, wo Stella wohnen solle, und entschieden, daß sie vorläufig in Sternheim bliebe. Sie bezog wieder ihr Zimmerchen neben dem Seraphines und teilte sich mit Gräfin Sibylla in die Pflege der Schwester, indessen die Villa abgeschlossen und die Pferde verkauft wurden.

Die Zeit verging, aber sie brachte keine Nachricht von Leon, bis Stella eines Tages folgenden Brief von ihrer Schwiegermutter bekam:

Liebe Tochter!

Wer mir bei unserem Ausmarsch gesagt, daß Du die sein würdest, der ich zuerst Nachricht über den Herrn Gemahl geben werde, den hätte ich wohl für irrsinnig gehalten! Kind! Mein Herz schlägt zum Springen, mein Kopf schwindelt, ich rede verworrenes Zeug. Ist es denn wirklich möglich! Leon seit gestern bei uns! Seit ich denken kann, hat mir nichts solche Freude gemacht; aber wie ein Schreck ist mir's in die Glieder gefahren, daß sie zittern. Ich möchte lachen und weinen in einem Atem! Gott sei Dank, daß der Junge endlich einsieht, wohin er gehört. Ja, bei uns soll er bleiben! In-

fanterie? Dummes Zeug! Hier eintreten und zwar gleich. Jetzt wird sich's zeigen, ob die Regimentsmutter was kann! Ich setz' es durch und müßt' ich die ganze Armee in Aufruhr bringen und bis zum König gehen! Kann im Herbst schon Leutnant sein, wenn er seine Sache als Freiwilliger gut macht; und er ist ja plötzlich wie aus Stahl und Eisen. Weiß nicht, was ich von ihm denken soll, der Verstand steht mir still! Setzt sich gleich auf's erste beste Pferd und reitet es, bis ich denke, er ist weg vor Müdigkeit, nein, da kommt er schon wieder voll Ungeduld und holt sich Werthers Pistolen und schießt ins Ziel zwei Stunden lang. So was ist mir doch in meinem Leben noch nicht passiert! Ist mir gerade zu Mut, als hätte ich drei Gefechte gewonnen! A propos, nächstens geht's in's Feuer, das scheint mir gewiß. Bis dato alles wohl! Kann nicht mehr. Wir rücken aus, hab' alle Hände voll zu thun und weiß nicht, wo mir der Kopf steht.

Werde es wie Anno 66 an Berichten in die Heimat nicht fehlen lassen. Grüße mir Seraphine. Was sagt denn die dazu?

Julia.

XXVIII.

Während draußen in der Welt der Krieg tobte, Handel und Wandel danieder lag und die Menschen voll Unruhe nach Frankreich blickten, herrschte in der Tannhausener Einsamkeit eine emsige Thätigkeit, als gebe es keinen Kanonendonner und keine Bajonette! Überall in den Forsten, auf dem Torfstich, wie in den Dörfern sah man Arbeiter. Die Einberufenen wurden durch Polen ersetzt, deren Baron St. Alban eine ganze Menge kommen ließ. Er selber wohnte in Friedrichshof, fuhr aber täglich nach Schloß Tannhausen hinüber, den Neubau zu besichtigen. Er gönnte sich nirgend Ruhe; er arbeitete die Nächte am Schreibtisch, wenn er die Tage mit Beaufsichtigen und weiten Fahrten verbracht hatte. Auch Friedrichshof vergrößerte sich gewaltig und glich nicht mehr einem verwahrlosten Vorwerk, sondern einem stattlichen Edelhof, dem nur das Wohnhaus fehlte. Baron St. Alban begnügte sich mit ein paar Zimmern

in dem großen Beamtenhause. Dort wohnte er mit dem Inspektor, den Verwaltern und dem Rentmeister zusammen als Generaldirektor. Hier empfing er Baumeister, Ingenieure, Forstbeamte und von dem schmalen Fenster aus übersah er den Hof und das Treiben auf demselben.

In diesem Friedrichshofer Ökonomiehofe aber herrschte eine Königin, und das war Mademoiselle Therese. Auch sie war rastlos thätig, von früh bis spät, und geradezu unentbehrlich geworden. Selbst Jakob, der jetzt trübselige Tage hatte, sah in ihr ein notwendiges Übel. Doch eins war gut, sie blieb in Friedrichshof. Wenn der Schloßbau in Tannhausen vollendet war und Freiherr Malthus mit seiner jungen Frau dort einzog in Pracht und Herrlichkeit, dann gingen ja auch für Jakob goldene Tage an! Die Mamsell Therese aber mochte immerhin in Friedrichshof wirtschaften; sie mochte seinetwegen Frau Baronin von St. Alban werden. Was ging das Jakob an, so lange er sein Komteßchen glücklich wußte? Baron St. Alban ahnte weniger denn je von dem Geflüster unter den Leuten. Er suchte immer noch nach einer Erklärung für Mademoiselles aufopfernde Anhänglichkeit. Er sah ein, daß sie viel leiste und fast unentbehrlich sei, aber er hätte von Herzen gewünscht, dies wäre nicht der Fall, da sie ihm täglicher antipathischer wurde. Sie war ihm stets rätselhaft und unheimlich erschienen und ward es jetzt mehr denn je, seit sie sich mit sicherer Entschlossenheit in seinen Wirkungskreis drängte und die Arbeit mit ihm teilte.

Doch Mademoiselle's Geduld ist jetzt zu Ende. Sie wird ihn begreifen machen. Kann sie ihn nicht durch unermüdliche Arbeit gewinnen, bleibt er kalt daneben stehen, wenn sie ihr Leben, ihre Zeit, ihre Ruhe und Gesundheit seinem Dienste opfert, so muß man ihm eben die Augen darüber öffnen, daß es eine Gnade von Mademoiselle ist, wenn sie ihm dient, wo sie doch die Macht hat, über ihn zu herrschen! Mit solchen Gedanken schritt Mademoiselle eines Tages hinter Jakob die Treppe hinauf, welche in die Zimmer des Barons führte. Es war eine schmucklose Treppe, und sie führte in schmucklose Zimmer mit weiß getünchten Wänden. Jakob trug auf Mademoiselle's Wunsch das Mittagsessen hinauf. Gewöhnlich aß der Baron mit den Beamten zusammen, die Zeit zugleich zum Besprechen geschäftlicher Dinge benutzend. Er saß in dem schlichten Zimmer an einem großen dunklen Tisch. Derselbe war mit Papieren und Büchern bedeckt. Eine Karte von Tannhausen war darüber an

die Wand genagelt. Es lag etwas Fieberhaftes in der Thätigkeit des schreibenden, rechnenden Mannes. All die Energie, welche seit mehr denn dreißig Jahren in ihm geschlummert, von Tiefsinn überschattet, brach jetzt mit voller Gewalt hervor und riß ihn mit sich fort. Er hatte zuerst der Hilfe gebraucht, jetzt übersah er bereits die ganze Sache; das Riesenwerk ging unter seinen Händen mit Riesenschritten vor sich. Die Jahre, die er auf Reisen unstät zubrachte, werden zurückgenommen!

Ein leises Klappern von Porzellan weckte ihn aus seiner Arbeit. Er blickte auf und sah Jakob eine Serviette auf den Tisch breiten und ein Kouvert auflegen, indessen Mademoiselle die Suppe in den Teller füllte. Auf ihren kurzen Wink entfernte sich Jakob — der Baron hatte mit zerstreutem Erstaunen hingesehen, jetzt schrieb er schon wieder. „Ich bitte, Monsieur! Die Suppe wird kalt. Ich ließ das Essen hierher bringen; die Verwalter sind noch nicht da und Monsieur soll deswegen nicht warten." Sie goß Rotwein ins Glas, zog Salz und Pfeffer herbei und ordnete mit katzenhafter Geschmeidigkeit, während ihre Blicke ununterbrochen gleich züngelnden schwarzen Flämmchen zu dem Schreibenden hinüber fuhren. „Ich danke, ich habe keine Zeit. Ich bin nicht hungrig" sagte er abwehrend. „Aber ich bitte sehr. Es wird ja kalt. Auch habe ich Monsieur einiges mitzuteilen. Herr Neumann aus der Kreisstadt war heute da. Ich empfing ihn und habe den Kontrakt unterschrieben." Der Baron erhob sich, nicht gerade um zu essen, sondern mehr aus Betroffenheit; aber Mademoiselle schob ihm schnell den Stuhl hin und er setzte sich zerstreut und nahm den Löffel, während er unzufrieden sagte: „Unterschrieben? Wie denn, Mademoiselle, das ist doch ein wenig" — er stockte. „Sie waren nicht da, sonst hätte ich Ihnen das Papier gebracht. Nehmen Monsieur noch ein wenig Brot!"

Sie setzte sich ihm gegenüber. Sicher, anspruchsvoll. Er frug, täglicher Gewohnheit folgend: „War der Pole Csiboſch da?" — „Ja. Es kommen morgen zwölf neue Arbeiter aus Polen. Ich habe schon für Betten und Essen auf der Kolonie gesorgt. Vielleicht wird Monsieur noch mehr brauchen; denn Herr Simons sagt, die Männer aus Niedertanne sind wieder abspenstig geworden." — „Es hält schwer, die Tannhauser an Arbeit zu gewöhnen," sagte er seufzend, „dennoch hoffe ich auch dies mit der Zeit zu erreichen, wenn

dem Elend und der Verwahrlosung abgeholfen ist." — „Aber gewiß, Monsieur! Der Torfstich wird schon etwas helfen. Er gibt den Leuten Beschäftigung. Doch noch mehr, denke ich, wird Monsieur durch die Kohlengrube erzielen, wenn sie erst eingerichtet ist."

Der Baron blickte gefesselt auf. Dieses Kohlenlager, auf welches er hoffte, war jetzt sein erster Gedanke. „Wenn wir uns nur nicht täuschten, Wagner und ich, es wäre ausgezeichnet. Aber der sächsische Markscheider läßt nichts wieder von sich hören." — „Doch, doch, der Herr war vor einer Stunde da. Man hat Kohlen gefunden. So wie wir über freies Kapital verfügen, kann ein Kohlenbergwerk angelegt werden. Jetzt geht es freilich nicht." Wieder zuckte es finster über sein Gesicht. So deutlich hatte Mademoiselle noch nie angedeutet, daß sie sich als seinen Kompagnon betrachte.

Jakob brachte den Braten und entfernte sich wieder. Mademoiselle zerlegte das Huhn und sagte dabei: „Der Schweizer, den Monsieur im Frühling engagierte, muß fort. Er taugt nicht viel." — „Er ist ehrlich. Was haben Sie an ihm auszusetzen?" frug er unbehaglich und spielte mit der Gabel. „Er ist langsam und indolent. Er versteht es nicht, die Aufsicht zu führen. Ich will eine Käserei anlegen, aber dazu brauche ich einen intelligenten Menschen." — „Eine Käserei?" — „Fände Monsieur das nicht sehr praktisch? Wir können die Milch nicht frisch verkaufen; es ist zu weit bis zur Stadt oder Eisenbahn. Auch die Butter nimmt man uns nicht ab. Käse kann man weit versenden, namentlich den festen Schweizerkäse. Was erscheint Monsieur hieran unpraktisch?" frug sie scharf. — „Unpraktisch? Nichts! Gewiß praktisch, — nur" — Ja! Nur daß sie ihm nebenbei mitteilt, sie sei im Begriff, eine Käserei anzulegen! Baron St. Alban blickte mit Verlegenheit auf die Dame. Sie saß ihm stolz gegenüber. Ihr Antlitz sprach rücksichtslose Energie aus. Ihm kam, während er sie ansah, der wenig charitable Wunsch: Oh, wäre ich dich los!

Aber er war sie nicht losgeworden, so wenig wie seine Mutter sich von ihr befreien konnte. Er hatte angenommen, sie würde nach dem Brande des Schlosses und dem Tode der Baronin eine anderweitige Stellung suchen, ja er suchte eine solche für sie; aber ehe er sie gefunden, hatte sich Mademoiselle bereits „unentbehrlich" gemacht. Sie beanspruchte den geringsten Gehalt, sie wollte nichts haben als Arbeit. Doch aus der Arbeiterin schien nach und nach

eine Gebieterin zu werden. „Ja, Mademoiselle," sagte er finster, „Ihr Gedanke war praktisch, nur hätten Sie mich fragen sollen." — „Bitte, Monsieur," versetzte sie mit höhnisch emporgezogener Oberlippe, „ich habe ja noch nichts gethan. Ich sage nur, daß ich es thun werde."

Eine sehr peinliche Pause folgte, Mademoiselle nahm eine gekränkte Miene an und sagte: „Ich möchte noch etwas mit Monsieur besprechen. Monsieur muß eine andere Wohnung haben. Diese hier ist ganz gut für jetzt, aber ewig kann Monsieur doch hier nicht wohnen bleiben." — „Mir genügt jede Wohnung," versetzte er hastig; „bedenken Sie, Mademoiselle, daß ich nicht auf eigenem Grund und Boden stehe, daß ich augenblicklich nichts bin als der erste Beamte, der Generaldirektor der freiherrlich Tanneschen Besitzungen." — „Wohl, Monsieur, der Herr Generaldirektor braucht aber nicht mit Vogten und Brennern zusammen zu wohnen," versetzte Mademoiselle beharrlich; „Monsieur le Barón bleibt Monsieur le Baron und kann eine bessere Wohnung beanspruchen. Dort oben auf dem Hügel am Walde steht das alte Herrenhaus; es ist zwar ganz schlecht und unten wohnen Arbeiter und das Dach ist voll Löcher, aber es kann sehr bald renoviert werden, und die Zimmer sind schön und groß." — „Unsinn!" versetzte der Baron kurz und heftig, stand schnell auf und wandte sich zum Schreibtisch. Aber gewandt wie ein Aal glitt die geschmeidige Gestalt der Französin zwischen ihn und den Tisch. Er hätte sie müssen beiseite schieben, um sich zu setzen. Es schien, als habe er wohl Lust, dies zu thun.

„Monsieur soll jetzt nicht schreiben. Monsieur überarbeitet sich, und das gestatte ich nicht!" sagte Mademoiselle Thereſe. Ihr Ton sollte scherzend sein; aber sicherlich war es Mademoiselle noch nie in ihrem Leben gelungen, zu scherzen. — „Ich bitte, Mademoiselle, gehen Sie," bat er mit verhaltenem Zorn, „ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll." — „Das, Monsieur, daß Thereſe stets an Ihr Wohl denkt!" versetzte sie, sich fester an den Schreibtisch lehnend, „deshalb soll Monsieur mir jetzt die Erlaubnis geben, den Baumeister herzuschicken, dann haben wir in vier Wochen eine gute Wohnung drüben!" — Baron St. Alban, aus seiner zerstreuten Ruhe völlig aufgerüttelt, kochte bereits vor Zorn und Ungeduld. „Ich wiederhole, Mademoiselle, daß ich mit dieser Wohnung zufrieden bin und in keine andere ziehen werde!" — „Wohl, Mon-

sieur, aber ich bin nicht damit zufrieden!" versetzte Mademoiselle herrisch. — „Wirklich?" anstatt in Heftigkeit auszubrechen, seufzte er plötzlich erleichtert auf, „oh, dann darf ich vielleicht annehmen, daß Sie geneigt wären, eine andere Stelle zu suchen?" Er sprach stockend, denn sie stand vor ihm mit vibrierenden Zügen, die Linke krampfhaft auf's Herz gepreßt, das leuchtende Kolorit zu dunkler Glut vertieft. — „Wie, Monsieur? Ist das Ihr Dank? Ist das der Lohn dafür, daß ich für Sie arbeite Tag und Nacht, wo eine andere an meiner Stelle befehlen würde?" — „Mademoiselle, ich begreife Sie nicht im geringsten!" — „Ach, nicht? So sagen die Messieurs immer, wenn sie nicht begreifen wollen! Bin ich nicht gut gewesen für Monsieur und Madame? Habe ich nicht gewartet, bis Madame tot war? Habe ich die Sache nicht so gemacht, daß Monsieur jetzt seinen Namen nach wie vor mit Stolz tragen kann?" Sie trat ihm näher und sprach in leidenschaftlichem Flüsterton: „Therese will nicht nur für Sie arbeiten, Therese kann auch für Sie schweigen, — und Therese will jede Minute für Monsieur sterben, so lange Monsieur sie bei sich läßt, aber wenn Monsieur mich fortjagt und undankbar und hart gegen mich ist, dann muß Therese Sie hassen!"

Vielleicht ging ihm eben ein Licht auf über die Triebfeder all' der Handlungen dieses seltsamen Geschöpfes. Aber alles ging unter im Erstaunen. „Ich fürchte mich nicht vor Ihrer Rache, Mademoiselle! Noch weniger bin ich hart oder undankbar gegen Sie. Sie haben viel geleistet; wenn Sie dies aus persönlicher Anhänglichkeit an unsere Familie thaten, so bin ich Ihnen sehr verbunden. Aber um eine Erklärung möchte ich doch bitten, was Sie darunter meinen, wenn sie sagen, Sie hätten für mich geschwiegen. Wovon sprechen Sie?" — „Vom Testament, Monsieur."

Er fuhr herum. „Was?" frug er hastig, „was ist damit?" —

„Ich war gerade angekommen, Monsieur, als Gouvernante für die Komtesse Rhede, die damals sieben Jahr war. Monsieur selbst hatte mich verschrieben." — „Weiter! Was gehört das hierher!" — „Ich wunderte mich damals sehr über dies Haus, Monsieur, und die Leute erzählten mir viel über das, was in Tannhausen vorgefallen war. Madame behandelte mich schlecht, und ich fürchtete mich vor Madame; denn ich war damals sehr jung und leicht unglücklich. Eines Tages bat ich Madame um einige Bücher,

die ich zum Unterricht nötig hatte. Madame ärgerte sich und zankte, aber dann sagte sie, im Bibliothekzimmer des Baron Christoph seien noch Bücher in Haufen, und sie ging mit mir hin, um mir den Weg zu zeigen. Komtesse Rhede war mitgelaufen. Im Zimmer lagen in den Ecken ganze Stöße von Büchern voller Staub, und der Schreibtisch stand noch da, vor dem, wie mir der Kastellan erzählt hatte, Baron Christoph gestorben war. Sonst war das Zimmer leer und kahl, nur die Wände voll Spinngewebe. Ich sah unter dem Schreibtisch einige Bücher liegen und Komtesse bückte sich, sie aufzuheben. Ich stand und sah zu. Sie zog ein Buch hervor, und dann blieb sie lange gebückt, bis ich ungeduldig wurde und frug, was sie da mache. Oh, meinte sie, sie wolle so gern den Brief herausziehen, aber er klemme so fest in der zerbrochenen Diele. Ich bückte mich und sah eine Ecke gelbes Papier, ich zog den Brief heraus. Komtesse nahm ihn und besah das Siegel, als Madame sich plötzlich umsah. Kaum sieht Madame den Brief, so reißt sie ihn von Komtesse — und liest die Aufschrift. Monsieur, da sah ich schon an Madame's Gesicht, was das wohl für ein Brief sein mochte. Ich sah, daß Madame den Brief zerreißen wollte und sich doch voller Angst umblickte. Ich sah, daß sie ihn erbrechen wollte, und doch Furcht hatte. Ich sah alles und erriet alles, und während Madame so da stand wie eine Bildsäule, ging ich auf sie zu und nahm ihr den Brief weg. Sie erschrak so fürchterlich, daß sie anfing zu schreien, und sie fiel über mich her und schrie, ich solle ihr den Brief augenblicklich geben, es sei ihr Brief. Aber ich las die Adresse und sagte ruhig: „Nicht doch, Madame, der Brief ist nicht an Sie, und ich werde ihn an den Herrn abgeben, an den er adressiert ist!"

„Wie ich das gesagt hatte, geriet Madame ganz außer sich. Zuerst nannte sie mich mit den entsetzlichsten Namen; dann fiel sie vor mir auf die Knien. Eh bien, ich ging ganz ruhig fort und schloß den Brief wohl ein; ich zerriß ihn nicht, ich wollte ihn auch einmal abgeben, aber vor allen Dingen wollte ich Madame nicht mehr fürchten müssen. Madame hatte nun solche Angst vor mir, daß sie mich nie mehr schalt. Und daß dies alles wahr ist, weiß noch jemand. Madame hatte damals einen Diener, er hieß Heinrich Meister und er stand in der offenen Thüre, er sollte die Bücher heraustragen. Dieser Mann hat alles mit angesehen, aber er wußte nicht, was es war. Er war ganz fremd und diente erst seit einigen Tagen

bei uns. Er hatte nicht begriffen, aber er hat gesehen, und wenn ihn auch Madame gleich entließ, weil sie fürchtete, er könne doch auf die Wahrheit kommen, so habe ich immer gewußt, wo dieser Mann wohnt, und weiß es eben noch. Wenn ich ihm schreibe, so kann er es bezeugen, daß ich kein falsches Wort gesagt habe — und auch Komtesse wird sich erinnern, wie Madame sie damals an den Haaren riß. Und nun bin ich fertig, Monsieur, und wenn Monsieur mich fortschickt, so gehe ich. Jetzt wird Monsieur verstehen, wenn ich sage, daß ich gearbeitet habe, wo ich hätte befehlen können, denn ich habe es verhütet, daß Madame und Monsieur in der Welt als Diebe dastehen."

Sie schwieg. Hochmütige Ruhe lag wieder auf ihrem Gesicht. Baron St. Alban starrte vor sich hin, seine hohe Gestalt schien einen Schlag erhalten zu haben, ... er atmete schwer und langsam. „Mutter!" stöhnte er endlich auf und schlug beide Hände vor das Gesicht, vernichtet, dann aber packte ihn plötzlich leidenschaftlicher Grimm; er faßte Mademoiselle an den Schultern und schüttelte sie. „Weib!" rief er bebend, „weshalb hast Du mir dies angethan? Weshalb hast Du nicht augenblicklich jenen Brief abgegeben? Das ist ein Verbrechen! Nicht durch Schweigen, durch augenblickliches Handeln war unser Name zu retten!" Sie wandte sich los und stand vor ihm wie eine Katze, geschmeidig, lauernd, ihn mit beweglichen, huschenden Blicken beobachtend. „Monsieur vergißt eins. Wie konnte ich wissen, daß Monsieur mit Madame nicht einig war." — „Das mußten Sie wissen!" rief er wild; „habe ich nicht stets unter dem Gelde geseufzt? Wie können Sie wagen, auch nur daran zu denken, ich könnte" — „Madame konnte!" unterbrach sie ihn, „und Madame war ja Monsieurs Mutter, Madame la Barone de St. Alban, née Comtesse de Rhede! Madame war zehn Jahre lang eine Diebin, ... was sollte ich da denken?" Er wandte sich tief aufstöhnend ab. „Ich habe geschwiegen, Monsieur, ja. Niemand weiß es, daß Madame eine Diebin war. Ich schwieg. Als ich dann das Testament abgab an den jungen Monsieur Malthus, da machte ich Sie, Monsieur, wohl zum Bettler, aber ich machte Sie nicht zum Diebe. Ich sagte, daß ich das Testament gefunden, aber ich sagte nicht, wann und wie! Monsieur sollte mich loben, statt mich zu hassen."

Er hatte sich gefaßt und stand aufgerichtet da. Seine Miene

war finster, aber ruhiger. „Loben, Mademoiselle?“ frug er bitter, „dafür, daß Sie mir mitteilen, meine Mutter sei eine Diebin gewesen und habe einen Fleck auf unseren Namen gebracht?!“ — „Kann ich etwas dafür?“ — „Ja. Sie allein. Sie benutzten den Geiz der unglücklichen Frau, um über sie herrschen zu können. Eine so niedrige Handlungsweise kann nur meinen Abscheu erregen. Gehen Sie — fort, fort! Ich kann Ihren Anblick nicht ertragen.“ Mademoiselles Augen funkelten, fast in grünlichem Licht. Ihre Farbe flog wechselnd; ihre Zähne wurden alle sichtbar, aber nicht durch Lächeln. „Bon, Monsieur! Das ist Ihr Dank! Nun, wir sind quitt. Ich habe Sie gewarnt. Ich habe gar keine Ursache, den Namen St. Alban heilig zu halten — wäre es mein Name“ sie sprach atemlos, „mein Name, Monsieur, so wäre das anders. Ich würde lieber alles hingeben als meinen guten Namen.“

Er sah sie zweifelnd an. Er grübelte darüber nach, was sie nun eigentlich mit all dem wolle. Geld?? Wenn ihr Schweigen zu erkaufen war, wenn er sie durch irgend eine Summe davon abhalten konnte, das Andenken seiner Mutter vor den Leuten zu entehren, so war er bereit, dies zu thun. „Mademoiselle,“ sagte er, sich mit Widerwillen zu ihr wendend, „machen Sie es kurz. Sie wollen nicht umsonst schweigen, sagen sie. Nun, wie viel kostet Ihr Schweigen?“ — „Kostet?“ wiederholte sie empört, „halten Monsieur mich für so gemein? Habe ich je nach Geld gestrebt? Mein Schweigen kostet gar nichts, Monsieur, so lange Monsieur mir gestattet, hier zu bleiben, für Monsieur zu arbeiten, für Monsieur zu sorgen, kostet es nichts. Ich muß schweigen. Ist das so viel verlangt?“

Er schauderte zusammen. Sie ist nicht abzuschütteln! Hätte sie doch lieber eine Million verlangt, als das! . . . aber dann: die Million besaß er nicht. Dies konnte er aber gewähren. „Es sei. Bleiben Sie da,“ sagte er abgebrochen. Die stolze Dame neigte sich über seine Hand. Ehe er es hindern konnte, hatte sie dieselbe ergriffen und geküßt. Er trat zurück; ihm war, als habe eine Schlange ihn berührt. Sie verneigte sich und verließ das Zimmer. Baron St. Alban durchmaß dasselbe wie ein gefangener Löwe, elend bis ins Herz hinein. Dann bestellte er den Wagen und fuhr nach Sternheim; wenn es jemand gab, der alles wissen mußte, so war es Seraphine!

XXIX.

An meine Regimentsdamen!

Liebe Töchter! Es wird Zeit, daß ich Euch aus dem wüsten Kriegsleben einen Bericht schicke, damit Ihr erfahrt, wie es um uns steht. Eure Herzen werden in Angst sein; denn viel Blut hat dieser unselige Krieg schon gekostet, und auch unter uns ist manche Lücke. Ich weiß oft nicht, wo mir der Kopf steht, so viel gibts zu pflegen und zu sorgen, auch zu schreiben! Denn es ist doch eine Hauptsorge für mich, daß die Angehörigen meiner Husaren immer um die Ihrigen wissen und auch wissen, daß, wo ich bin, ihre Söhne und Brüder wohl versorgt sind! Doch wünschte man sich oft hundert Hände, überall beizuspringen. Eben während ich schreibe, sitze ich neben einem Schwerverwundeten, der alle zehn Minuten frisches Eis auf den Kopf bekommt. Es ist ein Unteroffizier, — ein Infanterist, aber ein braver Mensch. Um mich her liegt es bunt durch einander. Wir sind in einem Dorfe, ich mit einem ganzen Bataillon Diakonissen-Weibervolk. Morgen sollen die Leichtverwundeten alle fortgeschafft werden.

Aber ich muß mich kurz fassen. Werd' Euch ordnungsgemäß berichten, so viel ich weiß. Der Oberst ist nicht hier, aber ich sah ihn vorgestern. Er ist gesund. Macht nicht viel Worte über den Leon; na aber ich sehe doch, wie ihm warm ums Herz ist! Major Schwartz ist nicht recht wohl, hat sich erkältet oder so was. Liegt hier im Dorfe. Werd' ihm einen Thee kochen und heut abend hintragen; hat ein schlechtes, dumpfiges Quartier, das wird schuld daran sein. Setze voraus, daß er seiner Frau selbst schreibt. Belsay ist leicht verwundet worden bei einem Gefecht, wo er die Schwadron führte und selbst gefochten hat wie ein Löwe. Er thut schon wieder Dienst trotz des Hiebes in die Schulter. Den Säbel führen kann der schlechte Mensch; aber die Feder nehmen, um seiner Frau zu schreiben, dazu erklärt er sich zu schwach! Na, sie hat ihn sich so erzogen. Mag nun zusehen, wie sie mit ihrer Sorge fertig würde, wenn ich nicht über ihn berichtete! Mühlberg und Panten haben sich hervorgethan und sind zum eisernen Kreuz gekommen. Major Lüttau ist in den Generalstab gekommen — na da sag ich, das hätte ich nicht gedacht. Man erlebt manchmal was Wunderbares.

Lettow ist mir bis dato gehorsam gewesen und hat sich mit seiner Gesundheit vernünftig aufgeführt. Kann daher Leona melden, daß sein Husten sich ganz verloren hat. Wenn der Mensch nur nicht so pferdemäßig viel Wein tränke und mir nicht Raval immer wieder zum Spielen verführte. Briefe schreiben scheint auch nicht seine starke Seite zu sein. Malthus wird das besser besorgen, der schreibt wohl täglich. Ist übrigens gar nicht bei uns, sondern Ordonnanzoffizier beim General. Hab meine Freude, wenn ich an ihn denke, und oft rechte Sehnsucht nach seinen glänzenden Augen.

Genug, genug! Was soll ich über dies Frankreich sagen? Es ist das schönste Land, das man sich denken kann. Dazu überall Tischchen deck dich! Vor einer Woche lag ich mit einer Diakonissin in einer Villa, wo alles noch so lag und stand, wie es die davongelaufenen Komtessen gelassen hatten. Eine Pracht an Spiegeln und Bildern und ein Hof voller Hühner. Ich hatte zwei Kranke dort, Beckmann und Müller, die lagen in polierten Nußbaumbetten unter rotseidenen Decken. Der Beckmann, der eine Kugel im Rücken hatte, seufzte immerfort: „Ach, wenn doch meine arme Mutter sähe, daß ich wie ein König sterbe." Na, ich schrieb der braven Frau darüber, aber ich hoffe, der Junge kommt durch, hat eine kräftige Natur. Freilich, mit denen ists oft am ersten aus. Hab' auch schon Franzosen gepflegt und mich immer recht gefreut, was das doch meist für liebenswürdige Leute sind. Könnt' Euch rührende Geschichten hinschreiben, hab' aber keine Zeit, und die Hauptsache ist jetzt, daß ich mich durch nichts rühren lasse! Augen fest — und nun durch! Durch all das Elend und den grenzenlosen Jammer.

Bin sehr wenig erbaut von den Uniformen der Franzosen! Hab' mein Lebtag nichts Unpraktischeres gesehen. Muß offen sagen, der Schnitt von ihren Roten ist schon genug, um mich zu ärgern. Kann das schlapprige, schlottrige Wesen nicht leiden. Schlafröcke haben sie an und Gamaschen und Schuhe. Jede Pfütze bringt ihnen nasse Füße. Ewig stecken die Hände in den Hosentaschen. Mögen brave Kerle sein, werden aber nicht viel ausrichten; denn ihre eignen Kleider sind ihnen im Wege. Daß der Mensch, der Napoleon, da nicht besser vorgesorgt hat, kann mich verdrießen. Hab' immer gesagt: er ist kein Soldat! Na, nun sieht man's.

Hab jetzt indessen viel Freude an meinen Husaren. Ja im Kriege erst zeigt sichs, was ein rechter Soldat ist. Jetzt kommt all

das Gute erst heraus, was drinnen steckt. Die daheim liederlich und übermütig waren, werden ernsthafter, wenn sie rings umher die Menschen fallen sehen. Hingegen, die daheim-Schlafmützen waren, wachen auf und werden Helden. Na, im übrigen werdet Ihr durch die Zeitungen wohl unterrichtet sein. Da schließ ich für heute. Schreibe morgen noch ein Wort über den Major Schwartz hinzu, kann hoffentlich sein Wohlbefinden melden.

Gebt mir baldigst und getreulichst Nachricht über unser Lazarett! Mit Gruß an alle

Julia von Werther, geb. von Sternheim.

(Einlage an Stella.) Drei Tage später.

Liebe Schwiegertochter!

S'ist unmöglich für mich zu schweigen, muß Dir sagen, daß Dein Mann sich in einer Weise auszeichnet, die bereits die Aufmerksamkeit unseres Generals auf sich zog; na, das schreibe ich Dir aber eben privatim! Ich muß sagen, ich bin alle Tage von neuem erstaunt, bestürzt, vor lauter Glück. Es läßt sich gar nicht hinschreiben, wie sich's fühlt! Was ich mein Lebenlang gewünscht habe, so plötzlich erfüllt zu sehen, — und wie erfüllt. Wenn ich's nicht mit eigenen Augen sähe, ich glaubte es doch keinem Menschen, der mir sagte, daß Leon, der noch vor wenig Monaten nicht vom Diwan herunter kam, jetzt fast Tag und Nacht nicht aus dem Sattel kommt, und nur immerfort den Wunsch hat: Gebt mir nur Gelegenheit, Euch zu zeigen, daß mir keine Gefahr zu groß, der schwerste Weg der liebste ist. Nun Du kennst Werther, der eigne Sohn muß bei dem zuerst dran, wenn der Dienst schwer ist. Denke ebenso. Und der Junge ist wie toll. Hat Stücke ausgeführt, an die ich lieber nicht denke, das Herz steht mir still! und doch muß ich dran denken, denn es thut auch wohl. Ist neulich am hellen lichten Tage ganz allein durch eine Gegend geritten, die der Feind besetzt hatte. Ist verfolgt worden, von Reiterei umringt, — und hat sich doch durchgehauen. Kam nach drei Tagen wieder und brachte die Nachricht, die wir haben wollten. Schreibe mir nur, Kind, was um Himmelswillen hat ihn zu diesem Entschluß getrieben? Aus ihm ist ja keine Silbe herauszubekommen! Muß Dir sagen, habe immer mit Angst dran gedacht, wie das im nächsten Sommer, wo er doch sein Jahr abdienen muß, werden würde, mochte gar nicht daran denken! Na, die Sorge

ist von mir genommen! Doch genug des Schwätzens! Denke nur, es macht Dir Freude wie mir, daher schütte ich mein Herz aus.

Jetzt zum Schluß von was anderem, was mir eben den Kopf heiß und das Herz schwer macht. Schwartz ist sehr krank. Als ich meinen Brief an Euch alle schloß, wußte ich's noch nicht. Ich ging in das Dorf, wo er liegt, und sah wohl, daß es ihm nicht gut ging, aber dachte doch nicht, daß es ernstlich werden würde. Zudem hatte er gerade Marschordre bekommen, und ich sah ihn nur eine halbe Stunde lang. Er meinte, ein besseres Quartier würde ihn schon wieder auf die Beine bringen, und wollte nichts davon wissen, krank zu sein, gerade jetzt, wo wieder eine Schlacht erwartet wird. Er zog ab. Heute bekomme ich einen kurzen Brief von Adlerstein, worin er mir schreibt, daß Schwartz in V...., fünf Meilen von hier, am Typhus erkrankt sei und in Gefahr schwebe. Ich fahre, sowie ich einen Wagen bekomme, hin. Ich wiederhole, man möchte hier hundert Hände haben! Die arme junge Frau! Es zerreißt mein Herz, an ihre Sorge zu denken. Sage ihr nur von mir, daß ich bei ihm wachen würde Tag und Nacht. Es soll ihm an nichts fehlen, was ich beschaffen kann. Und dann ist ja Adlerstein da! Wenn ich den jetzt nicht hätte! Der findet immer Zeit für mich und meine Privatsorgen, und seine Ruhe thut mir wohl. Es ist immer wie lauter Frieden, wenn ich den Mann ansehe, und doch haben die Leute vor ihm einen Respekt wie vor keinem andern, seien diese Leute nun Freund oder Feind.

Lebe wohl für heute. Grüße mir Seraphine.

Julia.

XXX.

In der Wohnstube des Schwartzschen Hauses saßen die Hausfrau und Frau von Lettow in Beratung dessen, was zu thun sei. Die klaren braunen Augen der Majorin waren vom Weinen gerötet und ihre Hände bebten, wie sie einen Brief, der Stellas Schriftzüge trug, zusammenfaltete und aufschlug. Klärchen, welche mit am runden Tische saß, blickte ebenfalls traurig drein, und der kleine Hans, welcher seine runden Arme auf Tante Lettows Knie stützte,

sah erschrocken aus, weil Mama weinte. Die Knaben waren noch in der Schule und die kleinen Mädchen Lotte und Lenchen in der Strickstunde. „Wie kann ich meine Kinder verlassen," sagte die Majorin, „und wie könnte ich andererseits weiter leben, ohne meinen Mann noch einmal gesehen zu haben? Mein Herz ist so voll Angst und Unruhe, daß ich zu keinem Entschluß kommen kann." — „Machen Sie sich keine Sorgen, Ihre Kinder werde ich überwachen, Marie. Reisen Sie noch heute abend. Ich thäte es, wäre ich an Ihrer Stelle." — Die sanfte Majorin brach in Thränen aus. „Das darf ich nicht annehmen. Sie wissen nicht, was es heißt, sieben Kinder zu beaufsichtigen!" sagte sie verwirrt, angstvoll; „es wäre gewissenlos, bürdete ich Ihnen diese Mühe auf. Ich würde mir ununterbrochen Vorwürfe machen. Oh nein, nein, es geht nicht!"

Frau von Lettow lächelte bloß. „Ich will mit der Mühe fertig werden! Denken Sie nicht, ich schlüge die Verantwortlichkeit zu gering an, — das nicht. Ich weiß, daß ich unendlich unerfahren bin und schon vieles versäumen könnte; aber im übrigen ist es mir eine große Freude. Mein Haus ist jetzt so leer und still; ich sehne mich, sowie ich von hier fortgegangen bin, nach Hänschens heller Stimme; mir zu denken, der kleine Schelm könne immerfort um mich sein, wäre mir eine Freude, die Sie mir nachfühlen müßten! Schenken Sie mir das Vertrauen, Marie!" — „Es ist ja nicht Hänschen allein!" rief die Majorin, schon schwankend, „bedenken Sie, noch sechse." — „Meinetwegen Zwölfe! Kommen Sie, entschließen Sie sich .... der Zug geht in vier Stunden. Bis dahin können Sie fertig sein. Denken Sie jetzt weder an Haus noch Kinder. Das soll meine Sorge sein."

Frau von Schwartz war eine jener Naturen, die keinen eigenen Willen zu haben scheinen und so lange unentschlossen dastehen, bis ein anderer über sie bestimmt. Frau von Lettow that dieses. Sie that noch mehr. Sie ermittelte einen alten Mann, den Förster Braun aus Tannhausen, welcher seinen schwerverwundeten Sohn in Frankreich aufsuchen wollte. Mit diesem reiste die Majorin am nächsten Tage ab; und Leona sah sich plötzlich als Pflegemutter von sieben weinenden Kindern! Mit der sanften Festigkeit, welche sie jetzt charakterisierte, übernahm sie ihr neues Amt und führte es durch. Sie richtete zwei Zimmer neben ihrem Schlafgemach für die Kinder und die Bonne ein und brachte die ganze Gesellschaft schon

am nächsten Tage hin. Eine dampfende Schokolade, ein riesiger Napfkuchen und neben jeder Tasse ein Buch, oder eine Puppe, oder ein Steckenpferd empfingen die Kinder und trugen nicht wenig dazu bei, die Thränen zu trocknen. Alles Neue hat ja in jenem Alter einen besonderen Reiz, und so plötzlich in ein fremdes Haus versetzt zu sein, wo alles glänzte und funkelte, und dicke, dicke Teppiche auf den Dielen lagen, war, wie Lenchen versicherte, ganz wie ein Märchen, und Lotte fügte hinzu, abends von Tante Leona „eingebetet" zu werden, sei eigentlich wie im Himmel.

Frau von Lettow zeigte in dieser Zeit mehr denn je, daß sie könne, was sie wolle. Sie war nicht nur für die Kinder die sorgsamste Mutter, sie blieb nach wie vor auch die erste Stütze des Lazaretts. Jeden Morgen, wenn die Kinder ihr Frühstück erhalten und in ihre Schulen gegangen waren, fuhr sie in das Lazarett und blieb dort bis zwölf. Es waren schon viele Verwundete eingetroffen und Frau von Lettow that, was die anderen Damen nicht thaten, sie pflegte selbst. Der Arzt und die Krankenwärterinnen konnten ihre Hilfe nicht genug rühmen. In ihrer Hand lag besonderes Geschick, in ihrer Stimme besonderer Zauber; sie scheute vor nichts zurück und bei den geringsten und gröbsten Arbeiten war sie stets von ernster, vornehmer Würde umstrahlt. Der Nachmittag gehörte den Kindern, wenn nichts besonderes sie abhielt. Sie beaufsichtigte die Schularbeiten und ließ die kleinen Mädchen stricken. Sie ging mit den Kindern spazieren, meist nach Sternheim, und sie saß abends mitten unter ihnen vor dem brennenden Kaminfeuer und erzählte ihnen Märchen, — diese Stunde, der Gipfelpunkt täglicher Freuden für die Kinder! Dann saßen und standen sie atemlos um die schöne Dame, deren Haar wie Seidengespinnst flimmerte, deren junges, zartes Antlitz einen so seltsam nachsinnenden, ruhigen Ausdruck trug. Hänschen war ihr Liebling; er saß auf ihren Knieen und sah mit großen Augen in die Flammen. Er verstand noch nicht viel, aber er liebte Tante Leona zärtlich. Er war ihr steter Begleiter. Sogar in das Lazarett nahm sie ihn oft mit, um sich nicht von ihm zu trennen.

Ein Brief der Majorin traf endlich ein. Sie hatte ihr Ziel glücklich erreicht und schrieb voll Dankes gegen Frau von Lettow. Ihr Mann war, dank der Obristin Fürsorge, sehr gut verpflegt, sie konnte da nichts Besseres thun, aber er war schwer krank. Ihr

Brief war hoffnungslos, niedergeschlagen; sie war froh, daß sie gekommen, denn sie konnte ihn noch sehen, in lichten Augenblicken mit ihm sprechen — aber bald wird sie ihn nicht mehr sehen und nicht mehr sprechen. Sie schrieb voll Anerkennung Adlersteins, welcher sich augenblicklich mit ihr in die Pflege teile, aber natürlich nicht lange dableiben könne.

Der blutige Krieg schien jetzt auf die höchste Höhe zu steigen. Die Ahnung einer letzten großen Entscheidungsschlacht lag wie ein Bann auf den ängstlich harrenden Herzen daheim. Täglich brachten die Zeitungen neue Nachrichten, welche Unruhe und Sorge hervorriefen, — nicht um das Kriegsglück, dieses schien sich ja treu auf der Seite der Deutschen zu halten, sondern um das Schicksal derer, die draußen im Kampf standen. Die Tage strichen hin; aber die rote Wetterwolke im Westen war immer noch im Steigen begriffen. Da kam endlich wieder ein Brief von Frau von Schwartz. Er war mit zitternder Hand geschrieben und lautete:

Leona, ich bin allein. Gestern verschied mein Mann; — bitte, verlangen Sie nicht, daß ich mehr schreiben soll. Ich bin unfähig zu denken, unfähig zu handeln. Oh meine armen, armen Kinder. Sagen Sie es ihnen, ich kann nicht einmal dieses. Mir ist, als wäre ich geistig und körperlich in tiefer, tiefer Dunkelheit!

Marie.

Das war für's erste alles, — und auf lange alles. Frau von Lettow fürchtete ernstlich, die arme Frau könne selbst erkrankt sein. Wer wird sie pflegen? Wer wird sie zurückbringen? Das Regiment war weit weggerückt von dem Orte; in der Verwirrung ist es vielleicht der Obristin nicht möglich hin zu gelangen, um zu helfen und zu raten.

Da kam denn endlich durch diese gute Frau selbst Nachricht. Einer ihrer Briefe an ihre Regimentstöchter lief ein, und da er, an Frau von Lettow adressiert, gerade während einer Arbeitsstunde des Damenkomitees eintraf, so las ihn Leona auch vor. Er enthielt die verschiedensten Nachrichten und unter anderm auch Auskunft über das Schicksal der Majorin: „Adlerstein habe ich es zu danken, daß sich die arme Schwartz bei mir befindet. Sie hat entsetzliche Wochen in jenem Dorfe durchgemacht, wo ihr Mann starb. Sie ist noch in einem zu elenden Zustand, um an die Heimreise auch nur denken zu können — sozusagen gebrochen. Arme junge Frau!

S'ist ein hartes Schicksal, wüßte keine im Regiment, die's so hart treffen könnte. Gehört dazu noch zu den bedauerlichen Weibern, die nicht viel Energie und Esprit haben und ganz abhängig vom Manne sind. Versteht absolut nicht, ohne ihn zu leben. Klammert sich jetzt nun ganz und gar an Adlerstein, der ihr bei der Pflege geholfen, dann täglich hingeritten war und in der Sterbestunde dabei gewesen ist. Ohne ihn wüßt' ich kaum, was mit der armen Frau anfangen, die Tag und Nacht in Thränen schwimmt und ganz trostlos ist. Nur wenn er kommt, wird sie ruhiger. Mit ihm spricht sie vom verstorbenen Manne und von den Kindern, sonst spricht sie noch mit niemand. Na, Gott gebe, daß sie sich aufrichtet, bis dato steht es schlimm. Morgen rückt das Regiment nach M... weiter. Ich bleibe noch hier, habe drei Husaren im hiesigen großen Lazarett, die will ich soweit auf die Beine bringen, daß sie wieder zum Regiment stoßen können. Ob Frau von Schwartz auch dann wird fahren können, bezweifle ich; sie ist so schwach, daß sie kaum gehen kann, und hab' ich doch meine Not, daß sie mir nicht heimlich nach V. zurückläuft, wo der Mann begraben ist. Wie das gehen soll, wenn Adlerstein fort ist, ist mir ganz unbegreiflich. Nur er hat es vermocht, sie von V. hierher zu bringen, und schon jetzt weint sie ohne Aufhören bei dem Gedanken, noch weiter vom Grabe fortzukommen. Der gute Major hat einen ruhigen Tod gehabt; als er sich der vielen Kinder wegen schwere Sorgen gemacht und Adlerstein gebeten, dieselben nicht zu verlassen, da hat ihm dieser versprochen, für die Kinder sorgen zu wollen wie ein Vater. Na, auf das Wort hin konnte der gute Mann nun ruhig die Augen zuthun; sonst stände es freilich schlimm; denn Schwartzens haben kein Vermögen und keine Verwandten. Der alte Herr in Schlehendorf ist freilich da; aber der wird gerade was thun, der geizige, verrückte Patron!

Na, aber Gott befohlen, meine Zeit ist um!"

Als der Brief vorgelesen war, sahen sich die Damen untereinander an, einige lächelten, andere seufzten. „Ich glaube," sagte endlich Antoinette Marford, „um das Schicksal der guten Majorin dürfen wir uns fernerhin keine Sorge machen!" — „Antoinette!" sagte ihre Mutter verweisend; aber die junge Dame sprach nur aus, was alle dachten. — „Leona!" rief Frau von Belsay lachend, „war es nicht Ihr Mann, der uns einmal alle so durch die Bemerkung divertierte, Rittmeister Adlerstein würde, wenn er über-

haupt heirate, eine Witwe mit sieben Kindern nehmen." — „Daß Lettow noch ein Prophet wird!" — „Unter welche Gattung barmherziger Werke gehört wohl eine solche Heirat?" frug Gabriele Marford. Frau von Belsay hatte eine Antwort auf den Lippen, aber Leonas Stimme sprach leise, doch deutlich dazwischen: „Wir wollen uns hüten, daß durch uns nicht Klatsch entsteht. In Mama's Brief steht keine Silbe, die zu einer solchen Annahme berechtigte." — „Ich bin begierig auf Philipps nächsten Brief!" sagte Gabriele.

„Philipp's", das heißt Herrn von Marfords nächster Brief brachte eine Bestätigung der „Vermutungen". Das Geflüster konnte sich jetzt ganz kühn erheben; denn was die Damen als interessante Möglichkeit vorausgesetzt, war nach Philipps Aussage eine Thatsache. Fräulein Antoinette konnte natürlich nicht anders, als mit dem Briefe des Bruders sogleich zu Frau von Lettow hinübergehen. Diese saß an ihrem Schreibtisch und schrieb an ihren Mann. Sie schrieb ihm täglich und erhielt dafür etwa jede Woche einmal einige flüchtige Zeilen ziemlich faden Inhaltes, denn mit der Feder umgehen war Lettows Sache nicht. Er war indessen glücklich, das sah sie gerade daraus, daß er so flüchtig schrieb; der Krieg nahm seine Gedanken ganz in Anspruch, die Aufregungen dieses Lebens verdrängten alles andere; „er hat Dich schon vergessen," dachte seine Frau bei sich, „er liebt Dich nur, so lange er Dich sieht." Und sie stützte den Kopf in die kleine Hand, welche tief im lichten Haar versank, und eine Thräne zitterte an der gesenkten Wimper.

Die Thüre war leise aufgegangen. Antoinette steckte den kecken Lockenkopf in's Zimmer und hob die blauseidene Portiere geräuschlos beiseite; ah, da sah man Frau von Lettow einmal allein, allein an ihrem Schreibtisch, allein mit Briefen und — weinend. Die Lauscherin beobachtete eine Zeit lang; dann trat sie schnell ein, fiel der Freundin um den Hals und frug: „Woran dachtest Du eben?" Und Frau von Lettow versetzte ruhig: „An meinen Mann." — „Ach, wie langweilig!" rief Fräulein von Marford lachend, „mit Euch verheirateten Frauen ist faktisch nichts mehr aufzustellen! Dennoch muß ich meine großen Neuigkeiten auskramen, selbst auf die Gefahr hin, daß Du unterdessen an diesem langen Briefe weiterschreibst! Wie kann man so hausbacken werden, Leona! Du hast Dich gewaltig verändert seit der Zeit, als Du aus der Pension kamst." — „Du Dich gar nicht," versetzte Frau von Lettow trocken.

— „Doch, doch! Ich trete ja pflichtschuldigst in Deine Fußstapfen. Seitdem Du es in Mode gebracht hast, Arme zu besuchen und in die Kirche zu gehen, bin ich riesig tugendsam geworden! So tugendsam, daß ich fast schon hoffte, — nein aber nun höre, um Himmelswillen! Denke Dir, es ist wahr! Dieser barbarische Rittmeister, der Kummer meines Lebens, setzt dem seinigen dadurch die Krone auf, daß er die Wittib mit sieben Kindern als Vermächtnis übernimmt. Mit einem Wort, er wird unsere „gute Majorin" heiraten, ist zur Zeit mit ihr verlobt." Und sie holte triumphierend den Brief hervor.

„— etwas wird Dich gewiß zu erfahren interessieren," las sie, „eine Verlobung, die unter den seltsamsten Umständen zu Wege gekommen und noch nicht offiziell, aber schon bekannt ist. Major Schwartz hat seine Frau Adlersteins Fürsorge sterbend in einer Weise anempfohlen, daß dieser dem Freunde versprochen haben soll, sie zu heiraten. Ich halte Adlerstein zwar für einen Menschen, der eines jeden Opfers fähig ist, aber das hätte ich nicht einmal ihm zugetraut! Andere finden es sehr wahrscheinlich, und noch andere behaupten, er thäte es wirklich aus Neigung, da er ja doch auch als Vormund für die Kinder sorgen könnte. Die Majorin soll übrigens noch zu angegriffen sein, um an die Rückkehr denken zu können. Natürlich ist die ganze Sache noch „tiefes Geheimnis", und ich rate auch Euch, Fräulein Leopoldine gegenüber, sowie, wenn die Majorin kommt, zu schweigen, da es sicherlich das Gefühl der letzteren sehr verletzen würde. Unter uns gesagt, ich glaube, die arme Frau ist da hineingeraten, sie weiß selbst nicht wie!"

„Na, aber nun ist sie drin," sagte Antoinette in komischem Zorn, „und wird sich schon ganz hübsch hineinfinden! Ich sage, mich ärgert das schauderhaft. Als ob Altstadt nicht hübsche Mädchen genug hätte! Da hat man sich nun angestrengt über die Maßen, — und ganz umsonst! Denn Du weißt, es war von jeher mein Ehrgeiz, diesem Posa einen Blick abzugewinnen. Verlorene Zeit; ich bin darüber 25 Jahr geworden und habe keinen einzigen Verehrer. Adio, mein Herz! Ich muß in die Einsamkeit, um mir zu überlegen, ob es ein poetischeres Ende ist, im Schäferteich zu ertrinken oder sich mit einer Rosenguirlande zu erdrosseln! Aufrichtig gesagt, ich gehe zu Mühlbergs!" Und Antoinette sprang zur Thüre.

Eine Frau, die an ihren Mann Briefe schreibt, ist das langweiligste Geschöpf von der Welt!

„Antoinette!“ — „Was? Riefst Du mich?“ — „Ja,“ sagte Frau von Lettow, von ihrer Schreiberei aufblickend, „ich wollte Dir nur raten, in der Lebhaftigkeit nicht zu vergessen, was Dein Bruder wünscht.“ — „Was? Grabesschweigen? Natürlich. Adio!“ Und die junge Dame eilte davon. Diese Leona ist wirklich schauderhaft musterhaft. Sie errötet nicht einmal bei der Nachricht, daß ihr alter Verehrer sich vermählt. Was wäre denn daran Schlimmes? Nein, sie schreibt ruhig weiter. Und war sie schon ruhig in Gegenwart der Freundin, so ist sie noch viel ruhiger, sowie sie mit sich allein ist. Sie beendet den Brief und adressiert ihn. Einmal sieht sie, während sie das thut, zufällig in den großen Wandspiegel vis-à-vis — und fährt leicht zusammen, wer ist denn das da? Und gleich darauf lächelt sie über sich selber. Sie hat sich selbst nicht erkannt. Sie hat gedacht, es sei eine Fremde im Zimmer, — eine Fremde mit lilienhaft weißen Zügen. Wie sie aufstand, hielt sie einen Augenblick lang die Hand vor die Stirn; — dann ging sie in die Kinderstube.

Nicht wie sonst stürmten ihr die Kleinen jubelnd entgegen. Die plötzliche Trauerbotschaft hatte das fröhliche Gezwitscher der Kinderstube gedämpft. Ernsthaft saßen die Kinder in ihren schwarzen Kleidchen um den Tisch bei den Schularbeiten, und jeden Abend pflegte das Schlafengehen noch viele Thränen hervorzubringen, welche Tante Leona fortküssen mußte. Nur Hänschen bildete eine Ausnahme. Er war noch zu klein, um den Verlust des Vaters zu begreifen. Er hatte Tante Leona mit Inbrunst in sein Herz geschlossen und war sehr glücklich. Er durfte auch stets ungefragt in ihr Schreibzimmer kommen. Oft, wenn sie schrieb, kam er hereingeschlichen und legte sich unverwehrt zu ihren Füßen hin, auf den langhaarigen weichen Teppich. Gewöhnlich schlief er ein, und sie bemerkte ihn zufällig, wenn sie herabblickte. Noch lieber stürmte er auf seinem Steckenpferd durch die schönen Salons. Auch das blieb ihm unverwehrt. Leona hatte eine an Schwachheit grenzende Zärtlichkeit für dies Kind.

Der August war vorüber, die Zeitungen brachten Nachrichten über eine große, furchtbare Schlacht, die Entscheidungsschlacht. Erich und Harald brachten, aus der Schule kommend, das Siegestelegramm

auf rotem Papier in's Haus, und Frau von Lettow fuhr mit demselben sogleich in's Lazarett, um dort Freude zu bereiten. Und nach dieser Aufregung wieder die Tage voll ängstlicher Sorge, bis man erfahren hatte, was das eigene Herz für die Siegesnachricht zahlen, opfern mußte. Der Brief der Obristin, sonst stets die frischeste Nachricht, mußte diesmal verloren oder verspätet sein, — und als er endlich kam, enthielt er auf einem Fetzen Papier nur die wenigen, mit Bleistift geschriebenen Worte:

Am 3. Sept. Abends. Auf dem Schlachtfeld.

Geliebte Tochter!

Du bist mein Kind und wirst daher auch stets am liebsten die Wahrheit kurz und offen hören. Ich kniee auf dem blutgetränkten Boden neben Georg, der durch eine Kugel in die Stirn gefallen ist. Gott helfe Dir dies tragen; ich will fast unterliegen unter der Last des Elendes! Das waren die entsetzlichsten Tage meines Lebens. Doch wie viel Ruhm, wie viel heldenhafte Tapferkeit! Dein Mann starb den schönsten Soldatentod — ohne Qual, ohne Schmerz, mitten im siegreichen Kampfe! Schwerverwundet sind: Adlerstein und Daven. Leichtverwundet Belsay.

Julia.

Als Frau von Lettow diesen Brief gelesen, glitt derselbe herab auf den Boden. Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und so saß sie, starr und unbeweglich, wohl eine Stunde lang.

Zwei kleine Arme, die sich um ihren Hals legten, weckten sie. „Süße Mama Leona, was hast Du?" frug Hänschen. Bei dem Klang der Kinderstimme löste sich Frau von Lettows starre Trauer in Thränen auf. Sie umschlang das Kind und weinte bitterlich, — es war zu viel, zu viel alles das!

„Onkel Georg ist auch gestorben."

An diesem Abend erzählte Tante Leona kein Märchen. Sie saß allein in ihrem Zimmer. Noch hatte sie niemand die Nachricht mitgeteilt. Sie schrieb bis spät in die Nacht Briefe nach Eulenburg; die armen Eltern sollen durch sie erfahren, daß ihr Sohn nicht mehr ist. Leonas Thränen fielen reichlich auf diesen Brief.

„— ich bin jetzt arm, ganz arm geworden," schrieb sie, „mir ist, als hätte mein Leben seinen Zweck verloren. Wem kann ich hinfort etwas sein? Nur den Menschen, — nicht einem Menschen!

Ist es unrecht, das zu sagen? Georg war ich etwas, er liebte mich, wollte Gott, ich hätte seine Liebe verdient! Ich habe sie nicht verdient, sie war eine Gnade des Himmels, für die ich täglich dankte! Er liebte mich, und ich hatte das beseligende Bewußtsein, ihm etwas sein zu können, für ihn zu leben. Das ist vorbei, nie, nie habe ich an diese Möglichkeit gedacht. Klingt das seltsam? Ich war durchdrungen von der Gewißheit, er würde gesund heimkehren! Mein Herz zittert noch im Schreck und will es nicht fassen."

Frau von Lettow empfing am nächsten Tage die Kondolationen ihrer Bekannten. Sie war sehr still und sehr ruhig. Weniger denn je kam man dahinter, wie es in ihrem Herzen aussähe. Sie war in ihrem Witwenschmerz so ruhig, daß man fast hätte meinen sollen, sie sei gleichgültig; doch andererseits zeigten die Augen Spuren heimlich vergossener Thränen. Sie heuchelte keinen leidenschaftlichen Schmerz, den sie nicht empfand, aber ihrem ganzen Wesen war der Stempel tiefen Kummers ohne Worte aufgedrückt. Sie hatte den Mann, der gestorben war, nie geliebt, aber sie hatte für ihn gelebt! Sie war jetzt frei, aber diese Freiheit war trostlos!

Mehrere Tage später, als sie wieder an ihrem Schreibtisch saß, brachte ihr Hänschen den Zettel, welcher die Todesnachricht enthalten, der ihr entglitten war, und den sie vergeblich wieder gesucht. „Er lag ganz tief im weißen Fell vom Teppich," sagte das Kind, unter dem Schreibtisch hervorkriechend. Sie las den Zettel nochmals und am Schluß begann ihre Hand zu zittern. „Auch das noch!"

Als eine Stunde später Marfords kamen, um sich nach Frau von Lettows Befinden zu erkundigen, sagte diese: „Ich hatte etwas in Mama's Brief ganz übersehen. Rittmeister Adlerstein und Daven sind schwer verwundet" —

„Und ich weiß noch mehr," fiel Antoinette ein, „er liegt im Lazarett in S. und Frau von Schwartz pflegt ihn."

XXXI.

„Kein Brief von Leon!" Arme Stella! Zum wievielten Mal sagte sie das, während Gräfin Sibylla täglich mit ihrem schüchter-

nen Erröten die Hand nach dem „unfehlbaren“ Feldpostbrief ausstreckte und mit ihrem Schatz hinter den Blumen im Fenster verschwand. Trotzdem war Stella nicht verzweifelt. Sie hatte Zeiten weit größeren Kummers gekannt. Sie hörte durch andere oft von ihm und sie hörte nur Gutes von ihm.

— „Leon ist augenblicklich unser tapferster Kamerad,“ las Gräfin Sibylla aus ihrer Blumenecke hervor, „Du glaubst nicht, was er von sich reden macht. Er ist nach der großen Schlacht bei Sedan zum Leutnant avanciert und der General heftete ihm das eiserne Kreuz erster Klasse an die Brust, wohl hauptsächlich in Erinnerung jener Affaire, wo er mit beispiellosem Mut, sowie merkwürdiger Umsicht dem —schen Oberst das Leben rettete. Wo eine Gefahr war, wo ein toller Husarenstreich ausgeführt wurde, wo es am blutigsten zuging, da wird sein Name sicherlich stets mit genannt!“

Hier verstummte die Stimme der Vorleserin. Stella, welche neben Seraphines Sofa saß, trocknete ihre Thränen und flüsterte: „Wenn ich wüßte, wenn ich wüßte, ob ihm das alles gut thut, ob es ihm wirklich hilft, ob es die richtige Arzenei für ihn ist, so würde ich gewiß nicht weinen.“ — „Ich glaube jetzt, daß es die richtige Arzenei ist,“ sagte Seraphine tröstend, „er wird aus sich selbst herausgerissen und seine Thatkraft wird gestählt.“ — „Es ist das Merkwürdigste, was ich je gehört oder erlebt habe,“ sagte der Großpapa, welcher, wie stets, Zeitungen lesend im runden Ecksofa saß, „mir zu denken, daß Leon künftighin mit zum Regiment gehört! Na, gönn's der Julia; wünsche nur, es möchte keine vorübergehende Laune sein. Stella, Herzchen! Kann die verweinten Augen nicht sehen. Komm her, setze Dich zu mir! Wirst schon wieder lachen lernen!“

Sie gehorchte und saß schweigend neben ihm, wie er es gern hatte, indessen er seine Pfeife ausklopfte und die Zeitung zusammenlegte. „Wird noch alles wunderschön werden, he, was meinst Du?“ frug er heiter, „nur Kopf in die Höhe! Na, Sibylla, erfährt man denn weiter nichts aus diesem Brief, dessen Anblick wir so gar nicht genießen dürfen.“ Die blühenden Blumen, die durchsichtig weißen Vorhänge bewegten sich ein wenig. Nach einiger Zeit ward Sibylla's Stimme wieder hörbar:

— „Doch, hier, mein Herzchen, auch noch eine Neuigkeit für Sternheim! Denkt Euch, die Majorin Schwartz pflegt den schwerverwundeten Rittmeister Adlerstein und wenn er gesund geworden, werden sie sich trauen lassen.“

„Donnerwetter!“ rief der Großpapa, indessen seine Frau, die Hände faltend, hinzufügte: „Das muß ein braver Mann sein.“ — „Unglaublich!“ rief der Oberst, „ich muß sagen, ich weiß nicht, was ich von Frau von Schwartz denken soll.“ — „Daß sie ihn pflegt?“ frug Seraphine, „das finde ich nur in der Ordnung. Es wäre undankbar, ihn jetzt zu verlassen.“ — „Natürlich, natürlich! Aber daß sie ihn heiraten will, das kommt mir, so zu sagen, unbescheiden vor! Kuriose Geschichte das! Glaub's nicht recht. Was denkst Du Seraphine?“

Seraphine antwortete nicht sogleich. Es lag ein Schatten auf ihrem Gesicht; sie war traurig. „Sahst Du Leona, als Du heute früh in der Stadt warst, Onkel?“ — „Leona? Ja doch, die sah ich wohl. Ich traf sie auf der Straße. Sie ging mit dem kleinen Hans. Sie war sehr niedergeschlagen; — armes Kind, in ihrer jetzigen Trauer waren ihr die Schwartz'schen Kinder eine Zerstreuung, vermute ich, und nun muß sie sie hergeben.“ — „So kommen sie wirklich nach Schlehendorf?“ — „Ja freilich; der Onkel Schlehendorf hat schon deswegen geschrieben. Er will die Kinder zu sich nehmen.“ — „Nun das ist wirklich wunderbar! Ich dachte, das würde er nie thun!“ — „Das wird Adlerstein zu stande gebracht haben,“ sagte der Oberst; „jetzt fällt mir auch ein, daß Leona so was sagte.“ — „Ist der alte Herr wirklich so wunderlich?“ frug Stella. „Muß allerdings ein absonderlicher Kauz sein,“ versetzte Herr von Sternheim, „hat sein Lebelang nichts gethan als Schafe gezüchtet und soll eine solche Antipathie gegen das Heiraten haben, daß er es seiner Nichte nie vergeben hat, daß sie heiratete!“ — „Oh!“ sagte Sibylla, die auch herzugekommen war, „oh, was wird er nun aber dazu sagen, wenn Frau von Schwartz wieder heiratet?“ — „Vermutlich sieht er darin ein notwendiges Übel, da es ihn von der ferneren Sorge um die Verwandten befreit. Er denkt, wer A gesagt hat, muß auch B sagen.“ — „Vor einem Jahr wird doch wohl weder von Verlobung noch von Heirat die Rede sein,“ sagte Frau von Sternheim, „die ganze Sache muß eben durch die wunderlichen Umstände entschuldigt werden, sonst fände ich sie doch ziemlich übereilt.“ — „Gewiß, gewiß,“ sagte Herr von Sternheim zerstreut, denn ein in die Allee biegender Wagen fesselte seine Aufmerksamkeit, „oh, dort kommt St. Alban. Es ist lange her, daß er nicht hier war. Der Mann arbeitet sich ja zu schanden.“

Bald darauf trat der Gekommene in den Familienkreis; er

wurde herzlich empfangen und Seraphine hielt ihm ihre Hand entgegen, indem sie schnell und besorgt ausrief: „Oh, wie Sie blaß und angegriffen aussehen! Und wie lange habe ich Sie nicht gesehen!“ Er führte ihre Hand an seine Lippen, „ich war schon dreimal unterwegs, ich konnte nicht weiter!“ murmelte er, „kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen?“ Damit wandte er sich hastig fort und setzte sich zu den übrigen, wo er sich eine halbe Stunde lang über Tannhausen, Krieg und Frieden unterhielt, mit der Miene eines, der innerlich die Sekunden zählt. Seraphine beobachtete ihn mit Besorgnis. Sein Anblick machte sie traurig. Ihr war, als sei er plötzlich wieder so unglücklich wie zu Anfang ihrer Bekanntschaft. Nach einigem Besinnen winkte sie Sibylla herbei und sagte dieser, sie wünsche in das Nebenzimmer zu gehen. Baron St. Alban sprang sofort auf, um seine Hilfe anzubieten, und wie er sie in das kleine Kabinet führte, welches jetzt von Sibylla bewohnt wurde, sagte Seraphine zu dieser: „Ich möchte mit Baron St. Alban allein sprechen.“

Als Sibylla hinausgegangen und Seraphine in einem Sessel am Fenster saß, frug sie, zu ihm aufblickend: „Nun, sagen Sie mir, was fehlt Ihnen?“ Er fuhr hastig auf, wandte sich dann fort und blickte kämpfend zu Boden. „Können Sie mir nicht alles sagen?“ frug sie nach einer Weile leise, vorwurfsvoll, aber mit ihrem versöhnenden Lächeln. „Setzen Sie sich hierher, so, und nun sagen Sie mir, welcher Kummer Sie bedrückt.“ — „Meine Familie wird noch tiefer in Ihren Augen sinken,“ sagte er düster; „ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ein Flecken auf meinem Namen ruht, den keine Arbeit, kein Verdienst abwaschen kann, auch ich erfuhr es erst vor wenigen Wochen. Seitdem bin ich wie gelähmt, geistig, körperlich! Meine Mutter, ja hören Sie es, Seraphine! meine Mutter hat seit vielen Jahren um jenes Testament gewußt und — geschwiegen! Seraphine! auch das noch! auch das noch! Auf meinem Leben ruht ein Verhängnis, ein Fluch, der mir den Mut nimmt, je an einstigen Frieden zu glauben.“

Sie antwortete nicht sogleich. Als er sein herabgebeugtes Haupt erhob, um zu sehen, sah er, daß ihre Thränen reichlich flossen. Das liebliche Gesicht trug den Ausdruck tiefsten, überströmenden Mitleids. Sie ergriff seine Hand, liebkosend, beschwichtigend und doch selbst erschüttert. „Lothar, das wollen wir zusammen tragen. Kein anderer Mensch braucht hierum zu wissen. Ich danke Ihnen, daß

Sie zu mir kamen. Es zeigt mir, daß Sie wissen, wie innig ich an jedem Leid, das Sie betrifft, teilnehme." Er führte mit tiefer ehrfurchtsvoller Scheu ihr weißes Gewand an seine Lippen; sie aber strich leise über sein dunkles Haar! Ihre Nähe, die Berührung dieser Engelshand übte den gewohnten, lindernden Einfluß; der verlorene Friede kehrte ihm zurück. „Sprechen Sie von keinem Fluche, der über Ihnen ruht," sagte sie, „ich sehe keinen! Ich fühle keine Wolke, keine Sorge, wenn ich Sie anblicke! Ich sehe nur einen Mann, der ein großes Werk zu Ende bringt, der sein Leben der Arbeit opfert, — und diese Arbeit wird von Gottes Segen gekrönt. Was Sie angreifen, gelingt; was Sie unternehmen, strebt der Vollendung entgegen! Bald wird Tannhausen schön, reich, wohlgeordnet sein, ein Besitz voll blühenden Wohlstandes! Dieser Gedanke muß Sie doch trösten und Ihnen auch über diesen Kummer hinweghelfen! Sie haben alles gethan, um Ihren Namen angesehen und geehrt zu machen; er ist verknüpft mit all Ihren Werken, und so lange Tannhausen steht, so lange wird man dort sagen: Der aber das meiste hier gethan, war kein Tanne, das war der einzige fremde Herr, den Tannhausen jemals gehabt hat! — und hat er es irrtümlicherweise besessen, so ist dies kein Schade gewesen! Sehen Sie, Lothar, so ward der Fluch in Segen verwandelt!"

Er blickte zu ihr auf, wie etwa Dante im Paradiese zu Beatrice aufgeblickt, und er fühlte sich neugestärkt und mit frischem Arbeitsmut erfüllt!

XXXII.

Leon an Seraphine.

Meine Schwester, mein guter Engel!

An Dich wende ich mich zuerst. Vielleicht, daß ich während des Schreibens den Mut gewinne zu einem Briefe an sie, — und wenn ich den Mut finde, so lies Du den Brief zuerst und beurteile, ob sie ihn lesen darf, ob ich überhaupt noch das Recht habe, an sie zu schreiben. Mein Gewissen spricht mir dies Recht ab. Es hält mir stündlich vor, daß ich Frevler ein Herz, welches ich glücklich machen sollte,

mit Füßen trat! Daß ich eine Liebe verachtete und kränkte, die ich nie verdient hatte, für die ich Gott hätte täglich danken sollen! Ein herzloser, wahnsinniger Egoist, ein Mensch, der sein eigenes Ich anbetete und diesem Ich jedes Opfer brachte. Du weißt es, Seraphine, daß ich nicht zu viel sage. Du kennst mich ja. Du hast mich mit einer über alle Maßen gehenden Milde getragen, daher finde ich auch vor Dir zuerst den Mut zum Sprechen, zum Abbitten. Wenn das, was ich Dir schreibe, eine Beichte wird, so sei mir am Schluß derselben barmherzig, erteile mir Absolution. Ich bedarf derselben, um nicht an fruchtloser Reue zu verzweifeln.

Vor allen Dingen, Seraphine, laß Dir danken inbrünstig aus vollem Herzen. Ich kniee im Geist vor Dir nieder und danke Dir für Deinen Rat! Wohl weiß ich, daß ich Deine Worte frevelnd auffaßte. Wohl weiß ich, daß Dein Rat nur bedingungsweise war. Ich aber handelte schändlich, ich ließ Stella zurück und floh, — den Tod zu suchen! Und trotzdem wandelte Dein Gebet meine strafbare Absicht zum Guten. Ich suchte den Tod und fand das Leben. Aber, oh Seraphine, wenn ich jetzt bedenke, welche Qualen der Unruhe und Angst ich über Dein unschuldiges, weises Herz gebracht habe, so graut mir vor mir selbst! Und Du hattest noch Gebete für mich! Ich habe ihre Kraft empfunden. Ihnen danke ich, daß ich nicht als Verbrecher vor Gottes Richterstuhl treten mußte; denn je mehr ich den Tod suchte, je mehr floh er mich!

Mein sündiger Wunsch trug mich über alle Schwierigkeiten eines mir völlig fremden, widrigen Berufes. Wozu andere Wochen brauchen, das lernte ich im Fluge, in wenig Tagen. Ich that es wie im Fieber. Es war erstaunlich, wie viel Geschick ich zeigte. Ich wagte dabei weder an Stella zu schreiben, noch an Dich zu denken. Mein Gewissen strafte mich, aber ich betäubte es und hörte es nicht! Ich kam in's Feuer. — Vielleicht hörtet Ihr durch meine Mutter, daß mein Mut belohnt, bewundert ward! Mir stieg jedesmal das Blut in die Wangen vor Beschämung, — und doch betrog ich mich weiter und log mir vor, daß man ein zweckloses Leben wohl fort werfen dürfe!

Vergebt, vergebt, daß ich Euch nie schrieb, es war unverantwortlich von mir, und doch war es mein besseres Selbst, was mich davon abhielt. Es kam mir auch vor, als hätte ich mich freiwillig verbannt und sei schon lange gestorben, für Dich wenigstens! Wenn

ich jetzt an diese Zeit zurück denke, so kommt es mir manchmal vor, als sei ich von einer irrsinnigen Idee verfolgt worden und könne für das, was ich empfand und wollte, nicht verantwortlich gemacht werden! Und doch war ich nicht irrsinnig. Nein! Aber es ist alles ein wüstes Chaos von Gedanken, Erinnerungen, Bildern! Gräßlich blutige Bilder, — und ich immer mitten drin, immer beseelt von dem Gedanken: vielleicht ist's dieser Augenblick! Vielleicht ist's der nächste schon, der die Welt von einem überflüssigen Menschen befreit, von einem nichtigen Dasein, in welchem dennoch eine Welt von Qual lebt! Wo ein Gefecht am wütendsten tobte, da war ich mitten drin. Ich war einst umzingelt von Feinden, ich focht wie ein Rasender. Sie sollten mich nicht lebendig haben, sie sollten mich ja töten! Mein Säbel schlug Wunden, die Waffen der überzähligen Feinde trafen alles, nur nicht mich. Mein Pferd ward unter mir zu Tode verwundet, stehend focht ich weiter, — ich blieb unversehrt, ich ward durch meine nachstürmenden Kameraden befreit, die Feinde wichen zurück. Ich stand unter meinen Kameraden, und ich hatte nur das eine bittere Gefühl: du lebst, du lebst noch! Der Tod spottet deiner auch! — Und diesen wahnsinnigen Narren empfingen dann alle mit Hurrah. Man hing mir Sterne um, man gratulierte mir, Generale reichten mir die Hand! Und wenn ich Lügner schweigend zuhörte, wie mein Mut, meine Tapferkeit, mein Patriotismus gerühmt wurden, dachte ich immer wieder: und du lebst noch! Ich fand keine Ruhe vor meinem Lebensüberdruß, vor meiner apathischen Verzweiflung. In den schlaflosen Nächten warf ich mich hin und her. Tausend Bilder meiner Zukunft, das schwarze Nichts eines verfehlten Lebens, trostlose Hoffnungslosigkeit, wie sie eben nur dem vollendeten Egoismus, der in sich den Mittelpunkt der Welt sieht, entspringen können, marterten meine Seele! Und wenn der Morgen graute, sprang ich auf und hoffte wieder: vielleicht ist's dieser Tag!

Ich ritt mitten durch feindliche Vorposten hindurch, um einem Oberst eine Warnung zu hinterbringen. Ich bat, man möge mich schicken; denn ich hatte gehört, es sei, je nach dem Wege, den man nehme, eine langwierig beschwerliche, oder sehr gefahrvolle Expedition. Man gab einem Unsinnigen den Auftrag, und er war gewissenlos genug, denselben anzunehmen, obwohl er im Herzen hoffte, sein Ziel nie zu erreichen. Er erreichte es. Ich ritt durch ein Dorf, welches voll feindlicher Infanterie lag. Ich ritt mit Absicht hindurch,

mit einer Keckheit, welche die feindlichen Vorposten geradezu entsetzte. Ich jagte mitten in die Feinde hinein, und jagte durch sie hindurch. Man beehrte mich mit einer Salve, stark genug, um eine Kompanie niederzustrecken. Um mich herum zischten die Kugeln, weißer Rauch hüllte das Dorf hinter mir ein, — und ich bemerkte, daß ich immer noch lebe! Immer noch! — Dank Dir, Seraph! Du rangst mit dem Dämon, und Du siegtest. Ich lernte an Wunder glauben, denn ich erfuhr sie täglich. Als ich von dieser Expedition zurückkam, hatte ich 24 Stunden weniger gebraucht, als man angenommen. Ich wußte, wo der Feind lag, ich wußte wie stark er sei, und ich hatte meine Aufträge erfüllt. Ich hatte wieder irgend etwas unglaublich Tapferes geleistet, ich war der Tagesheld. Ich erntete Lob. Man bewunderte bloß meine Bescheidenheit! O Lüge! Lüge! Lüge!

Indessen die Lüge ward nach und nach zur Wahrheit. Die Macht des täglichen Lebens übte ihren Einfluß. Die täglichen Pflichten wurden zuerst zur Gewohnheit, dann zum Bedürfnis — und nach und nach bemerkte ich, daß ich ein Soldat geworden, wider meinen Willen, und doch unwiderruflich! Ich sah ein, daß ich ein Narr gewesen und zwar ein straffälliger Narr! Das Leben von mir zu werfen, war mir zur fixen Idee geworden, und dabei lebte ich ja doch, — und befand mich wohl. Es war bei Gelegenheit eines Rittes durch einen Fluß, daß mir diese Einsicht kam. Ich verlor mein Pferd unter mir und konnte nicht schwimmen. Irgend wie erreichte ich das Ufer. An der Todesangst, mit welcher ich um mein Leben rang, merkte ich plötzlich, was Sterben heißt. Wie ich am Ufer stand, war mir als sei die Welt schön und lachend, und ich erinnere mich, daß ich einem herbeieilenden Soldaten sagte: „Nun, Gott sei Dank, ich kam mit dem Schreck davon!“ Von der Stunde an war ich wieder bei Vernunft. Ich wollte Euch schreiben; aber es war nicht möglich. Ich konnte nicht einmal an Dich denken, Du lichter Engel! Weder an Dich, noch an mein armes Opferlamm. Mein Gewissen ist erwacht, mit furchtbar schweren Anklagen. Was bin ich gewesen und was habe ich gethan? Mein ganzes bisheriges Leben war eine Kette selbstsüchtiger Handlungen, ein Dasein ohne Pflichtbewußtsein. Durfte ich jetzt kühn wieder an mich reißen, was ich erst fortgeworfen hatte? Hatte ich noch ein Recht auf Euch, auf sie, die ich verlassen habe?

Seraphine, ich habe Höllenqualen durchlebt! Gott gebe, daß

es nicht umsonst war. Manchmal überfiel mich eine jähe Angst, Gott könne eine gerechte Strafe über mich verhängen und Stella von mir nehmen. Jeden Deiner Briefe öffnete ich mit Herzklopfen, in der Erwartung, er werde irgend eine unvorhergesehene Unglücksbotschaft enthalten! Jetzt kann ich nicht anders, ich muß Dir schreiben. Sage Du ihr, daß ich um ihre Vergebung bitte, daß ich den Wunsch habe, gut zu machen, was ich an ihr gefrevelt! Ich sage nicht, daß ich dies jemals wirklich könnte, aber daß ich es zu thun wünsche. Was hat sie, die Unschuldige, durch mich leiden müssen. Wenn ich daran denke, so sinkt mir immer wieder der Mut.

Über meine Eltern schrieb ich Dir noch nichts, und doch bin ich ja denselben jetzt so nahe getreten, daß mir ist, als träume ich! Mama ist sehr glücklich; doch noch weit wertvoller ist mir die Zufriedenheit meines Vaters. Seraph, welch' ein Herz hat dieser Mann, den die Leute kalt und trocken nennen! Ihm habe ich alles gesagt, was ich Dir jetzt geschrieben. Es war mir unerträglich, vor ihm als ein Lügner dazustehen. Gottlob konnte ich ja meinem Bekenntnis hinzufügen: „Das war! Jetzt liebe ich meinen Beruf, der mich gerettet hat, und werde ihm, so lange ich lebe, nicht untreu werden!" Er sagte nichts. Er reichte mir bloß die Hand und sah mir in die Augen. Dann ließ er mich gehen; aber als ich in der Thüre stand, ging er mir nach und legte seine Hand auf meine Schulter: „ich danke Dir," sagte er in seiner gemessenen Weise, „das Vertrauen meines Sohnes zu besitzen, war mein einziger Lebenswunsch. Du hast ihn erfüllt."

Damit schließe ich. Lebewohl Seraph! Vergib mir und habe Dank dafür, daß Du es thust. Leon.

Diesen Brief lasen die Schwestern zusammen, während sie aneinander geschmiegt auf Seraphines Diwan saßen. Es wäre schwer gewesen, zu sagen, welche von beiden ihr Herz fieberhafter schlagen fühlte. Als sie geendet hatten, schwiegen beide. Stella's Kopf lag auf der Schulter der Schwester. Nach einer langen Pause blickte sie auf. Ihre Augen glänzten, ihre Wangen glühten, ihre Lippen lächelten. „Oh, Seraphine, Du mußt mich ohne Worte verstehen, ich kann nicht sprechen. Es ist zu schön. Ich bin zu glücklich!" — „Ich weiß es, Stella; ich bin vielleicht noch glücklicher!"

XXXIII.

Frau von Lettow saß in ihrem einstigen Blumengemach vor dem brennenden Kamin auf ihrem Lieblingssitz. Draußen sank die Dunkelheit herab, die Fenster sahen immer noch, insbesondere der Glaserker, so leer und groß aus, denn die Blumen der gnädigen Frau waren immer noch bei Jürgens. Die gnädige Frau hatte den Geschmack an der Blumenpflege ganz verloren und sie hatte auch keine Zeit dazu. Sie stickte keinen Teppich mit Rosen und Lilien auf lichtblauem Grunde; sie nähte ein Kinderkleidchen, einen kornblauen Samtanzug für Hans. Der kleine Knabe stand neben ihr und sah ihr zu. „Wird Hans keinen schwarzen Rock mehr tragen, Mama Leona?" — „Nein, mein Junge." — „Klara auch nicht? Lena auch nicht?" forschte er eifrig. „Nein, sie bekommen hübsche graue Kleidchen." — „Warum?" — „Weil es vielleicht Eure Mama traurig macht, wenn sie wiederkommt und Ihr seid alle schwarz." — „Wirklich, Tante," sagte Klärchen, die strickend auf einer Fußbank saß, „Du denkst doch an alles voraus. Du bist überhaupt sehr gut mit uns. Und es ist merkwürdig, wie Dir die Jungens gehorchen. Du glaubst nicht, was Fritz für ein ekliger Bengel ist, wie unverträglich und wie ungeduldig mit den Kleinen. Jetzt ist er immer brav." — „Das freut mich zu hören, aber ich denke doch, er ist es hauptsächlich, weil er daran denkt, daß er Eurer armen Mutter jetzt doppelte Freude machen muß." — „Es kann sein," versetzte Klärchen sinnend, „aber im ganzen sind die Jungens so gedankenlos. Onkel Otto schrieb das auch schon an mich. Onkel Otto hat mir geschrieben, denke Dir; in Mama's Brief lag ein kleiner Brief an mich drin, aber ich konnte ihn kaum lesen. Der arme Onkel ist so krank. Er hat eine tiefe Wunde an der Seite gehabt. Mama schreibt mir, wir möchten nicht vergessen, für ihn zu beten. Ich vergesse es gewiß nicht. Wirst Du nicht Hänschen für ihn beten lassen?" — „Gewiß, Klärchen."

Ein Diener trat ein, er meldete, Herr von Schlehendorf wünsche seine Aufwartung zu machen! „Unser fremder Onkel," flüsterte Klärchen wichtig, „komm mit, Hans, Du mußt Dir die Hände waschen. Wir müssen doch alle hereinkommen und guten Tag sagen." Frau von Lettow nickte bloß, die Kinder liefen fort und sie sah sich

gleich darauf einem kleinen, hageren Herrn gegenüber, dessen Brust ein rübezahlartiger grauroter Bart bedeckte und dessen kleine, listige Augen unter sehr buschigen Brauen glitzernd hervorlugten. Sein Anzug war nicht sehr „standesgemäß". Zerknitterte, schmutzige Wäsche, schnupftabakfarbiger Rock, hohe Schmierstiefel, welche das Parfüm des Schafstalles unverfälscht verbreiteten. Dieser Herr verneigte sich etwas windschief vor der Dame des Hauses und sagte mit heiserer Stimme, die so klang als sei sie infolge von seltenem Gebrauch stark eingerostet: „Nannte schon Namen. Schlehendorf."

Frau von Lettow neigte das Haupt und wies auf einen Sessel. „Ich bitte, nehmen Sie Platz, Herr von Schlehendorf." — „Hab keine Zeit." — „Keine Zeit? Nicht einmal zum Sitzen? Sind Sie denn nicht gekommen, um Ihre Neffen und Nichten kennen zu lernen?" — „Bin gekommen, um zu sagen, daß Westflügel fertig. Kinder mögen morgen kommen." — „Oh, Herr von Schlehendorf, das ist doch nicht möglich! Überhaupt hoffte ich, die Kinder bis zu Frau von Schwartz' Rückkehr hierbehalten zu können." — „Geht nicht an. Hat deswegen schon geschrieben." — „Wer? Die Majorin?" — „Nein, Rittmeister Adlerstein. Kinder sollen Nichte Marie in Schlehendorf empfangen. Nichte melancholisch. Soll alte Stätten nicht sehen." — „Also kehrt Frau von Schwartz nun zurück?" — „Bald." — „Was also soll zunächst geschehen?" — „Schicke morgen Wagen auf Bahnstation. Kinder können mit Eisenbahn kommen." — „Doch die Kinder können doch unmöglich ganz allein nach Schlehendorf. Die Bonne, welche die Jüngeren haben, kann nicht die Verantwortung für sieben übernehmen."

Hierauf sagte der lakonische Herr bloß: „Leopoldine!" — „Aber die Kinder können doch nicht ohne Unterricht sein?" — „Hauslehrer!" war des Onkels Antwort, „bereits deswegen geschrieben." — Frau von Lettow lächelte wider Willen. Aber sie wurde bald wieder ernst. „Herr von Schlehendorf, Hänschen möchte ich noch behalten. Gestatten Sie dies?" — „Meinetwegen könnten alle sieben behalten!" — „So? Nun dann thu ich's auch." — „Geht nicht!" schnarrte der alte Herr verdrießlich, „habs nun mal versprochen. Halt mein Wort. Wird Heidenwirtschaft. Kann nichts helfen." — „Ich sehe es ja auch ein. Aber Hans behalte ich." — Er faltete die Stirn, „muß nachlesen", sagte er.

Darauf zog er einen Brief aus der Tasche und zu gleicher Zeit

eine Hornbrille, die in ein blaugewürfeltes Taschentuch gehüllt war. Diese Brille setzte er bedachtsam auf. Frau von Lettow schraubte die Lampe höher.

„— ich kann Ihnen nicht sagen, verehrter Nachbar, wie schwer es mir ist, daß Ihre Nichte durch mich veranlaßt wird, so lange von ihren Kindern fern zu bleiben. Mein Trost dabei ist nur, daß sie hier vielleicht mehr Ruhe und Stille hat als zu Hause und daß sie der Ruhe bedarf. Sie ist noch so niedergeschlagen, daß mir ihr Zustand Sorge bereitet. Noch vor wenig Wochen wäre sie nicht reisefähig gewesen. Es wird ihr unendlich schwer, sich von Frankreich zu trennen, da ihr der Ort, wo sie ihren Gatten verlor, unwiderstehlich teuer ist. Bisher trat auch die Sehnsucht nach den Kindern zurück.

Ich kann die Güte und Aufopferung, mit welcher sie mich trotz ihrer schwachen Gesundheit gepflegt hat, nicht vergelten, indem ich sie selbst nach Hause begleite und ihr die Ankunft zu erleichtern suche. Daher bitte ich Sie, verehrter Herr, Ihr freundliches Versprechen zu erfüllen und die Kinder jetzt schon nach Schlehendorf zu nehmen, damit Frau von Schwartz direkt dorthin fahren kann und Altstadt nicht wiedersieht, damit ferner eine bereits geordnete Häuslichkeit sie empfängt. Vielleicht begleitet Fräulein von Schwartz die Kinder nach Schlehendorf. Wegen des dadurch unterbrochenen Schulunterrichts treffen Sie auch vielleicht eine Maßregel. Ich mache Sie auch freundlichst darauf aufmerksam, daß es der Majorin vielleicht einen allzu traurigen Eindruck machen würde, sähe sie die Kinder schwarz gekleidet. Auch dürfen die Kinder nicht allzu viel zu ihr gelassen werden, da ihre Nerven das schwerlich ertragen können.

Bitte, entschuldigen Sie diese Vorschriften; allein die Sorge um das Wohl der mir teueren Frau zwingt mich zu denselben ꝛc. ꝛc."

Einige Zeit lang herrschte Schweigen. Frau von Lettow blickte in's Feuer, ihre langen Seidenwimpern lagen wie tiefe Schatten auf ihren Wangen. Endlich sah sie auf und begegnete dem forschenden Blick der kleinen, scharfen Augen. „Nun? Was denken?" — „Ich werde nach dem Wunsch des Vormundes handeln und die Kinder nach Schlehendorf schicken; aber ich werde mir von Frau von Schwartz Hänschen zurückbitten, wenn sie gekommen ist." — „Wie belieben," sagte der Alte, „geh jetzt." — „Aber sehen Sie doch, dort kommen die Kinder, sie wünschen Ihnen guten Abend zu sagen!" — „Hm! hm!"

Er wandte sich um. Die sieben Kinder, in Eile mit reinen Schürzen und Händen versehen, drängten sich halb scheu, halb neugierig zur Thüre herein und machten ihre Knixchen und Diener. Hänschen marschierte mit schöner Selbständigkeit zu Frau von Lettow hin, als protestiere er gegen den Onkel. Dieser betrachtete die Kinder durch seine Hornbrille so, wie ein Botaniker Pflanzen betrachten mag, die ihm ganz neu sind. Sieben Kinder in schwarzen Kleidern mit weißen Schürzen! Herr von Schlehendorf seufzte, — nur daß das wie leises Grunzen klang. „Eine schwere Menge! — Sind noch mehr da?" — „Nein," sagte Frau von Lettow. — „Ist genug! Kommt alles vom Heiraten. — Habs Nichte Marie vorausgesagt. Wollte mir nicht glauben. Na. — Geh jetzt. — Eßt gern Haselnüsse?" — „Oh ja, Onkel," sagte Klärchen, artig knixend. „Hm. — Adieu. — Sollt was haben. Bin kein Menschenfresser. Sollt einen Sack Haselnüsse haben. Adieu!"

Damit ging er, nachdem er sich von Frau von Lettow verabschiedet hatte. Diese fuhr noch an demselben Abend zu Marfords und teilte Fräulein Leopoldine die Wünsche des Vormundes mit. Leopoldine war, obgleich Antoinettes Freundin, doch im Grunde ein vernünftiges Mädchen und von jeher gewohnt, der Majorin bei der Kindererziehung zu helfen. Das letztere war eine Hauptsache. Sie kannte die Wünsche und Bedürfnisse der Kinder. Sie war es gewohnt, ihnen das Vesperbrot zu schneiden und ihre Schulaufgaben nachzusehen. Sie fand es zwar viel angenehmer, für verwundete Krieger zu arbeiten und mit ihren Freundinnen zusammen zu sein, aber sie fügte sich und war willig, nach Schlehendorf zu gehen, obwohl sie sich wenig Amüsement davon versprach. Aber dann, — es war ja nicht auf ewig! — Das war wenigstens eine gute Seite dieser albernen Verlobung!

Die Kinder reisten ab. Heiße Thränen wurden vergossen, die dem Abschied von ihrer schönen jungen Schützerin galten. Der Sack voll Haselnüsse, der wirklich erschienen war, erwies sich als ungenügender Trost. Unglaublich viele Händchen streckten sich aus dem Fenster des langsam abrollenden Zuges. Die elegante Dame mit dem stillen, schneeweißen Gesicht blieb allein, — unbeweglich auf dem Perron! Was nun? Das Haus ist so traurig leer geworden.

Ein Brief ihrer Schwiegereltern aus Eulenburg sagte ihr, was sie jetzt zu thun habe, — was sie schon gethan hätte, wenn es

ihr mit ihrer übernommenen großen Pflicht vereinbar erschienen wäre! Sie übergab ihr Haus der Wirtschafterin und fuhr nach Eulenburg, um bis zu Weihnachten bei den alten Leuten zu sein, die von einem Kummer, für den sie keinen Trost wußten, niedergedrückt waren! Nie hatte sich Leona so sehr als Lettows Frau gefühlt, wie jetzt, wo sie seine Witwe geworden! Sie benutzte nicht die Eisenbahn, sondern fuhr mit ihren von Adlerstein gekauften Rappen, hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie diese nicht allein der Aufsicht des Kutschers überlassen wollte, welcher, erst seit kurzem im Dienst, sich als unerfahren und ungeschickt erwies.

Es war eine weite Fahrt durch flache, winterliche Gegenden, mit der Eisenbahn durchflog man die Strecke in einer knappen Stunde, jetzt aber dauerte die Reise fast vier Stunden. Endlich blickten die grauen Türme von Schloß Wildstein durch entblätterte Baumgruppen; dann führte die Straße abwärts durch die kleine Stadt, in welcher das Mädcheninstitut lag, in welchem Leona „geschliffen" wurde! Noch eine Stunde und sie war in Eulenburg. Frau von Lettow blieb bis Weihnachten hier. Es war eine sehr stille Zeit. Einmal fuhr sie hinüber nach Wildstein, — aber sie kehrte traurig zurück. Es war nicht mehr Wildstein. Ein Fabrikherr hatte es gekauft; ein mächtiger Bau war im Entstehen, dessen rote Schornsteine gen Himmel ragten. Und die Schulen? Die Krankenhäuser? Die Armenhäuser? Oh, alles fort, alles aufgelöst. Gräfin Ellas hat ihr ganzes Vermögen ihrer Kirche vermacht; von ihr selbst wird hier nicht mehr gesprochen!

Es war am 24. Dezember, morgens früh, daß ein reitender Bote auf einem kleinen, zottigen, weißen Gaule in den Hof von Eulenburg ritt und einen Brief an die junge Frau von Lettow brachte. Dieser Brief enthielt folgende Anzeige:

„Verehrte! Da versprochen, melde, daß Nichte Marie eingetroffen. — Deplorabler Zustand. — Kinder krank. — Heidenwirtschaft. — Wenn können, kommen Sie her. Sehr erwünscht."

Dominium Schlehendorf. Gehorsamst

Kasimir Schlehendorf.

Die Worte: „Kinder krank" erfüllten Frau von Lettow mit Schrecken. „Ich fahre heute noch hin!" sagte sie, „wenn es auch Weihnachtsabend ist. Wie weit ist wohl Schlehendorf von hier?" — „Schlehendorf ist weit," sagte ihr Schwiegervater, „zum min-

besten drei Stunden. Ich bin den Weg nur einmal gefahren, um dort Schafe zu kaufen. Ich brauchte gerade drei gute Stunden." — „Dann werde ich zwei brauchen," sagte Leona mit ihrem ernsten Lächeln; „meine Rappen laufen schneller als alle übrigen Pferde." — „Ah — wegen dieser Hengste. Willst Du sie nicht verkaufen und Dir ein paar ruhige Pferde halten? Sie sind doch gar zu feurig." — „Nein, ich verkaufe sie lieber nicht," sagte Frau von Lettow leise. „Ich fürchte mich nicht." Sowie sie mit Einpacken fertig und zu Mittag gegessen war, fuhr sie fort. Sie ließ ihr Mädchen, welches sie mit hatte, in Eulenburg und nahm nur das Nötigste mit.

Es war ein kalter Wintertag. Der Schnee bedeckte die Gegend, nur von der Chaussee war er stellenweise abgeweht und an die Pappeln angestürmt. Der graue Himmel schien sich langsam in chaotischer Bewegung auf die Erde herabzusenken. Der scharfe Wind färbte die schnaubenden Nüstern der Pferde weiß. Sie schüttelten die Mähnen und trabten unverdrossen weiter, indessen sich der Kutscher verdrießlich in seinen Mantelkragen zurückzog. So waren sie etwa zwei Stunden gefahren und es begann bereits zu dämmern, da wandte sich der Kutscher um und frug zum Wagen herein, ob wohl die gnädige Frau den Weg kenne? — Nein, natürlich nicht. Er hätte sich doch erst erkundigen sollen, ehe er fuhr. — Ja, — aber, — Peter kratzte sich den Kopf, er habe gemeint, er würde den Weg wissen, aber es seien schon fünf Abwege gewesen, und nun sei er ganz konfuse. Die gnädige Frau war sehr ungehalten, er möge Begegnende fragen und nach den Wegweisern sehen!

Doch die Landstraße erschien wie ausgestorben und es war bereits zu dunkel geworden, um nach dem Wegweiser zu sehen, — und hier teilte sich dieser fatale Weg von neuem! Der Schnee begann in dicken Flocken herabzufallen, eine Viertelstunde nach der andern verstrich und es wurde nun so dunkel, daß die Laternen nötig waren. Endlich kam ein Bauer, welcher Weihnachtsbäume auf seinen Schlitten geladen hatte, dahergefahren . . . „Schlehendorf?" frug der Mann durch das wirbelnde Chaos treibender Schneeflocken, während der Kutscher mühsam die stampfenden Pferde, deren Feuer mit der Strapaze zu wachsen schien, anhielt. „Schlehendorf? Und da wollen Sie hin? Da müssen Sie freilich umkehren und eine Meile zurückfahren bis zu den drei großen Pappeln; dort biegt ein Weg nach Schlehendorf," und er klingelte weiter. Also

umkehren. Peter war gern bereit, aber die Pferde widersetzten sich. Sie wollten nicht, bäumten sich auf und strebten weiter. Sie waren in einer unbezwinglichen Aufregung, wieherten und fielen in Galopp aus und schließlich gingen sie durch. Zügel und Peitsche halfen nichts mehr. Der Kutscher hielt sich fest, um nicht vom Bock geschleudert zu werden; der Wagen ward rechts und links geworfen. Es war ein Wunder, daß er nicht in Stücke zerbrach, an den Bäumen zerschellte, in den Graben stürzte. Aber irgend einem geheimen Instinkte folgend, blieben die Pferde mitten auf der Straße. Leona stand nicht geringe Angst aus, aber sie hoffte von Minute zu Minute, es werde dem Kutscher gelingen, die Tiere zu bändigen. Doch er hatte es aufgegeben und die wilde Jagd ging unaufhaltsam durch Schnee und Finsternis weiter, — und dann hatte sie ein plötzliches Ende. Laut aufwiehernd rissen die Pferde den Wagen um eine scharfe Ecke, mäßigten das Tempo — und hielten.

In demselben Augenblick sprang Frau von Lettow aus dem Wagen und versuchte um sich zu blicken. Etwas hohes, dunkles, die Umrisse eines schloßartigen Gebäudes sah sie rechts neben sich. Wo war sie? Sie kannte den Ort nicht, — aber die Rappen sagten es ihr. Die standen jetzt wie die Lämmer, sie senkten schnaufend, ermüdet die Köpfe, wie es Pferde zu thun pflegen, die zu Hause ankommen. Dann wandte das eine den schaumbedeckten Kopf nach der Herrin, — funkelte nicht Schadenfreude in dem Auge? „Alle Heiligen stehen mir bei!“ rief der halbtote Kutscher, mit schlotternden Knieen vom Bocke steigend, „wo sind wir?“ — „In Varnheim,“ sagte die gnädige Frau.

In diesem Augenblick öffnete sich die schwere Hausthür und eine alte Frau in schneeweißer Haube und stattlichem braunen Kleide trat mit einem Licht auf die Schwelle; fast zu gleicher Zeit kamen eilige Schritte durch die Dunkelheit und vom Stalle her erschien ein Mann, welcher der Alten zurief: „Was gibt's, Babetta? Hört ich recht? Ich meine, ich müßt' meine Rappen wiehern hören!“ Der Lichtschimmer fiel jetzt auf die Pferde und auf die Dame, „die gnädige Frau von Lettow!“ rief der Mann, und er küßte ihr ehrerbietig die Hand; dann aber eilte er zu den Pferden, welche leise wiehernd die Köpfe nach ihm wandten. „Aber um Gotteswillen, es ist doch kein Unglück geschehen? Haben sich die gnädige Frau verirrt?“ frug die alte Haushälterin, „nur schnell, schnell herein

in's Haus! Ist das ein Wetter!" — „Es schadet nichts. Ich danke. Ich fahre augenblicklich weiter." — „Weiter? weiter? Das geb ich nicht zu!" rief die Alte, indessen Peters Stimme unter dem Wagen her hörbar ward: „Gnädige Frau halten zu Gnaden, aber die Achse ist doch gebrochen und das eine Rad hält keine fünf Schritte mehr." — „Oh je! — Na, das mögen die Mannsleut' in Ordnung bringen, wird heut am Weihnachtsabend nicht viel werden! Daß die gnädige Frau aber doch eintritt. Ich bitte sehr. Es soll sogleich geheizt werden."

Frau von Lettow wich zurück; fast hätte sie den Befehl gegeben, mit zerbrochenen Achsen und Rädern weiter zu fahren, aber die Alte schob sie geradezu in's Haus. Die Thüre fiel zu und Frau von Lettow ward die breite, braunpolierte Treppe hinaufgeführt. Die alte Haushälterin, welche eine jener rosigen, wohlthuenden Gesichter hatte, die ewig jung bleiben, ging daneben und frug, ob die Pferde wohl durchgegangen seien? Ach, wie sich die gnädige Frau von Lettow geängstet haben muß, — sie ist so weiß wie der Schnee. Sie gingen oben einen langen Korridor entlang; ihre Schritte hallten wider in dem leeren, totenstillen Hause. Es war ein schönes Haus und es herrschte darin der altertümliche gediegene Komfort, der alten Familienhäusern eigen. Sie gingen durch ein kaltes getäfeltes Zimmer. Kein Stäubchen lag auf den Tischen, die Diele glänzte. Frau von Lettows Augen schweiften rastlos umher. Sie bemerkte alles; oft, wenn der rötliche Schein der Kerze über ein Ölbild an der Wand hinhuschte, zögerte sie und blickte hinauf. Sie schwieg, aber sie war weder zu müde noch zu geängstigt, um nicht alles zu beachten. Die alte Haushälterin sah das wohl und es gefiel ihr. Sie meinte, noch nie eine so wahrhaft vornehme Dame gesehen zu haben! Und dann lag solch eine süße Melancholie in diesen schwarzen, rastlosen Augen. „Hier mögen die gnädige Frau gefälligst eintreten," sie öffnete eine Thüre und Frau von Lettow blickte in ein tiefes Gemach mit hohem Toilettespiegel, herabgelassenen Vorhängen und einem Kamin, vor dem viele niedrige Stühle, Tabouretts, Chaiselongues standen. „Es ist das Zimmer von der verstorbenen gnädigen Frau," sagte sie; „der Herr wäre unzufrieden, das weiß ich, gäbe ich nicht das beste Zimmer, und das Zimmer seiner Mutter ist das beste."

Sie nahm der Gekommenen die winterlichen Hüllen ab, zündete

die hängende Lampe an und dann eilte sie fort, um bald mit einem Mädchen zurückzukehren, welches einen Korb voll Kohlen trug und im Kamin ein prasselndes Feuer machte. Frau von Lettow setzte sich vor den Kamin; sie that es mechanisch, träumerisch. Die Alte kam wieder herein, brachte Thee und Zwieback, und da die Dame nichts essen wollte und doch fröstelnd schauderte, begann sie in einem anderen Ton mit ihr zu sprechen, mütterlich, schmeichelnd, zärtlich. Sie flößte ihr wie einem Kinde den warmen Thee ein und sie kniete vor sie hin und rieb ihr die kalten Füße, — solche kleine Füßchen, — solche vornehme Füßchen!

„Was Sie kalt sind! Und die Hände! Meine gnädige Frau, mein liebes Engelchen hat sich erkältet!" Ein nervöses Beben durchlief die Dame, sie zog ihre Hände fort. „Ich bin nicht Eure gnädige Frau. Nennt mich Engelchen, wenn Ihr wollt, aber nennt mich nicht „gnädige Frau". Das klang wie eine Launenhaftigkeit. Babette lächelte, aber sie seufzte sogleich. „Nein, Sie sind nicht unsere gnädige Frau," sagte sie, „und wir werden wohl auch keine bekommen. Es ist ein Jammer. Unser Herr ist der beste Herr. Weiß ich das nicht, denn ich hab ihn ja auf den Armen getragen! Und er will nicht heiraten. Ich darf mir schon ein Wörtchen erlauben, und ich sagte ihm noch vor einem Jahr: Gnädiger Herr, ich dächte, nun würd' es Zeit! aber er schüttelte bloß den Kopf." — „Nun, vielleicht hat er sich jetzt anders besonnen" . . . „Er? Nun das wäre eine Freude! Mein armer Herr, schwer krank liegt er jetzt draußen in Frankreich." — „Schreibt er Euch manchmal?" — „Nun, er hat zweimal geschrieben. Er schreibt, er hätte gute Pflege. Das ist mir ein Trost." — „Ist er zufrieden? Ist er glücklich?" frug sie leise, mechanisch. „Mir scheint so. Zufrieden ist mein Herr immer, — und auch glücklich — in seiner Art. Er ist gar ernsthaft, mein gnädiger Herr. Er ist immer glücklich, wenn er andere dazu machen kann; und heute gibt's kein Haus hier in Varnheim, wo man nicht durch ihn beschenkt würde! es ist ja Weihnachtsabend."

Weihnachtsabend! — Die Alte war hinausgeschlichen, sie meinte, Frau von Lettow sei eingeschlafen über ihrem Plaudern. Aber Frau von Lettow schlief nicht. Als sie sich allein fühlte, öffnete sie die Augen und sah vor sich hin. Wie seltsam war das alles! Wie war sie plötzlich hierher versetzt, und welch ein Weihnachts-

abend ist dies! Draußen heulte jetzt der Sturm. Sie zog ein Tuch, das ihr die Alte gebracht, fester um ihre Schultern. Wozu — wozu auch das noch? Wozu muß sie mitten hinein versetzt werden in die Atmosphäre, in die Geisterwelt, welche in ihrem Herzen den scharfen Schmerz weckt und tausend Gedanken, denen sie ja schon längst das Urteil gesprochen, vor denen sie die Thüre schloß. Sie wollte aber nicht! Sie fing an, mit ruhiger Entschlossenheit sich auszumalen, wie dies stille Haus bald bevölkert sein würde von den Kindern, die wieder einen Vater gefunden, und sie dachte daran, wie sie selbst dann herkommen würde und mit — selbstloser Freude — —

Was? Thränen? — Es ist umsonst. Sie sind nicht zurückzuhalten. Jeder Atemzug in dieser Luft bringt sie hervor. Aber Frau von Lettow hat es trotzdem gelernt, auch ihren Thränen zu gebieten. Sie stand auf, sie öffnete ihre kleine Reisetasche und nahm ein kleines, schwarzes Buch hervor. Damit setzte sie sich wieder ans Licht und las. Und sie vergaß über dem Lesen, wo sie war und weshalb sie geweint. Wenn der Herr dieses Hauses aus Frankreich eben hätte herblicken können!

Als Frau Babette wiederkam, ließ sich Leona von ihr wie ein müdes Kind zu Bett bringen, zudecken, in Schlaf plaudern. Sie schlief wirklich. Die Alte saß lange, lange neben ihr. Das Licht brannte tief herab. Frau Babette konnte sich nicht entschließen fortzugehen, sie konnte die Augen von diesem Gesicht nicht wenden. Welch ein Friede lag auf demselben, welche Unschuld und dabei welcher Ernst! Nein, das war kein Kind, das war auch kein Engelchen, das war eine Frau, die sich durch tiefes Leid zur Entsagung und Festigkeit durchgearbeitet hatte. Sie lächelte im Traum — und sprach einen Namen aus, den die alte nicht verstand, aber es war dasselbe traurige Lächeln, wie sie es wachend hatte, und der Name klang wie ein Seufzer. Ehe Babette fortging, küßte sie die Stirn ihres Schützlings. Sie konnte nicht anders!

Am nächsten Morgen trank Frau von Lettow den Kaffee in einem mit Hirschgeweihen gezierten Eßzimmer und bestellte ihren Wagen. Michael der Pole erschien selbst. Der Wagen sei noch nicht im stande, aber es sei auch nicht mehr möglich, im Wagen fortzukommen; wenn die gnädige Frau gestatte, so werde er sie selbst im Schlitten nach Schlehendorf fahren.

Bis die Pferde kamen, führte Babette ihren Gast durch das

ganze Haus. Sie zeigte mit Stolz die Truhen voll Wäsche, die Flachsvorräte und die Silberkammer. Die Stuben mit ihren Wandmalereien und den altertümlichen Möbles aus kunstvoll zusammengesetzten Hölzern strahlten von Sauberkeit. Vor der Thüre zum Zimmer des Hausherrn blieb Frau von Lettow wieder zögernd stehen; aber Babette nötigte sie herein, und sie stand eine Zeitlang vor dem großen Schreibtisch, über welchem in goldenen runden Rahmen die Ölgemälde der Eltern des Hausherrn hingen. Beide Bilder waren von Epheu umsponnen, eigentümlich feinblättriger, ausländischer Epheu. Er wuchs aus einem kleinen Kübel am Boden; er war einst ein kleiner, winziger Senker gewesen, ein Kind mit lachenden Augen hatte ihn jubelnd in die Höhe gehalten: „Sieh, Onkel Adler, das sollst Du haben! Es ist mein erster Senker, der gelang, — er gehört Dir! Aber Du mußt mir versprechen, daß Du ihn pflegst und lieb hast." Ob sie wohl den Epheu wieder erkannte? Sie beugte sich herab und ihre Lippen berührten eine Ranke, — es war ein Abschiedskuß.

XXXIV.

Der Schlitten bog durch ein eisernes Thor und fuhr in einen Wirtschaftshof vor ein hohes, weißgetünchtes Wohnhaus, welches an jeder Ecke eine italienische Pappel stehen hatte. Frau von Lettow war sehr bald im Hausflur, umringt von den Kindern, die sich mit atemlosem Jubel auf sie stürzten, sie in ein sehr geräumiges Schulzimmer führten und, während sie die Sachen abnahmen, mit Neuigkeiten überschütteten: „Aber Tante, Mama ist da!" — „Und Tante, hier sind aber Kühe!" — „Aber noch viel mehr Schafe! Und höre mich! Tante mich! denk Dir, ein Bock rannte mich um." — „Wenn aber erst kleine Lämmer sind, bekomme ich eins." — „Aber Tante, so ein Weihnachtsabend wie gestern!" — „War es nicht?" ... unterdrücktes Kichern. — „Stille, Jungens!" gebot Klärchen, „ich werde Tante Leopoldine rufen. Sie ist bei Mama." — „Aber Tante: Lene und Fritz sind krank. Hier in diesem Zimmer. Komm, Du mußt sie sehen. Fritz ist ungezogener denn je. Er hat auch schon eine Scheibe zerbrochen."

Leopoldine kam und gebot den Kindern Ruhe. „Marie möchte Dich gern sehen," sagte sie, „ich will Dich zu ihr bringen. Hier sieht noch alles ziemlich bunt aus ... ach und dieser Onkel!" Leopoldine führte die Freundin durch einen langen, stockfinstern Korridor und fuhr mit Verzweiflung fort: „ich sage Dir, es ist zum Davonlaufen und dabei zum Totärgern! Was denkst Du wohl, was er gestern zum Weihnachtsabend den Kindern beschert hat?" — „Meine Liebe, ich finde es höchst bemerkenswert, wenn er ihnen überhaupt etwas beschert. Was war es?" — „Er muß geradezu einen Antiquitätenladen geräumt haben, denn er schenkte den Mädchen Krinolinen und den Knaben Pudelmützen aus weißem Schafpelz, mit Troddeln dran. Außerdem bekam jedes Kind Äpfel, Nüsse und einen Schafkäse."

Sie öffnete hier eine Thüre. Das Lächeln verschwand wieder von Frau von Lettow's Lippen; denn dort im Fenster, in einem Lehnstuhl, saß die Witwe des braven Majors, matt, gealtert und so erschöpft, daß sie sich nicht erhob. Sie wandte nur den Kopf nach ihr und murmelte etwas, wurde erst dunkelrot und dann sehr bleich. Sie war augenscheinlich im höchsten Grade angegriffen. Ihre sonstige ruhige Sanftmut hatte sich in nervöse Gereiztheit verwandelt. Hänschen war mit ins Zimmer gesprungen und stand einen Augenblick zweifelnd zwischen den beiden Frauen, dann rief er lebhaft: „Mama nun hierbleiben? Und Mama Leona auch hierbleiben?" Frau von Schwartz schob den Knaben hastig beiseite. „Er ist so laut!" murmelte sie, „geh' zu den Geschwistern, Hansel," fügte sie hinzu und ihre Farbe wechselte ununterbrochen. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen, Leona eine Hand hinhaltend: „Wie gut von Ihnen, zu kommen," sagte sie, „ich freue mich, Sie wiederzusehen." — „Aber ich bin traurig, Sie so leidend zu sehen, Marie. Ich wußte das nicht. Sie müssen selbst krank gewesen sein."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich war nicht krank, wenigstens nicht, was man so nennt, aber ich kann mich seit dem schrecklichen Schlage nicht wiederfinden ... ach es war so furchtbar ... und nun der Abschied vom Grabe, von Adlerstein ... die Reise," sie brach in Thränen aus und sprach schluchzend, erregt weiter mit versagender Stimme, „und dann die Ankunft hier, in einem fremden Hause ... wo ich ja nur aufgenommen werde aus Gnade, wider Willen, ... und die Kinder so scheu und so laut" ...

Frau von Lettow versuchte zu beruhigen. „Sie werden Ihren Onkel lieben lernen; er ist gut bei aller Wunderlichkeit, und Sie werden genesen und die Kinder weniger angreifend finden. Es ist alles nur so traurig, weil Sie krank sind." — „Es kann sein, aber kann Gesundheit mir den Verlorenen zurück geben?" Frau von Lettow sagte, sie über sich neigend, leise beschwichtigend: „Nein, aber Sie haben einen Freund gefunden, welcher Ihnen die Sorge um die Zukunft abnimmt. Ist das nicht schon viel Trost?" Die kranke, bleiche Frau blickte auf; plötzlich glänzten ihre Augen. „Gefunden? Ich wußte ja stets, welch' ein Freund er sei! Aber freilich, wie er sich bewähren würde, treuer, fester, hilfreicher in den Notzeiten als in den Tagen meines Glückes, das wußte ich noch nicht! Oh Leona!" rief sie jetzt ruhig weinend, „nennen Sie nur den Namen, und ich bin stets gefaßt. Der Name ist in meiner Erinnerung an die Schreckenstage wie ein Licht in der Nacht. Alles was gut ist, was edel, wahrhaftig und echt ist, verknüpft sich mit diesem Namen. Er hat mich gestützt und gehalten, als ich zusammen brach, weil ich es ja nicht glauben wollte, weil sich meine Seele dagegen empörte, daß es eine tote Hand sei, an die ich mich klammerte, daß das Auge, welches mich starr anblickte, gebrochen sei! Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre ohne ihn, der für mich sorgte, nicht wie ein Bruder für die Schwester, sondern wie eine Mutter für ihr Kind! Was war die armselige Pflege, die ich ihm angedeihen lassen konnte, für eine schwache Vergeltung seiner Fürsorge und Liebe!" Sie schwieg erschöpft, dann ward sie wieder unruhig, frug, weshalb die Dreschmaschine im Hofe so laut klappere, und bat Leona, ihr etwas Erwärmendes zu schicken, um gleich darauf über große Hitze zu klagen.

Als Frau von Lettow wieder in der Kinderstube erschien, ließ sie sich sogleich zu den beiden kranken Kindern bringen, an deren Bettchen sie eine Viertelstundelang saß, sie und die Kinderfrau über die mutmaßlichen Ursachen des Unwohlseins auszufragen. Sie erfuhr, daß im Dorf und unter den Schäferkindern die Masern herrschten, die Kinder aber waren alle täglich in den Schafställen gewesen. Frau von Lettow stand auf und bat, zum Hausherrn geführt zu werden, den sie in einer Stube voll Tabaksqualm und mit bereits schön braun „angerauchten" Mullvorhängen, an einem mit Wirtschaftsbüchern beladenen Schreibtisch fand. Er begrüßte die Dame so höflich, als es ihm möglich war, hörte die Nachricht, daß die Kinder

vermutlich die Masern bekämen, stirnrunzelnd an und bemerkte resigniert: „So. Sehr schön! Kommt alles vom Heiraten! Sehn jetzt selbst: erst stirbt Mann, dann sterben sieben Kinder! Hätte Nichte nie geheiratet, hätten alle sterben können, wär sie nichts angegangen!" — „Nun, sterben wird hoffentlich niemand, und wenn gleich ein guter Doktor" —

Jetzt aber schwoll die blaue Zornesader auf der Stirn des kleinen Herrn. „Doktor? — Doktor? Kommt nicht über meine Schwelle! Hasse Doktor. Bin selbst Doktor für meine Schafe." — „Sicherlich mit Erfolg, — aber die Kinder" — „Kind und Schaf ganz gleiche Natur," bemerkte der Gutsherr, mit seiner Pfeife auf und nieder wandernd, „kenne das sehr genau! Koche Tränke selbst. Sämtliche Schäferkinder hatten Masern, schickt' ihnen meine Arzeneien, — seitdem hat niemand wieder über Masern geklagt." — Frau von Lettows Wimpern zuckten; einen Momentlang ward der alte Herr durch einen Blick voll schelmischer Heiterkeit überrascht, den er nie bei dieser ernsten Dame erwartet! „Aber bester Herr von Schlehendorf, Sie werden doch wenigstens gestatten" — „Nichts gestatte" — „Aber nur, daß ein Doktor zur Beruhigung der Majorin konstatiert, daß" — „Nichts da. Nichte kriegt auch keinen Doktor. Soll leben bleiben. Doktoren alle Mörder." — „Oh Herr von Schlehendorf, ich bitte Sie! Wie können Sie eine so große Verantwortung auf sich nehmen?" — „Nehm's," war die ergibige Antwort, von einem tiefen Zuge aus der Pfeife begleitet. — „Wie wird sich Frau von Schwartz ängstigen" — „Unnötig! Schick meinen Schäfer Balthasar. Der wird kurieren. — Ohne Sorge!"

Da entstand eine hoffnungslose Pause. Der passionierte Schafzüchter hüllte sich in eine graue Wolke, die es mit dem Qualm eines Vesuvs aufnahm. Durch diese Wolke blinkten seine scharfen kleinen Augen auf die junge Dame. „Lachen?" frug er knurrend. „Verzeihen Sie," versetzte Frau von Lettow, sich mühsam beherrschend, „es ist sehr wenig zum Lachen dran! Was soll Ihr Schäfer in einer Masernstube helfen?" — „Weiser Mann. — Kuriert Schaf von Wurm." — „Daran zweifle ich nicht, aber ob er Kinder von Masern kuriert?" — „Natürlich. — Unbesorgt. Doktor kommt nicht über meine Schwelle. Gesindel. — Beutelschneider. — Kuriert Schaf auf Drehkrankheit, wenn Schaf hat Milzbrand." — „Aber ich rede ja nicht vom Tierarzt." — „Menschendoktor noch schlimmer.

— Hat Mensch Masern, macht draus Pocken, — steckt Geld in die Tasche." — „Nun, da müssen Sie wenigstens erlauben, daß ich hierbleibe und die Kinder pflege." — „Braves Frauenzimmer!" sagte er, blieb stehen und blickte sie wohlgefällig an. „Und noch was, Herr von Schlehendorf" — „Hm. — Noch was?" — „Wegen des Doktors ... Sie erlauben es doch?"

Sie stand vor ihm und lächelte. Der alte Herr schien geradezu versteinert. „Was? — Was? Nachdem ich eben — Kreuzmillionen" — „Aber Herr von Schlehendorf, Sie werden doch einer Dame keine Bitte abschlagen? Das thun Sie nicht. Ich wünschte, ich wäre Ihre Nichte, dann würde ich schon wissen, wie ich zu bitten hätte!" — „Na — na!" —

Wer widerstand schon Leona's Augen? „Na! — Was also dann? Nehmen an, sei Ihr Onkel." — „Dann würde ich sagen: Guter, lieber Onkel, das thust Du mir zuliebe! Mir zuliebe läßt Du sogar drei Doktoren kommen, aber ich will mich mit einem begnügen. Du wirst doch nicht wollen, daß ich mich abängstige Tag und Nacht, — und ich bin nun einmal so thöricht, ich ängstige mich, trotz Deiner Arzeneien. Ich bitte Dich schönstens, und ich will Dir auch jeden Gefallen thun! Sehen Sie," schloß Frau von Lettow, „so ungefähr würde ich sprechen."

Und wie hatte sie gesprochen! Es waren nicht die Worte, es war die Stimme, welche den alten Herrn vollständig besiegte. Natürlich knurrte er; aber noch an demselben Abend kam ein Arzt, welcher es bestätigte, daß dies die Masern seien. „Tante Leona, bleibst Du wirklich bei uns?" frug Klärchen, als sie an die Betten der Gesunden trat, um ihnen gute Nacht zu sagen. „Meine Tante — Mama bleibt, wo ich bin," proklamierte Hänschen selbstbewußt. „Bleibst Du, bis Onkel Otto zu uns kommt?" frug Erich. „Ja, so lange kannst Du bleiben, nachher kannst Du gehen," war Haralds höfliche Erlaubnis. „Schämt Euch, Jungens," sagte Klärchen belehrend. „Was ist da zu schämen? Ich meine nur, wenn wir Onkel Otto haben, brauchen wir niemand mehr." — „Magst Du ihn gern, Tante Leona?" — „Gewiß. Gute Nacht!" — Tante, noch einen Kuß!" — „Aber mir zuerst!" — „Nein mir!" — „Liebe, herzige Tante!" — „Tante weißt Du, was Du bist? Du bist wie unsre andre Mama, und Onkel Otto ist unser andrer Papa." — „Gute Nacht. Schwatzt keinen Unsinn mehr, sondern schlaft."

Wenige Tage später kamen bei Fritz und Lene die Masern zum Ausbruch, auch Klärchen legte sich. Nach und nach wurden die Kinder alle krank. Frau von Lettow pflegte sie treulich und mit Umsicht. Leopoldine that ihr Bestes, um zu helfen, aber sie konnte eben im besten Fall nur eine Hilfe sein. Allein wäre sie nie mit der Aufgabe fertig geworden. Noch weniger war sie fähig, ihre Schwägerin zu behandeln, — und Frau von Schwartz wollte behandelt sein. Nicht mit körperlicher Pflege, sondern durch geistigen Zuspruch. Man mußte sie beruhigen, trösten, beschwichtigen. Sie machte einige Versuche, ihre Kinder selbst zu pflegen, aber sie lag den folgenden Tag vollkommen erschöpft, vor Schwäche weinend auf ihrem Sofa, und mit der Einsicht der Unfähigkeit vermehrte sich ihre Aufregung und gipfelte in der trostlosen Klage: ich kann nichts mehr nützen, nichts mehr thun, es ist alles vorbei! Onkel Schlehendorf aber bestand darauf, daß Frau von Lettow seine Medizin neben den Anordnungen des Doktors auch anwende. Er sah in dem Arzt nur einen Greuel, welchen er duldete und dessen verderblichem Einfluß am besten durch diese braungrünen Tinkturen, welche nach Schafgarbe rochen und ganz „unmöglich" schmeckten, entgegengearbeitet werde. Frau von Lettow nahm die Tinkturen schweigend in Empfang und schloß sie hübsch ein. Die Krankheit verlief übrigens normal und Hänschen ward gar nicht von derselben befallen, obgleich er mit den Geschwistern zusammen gelassen wurde. Er folgte seiner Mama Leona auf Schritt und Tritt und war sehr stolz, daß er gesund blieb, während die andern krank sein mußten. Der alte Herr aber gewann vor der jungen Frau von Tag zu Tag, von Woche zu Woche mehr Hochachtung. Er drückte dies sehr lakonisch, aber sehr verständlich aus: „Hätt' Sie früher gekannt, hätt' Sie geheiratet. Treffliches Frauenzimmer." — „Welch große Ehre!" sagte Frau von Lettow lächelnd. „Ist große Ehre," bestätigte der alte Herr knopfnickend, „sagte noch keiner das. — Bewundre. — Haben keine Verpflichtung. Freiwillig pflegen sechs fremde Kinder Tag und Nacht und Mutter obendrein!" — „Du hättest wirklich Diakonissin werden sollen, Leona," sagte Leopoldine seufzend, „ich beneide Dich um Dein Talent. Ich habe keines!" — „Vielleicht hast Du recht. Vielleicht siehst Du mich eines Tages wieder im schwarzen Kleide mit der weißen Haube," versetzte Frau von Lettow nachdenklich, „man sagt, Blumen und Kranke gediehen unter meiner Hand.

Nun, die Blumenzeit ist vorüber; jetzt haben die Kranken das Anrecht auf mich." — „Hört sie sprechen!" rief Leopoldine lachend, sie legte den Arm um Leona und strich ihr das helle seidige Haar aus der Stirn. „Leona, Leona, Dir helfen schwarze Kleider nichts, Du wirst nur noch schöner! Sehen Sie sie an, Herr von Schlehendorf, sie spricht, wie eine Frau von fünfzig Jahren, ihre Blumenzeit sei vorüber." Der alte Herr rauchte hierzu wie ein Schornstein. „Was? — Vorüber? — Narrheit! — Kind selbst noch!" Damit ging er in seine Schafställe. Er hatte ganz aufgehört, über die Weiberwirtschaft zu schelten. So entsetzt er anfangs über seine Gäste gewesen, so wollte es Frau von Lettow fast scheinen, als habe er sich jetzt mit dem Gedanken ausgesöhnt, daß sein Haus fortan von einer Kinderschar durchtobt werden würde.

Die schlimmste Zeit ging vorüber, und nach derselben gelang es Leona, vorsorgend Ordnung und System in das Leben zu bringen. Ein Hauslehrer war zu Neujahr gekommen und mit ihm besprach sie die Tageseinteilung. Sie arbeitete selbst den Stundenplan aus und legte ihn Frau von Schwartz vor, welche nun auch anfing, ihre krankhafte Lethargie abzulegen und gleichsam von neuem sich für das Leben, ihre Kinder und die Gegenwart zu interessieren. Sie durfte noch nicht viel in der Kinderstube sein, aber sie begann für die Kinder zu arbeiten, und Leona hielt darauf, daß sie sich dabei nicht überanstrengte. So kam allmählich Licht. Die unglückliche Frau kehrte Schritt für Schritt in ihren eigentlichen Charakter, der durch den Schmerz gleichsam aus seinen Fugen gerissen schien, zurück. In demselben Maße ward sie in Bezug auf ihre Zukunft, in Bezug auf den Mann, an den sie sich in ihrer Verzweiflung geklammert, zurückhaltend, schweigsam. Hatte sie anfangs von nichts anderem gesprochen als von ihm, so sprach sie jetzt fast nie mehr von ihm. Es wollte Leona scheinen, als mische sich Befangenheit in den Ton, mit dem sie seinen Namen erwähnte. Das war natürlich. Frau von Lettow war die letzte, welche durch eine Frage das erörtert hätte, was ja in der ersten Aufregung schon zugestanden worden war. Frau von Schwartz hatte da mehr verraten, ihr Gefühl, mochte nun dasselbe Liebe, Dankbarkeit, Hoffnung sein, mehr gezeigt, als ihr jetzt lieb war. Sie hatte sich in ihrer völligen Abhängigkeit vom Trost, Willen und der Hilfe ihres ritterlichen Beschützers offenbart. Sie wird jetzt nach und nach wieder selbständiger

und — selbstbeherrschter. Sie verschließt, was sie fühlt, in ihrem Herzen. Die Unbefangenheit, welche ein großer Schmerz und die ungewöhnliche Situation ihr verliehen, schien verschwunden; — auf jeden Fall schwieg sie.

Dennoch bekam sie häufig Briefe, die sie stets für sich las und stets bald beantwortete. Leona kannte die Handschrift und trug die Briefe stets selbst hinauf. Sie mußte das Lächeln der Freude sehen, welches dieselben unfehlbar hervorriefen. Niemals legte die Majorin einen solchen Brief in Frau von Lettows oder sonst jemandes Hand. Sie behielt sie für sich und schloß sie sorgfältig ein. Einmal lag sie krank mit heftigen Kopfschmerzen da, unfähig, irgend etwas zu thun. Trotzdem ließ sie sich von Betty einen Tisch mit Schreibzeug heranschieben und sagte auf Frau von Lettows erschrockene Frage: „Marie, Sie wollen schreiben?" — „Ja. Adlerstein erwartet meinen Brief. Ich muß ihm über etwas schreiben." — „Ich bitte Sie, Marie," sagte Leona schnell, „Sie ruinieren sich Ihren armen Kopf auf drei Tage. Können Sie mir nicht wenigstens diktieren?" Die Majorin schwieg, dann sah sie Leona an und sagte verwirrt: „Nein, nein, — ich meine — er wollte, — ich muß selbst schreiben," und sie tauchte unschlüssig die Feder ein, „bitte, seien Sie nicht böse, Leona, ... wirklich, es ist kein Mangel an Vertrauen, nur" — und sie errötete tief.

Frau von Lettow stand ruhig, blaß daneben. „Ich verstehe," sagte sie, „wenn es Sie nur nicht angreift." — „Nein, — das nicht," versetzte Frau von Schwartz lächelnd und von neuem etwas verlegen, und Leona verließ das Zimmer. Sie bekam aus den Briefen des Vormundes nur zu hören, was er in Bezug auf die Kinder anordnete. So z. B. daß Harald und Erich zu Ostern in's Kadettenhaus kommen und sodann statt des Hauslehrers eine Gouvernante für Klara und die Kleinen engagiert werde, eine Nachricht, welche großen Sturm im Kinderzimmer hervorrief. Hier herrschte nun wieder das Rekonvaleszentenleben. Oft ging es bunt genug her, aber dann genügte Frau von Lettows Eintritt, um Ruhe zu schaffen. Hänschen war unterdessen auch des Onkels privilegierter Liebling geworden; denn er ging für sein Leben gern mit in den Schafstall und that gar kluge Fragen. Er durfte auch ohne besondere Erlaubnis in das Rauchzimmer kommen und ging dann gravitätisch, eine kleine leere Pfeife im Munde, neben dem Alten her.

Dazwischen hin zerbrach er freilich einmal eine Fensterscheibe, oder fiel die Treppe hinunter, oder jagte die Schafe durcheinander; dann runzelte der Onkel die Stirn und sagte, das käme alles vom Heiraten, aber er beruhigte sich wieder.

Als die Knaben täglich regelmäßigen Unterricht beim Hauslehrer hatten, Leopoldine die Hauswirtschaft übernommen und Frau von Schwartz im stande war, wieder Hausfrau zu sein und sich zu beschäftigen, dachte Leona an die Heimkehr. Das Lazarett konnte sie nicht länger entbehren und hier war sie entbehrlich geworden. Nur daß niemand sie fortlassen wollte! „Was soll ich ohne Sie anfangen und wie soll ich Ihnen jemals, jemals sagen, wie dankbar ich Ihnen bin?“ sagte Frau von Schwartz, „ich wünschte, Leona, ich könnte irgend etwas thun, woraus Sie das sehen.“ — „Ich verdiene keine Dankbarkeit; ich that, was mein Herz mich thun hieß. Bedenken Sie, ich habe ja nichts mehr zu thun, und es ist an mir, denen dankbar zu sein, denen ich ein wenig helfen kann. Wenn Sie mir aber eine große, eine unaussprechliche Freude machen wollen, so lassen Sie mir Hänschen noch ein wenig. Die Majorin war von Herzen gern bereit. Sie konnte sich noch nicht viel mit dem wilden kleinen Buben beschäftigen, ohne angegriffen zu werden. Folglich würde sie ihn auch nicht so sehr vermissen.

So verließ sie Schlehendorf wieder, diesmal mit der Eisenbahn, welche sie in einer Stunde nach Altstadt brachte, wo sie mitten in die Aufregung hineinkam, welche Mama Julia's jüngster Brief, in drastischer Weise die Einnahme von Paris beschreibend, hervorgerufen hatte. „Sag' mir um Himmelswillen, Leona,“ sagte Gabriele Marford, „hast Du wirklich dort in Schlehendorf wieder ein Lazarett gehabt? Also nicht nur eine Witwe mit sieben Kindern, sondern noch dazu eine kranke Witwe mit sieben kranken Kindern! Schade, daß der Mann nicht Katholik ist, ich glaube, er verdiente sich damit den siebenten Himmel!“

XXXV.

Frau von Lettow saß nun wieder neben verwundeten und genesenden Franzosen und Deutschen, pflegte dieselben, schrieb für sie

Briefe, brachte ihnen Zeitungen und las ihnen vor. Das Lazarett war in ihrer Abwesenheit natürlich ein wenig vernachlässigt worden, da weder Frau von Belsay noch Frau von Mühlberg besonderes Interesse daran nahmen. Es fehlte an organisierender Aufsicht, und das Nötige war unregelmäßig und mangelhaft beschafft. Jetzt atmeten die Krankenpflegerinnen erleichtert auf. Frau von Lettow war wieder unter ihnen. Nun wird die Sache schon anders gehen. Eines Tages frug Frau von Lettow eine der beiden Pflegerinnen, eine stille, unscheinbare Frau: „Sagen Sie mir, Schwester Erneſtine, bereuten Sie noch nie, Diakoniſſin geworden zu sein und ihr Leben der Krankenpflege gewidmet zu haben?“ — „Niemals,“ versetzte die Gefragte. — „Kommt niemals eine Stunde, wo alte Erinnerungen doch stärker werden als der Troſt Ihres Berufes?“ Die Augen der Diakoniſſin füllten sich mit Thränen. „Gott stärkt mich immer wieder,“ sagte sie dann gefaßt, „und die ich verlor, werde ich wiedersehen. Gnädige Frau, oft muß ich Sie mit Teilnahme ansehen; denn auch ich bin jung, sehr jung Witwe geworden, und überdem starben mir meine Kinder. Damals war ich sehr verzweifelt, bis ich mich entschloß, Gott allein zu dienen. Da habe ich Ruhe gefunden!“ — „Das glaube ich,“ versetzte Leona seufzend, „Sie blicken auf ein glückliches Leben zurück. Es ist sehr schmerzlich, daß dies alles Ihnen genommen ist; aber es wurde Ihnen genommen, Sie können nichts dafür. Ich aber, Schwester Erneſtine, war seit meiner Kindheit nicht mehr glücklich, — weshalb? Weil ich als Kind vielleicht gut war, aber als ich heranwuchs, ward ich eine eitle, weltliche Frau.“

Die Diakoniſſin sah verwundert und ungläubig aus, aber sie sagte nichts. Frau von Lettow sprach auch nicht mehr. Sie war aufgestanden und in das Nebenzimmer gegangen, wo die Kranken lagen. Hier ging sie von einem zum andern, tröstend, lächelnd, ermutigend. Die Diakoniſſin stand in der Thüre und murmelte vor sich hin: „Eine eitle — weltliche — Frau? — Ach Du lieber Gott!“

Wenn sie konnte, fuhr Leona nach Sternheim, wo man jetzt lauter glückliche Gesichter sah. Stella hatte die runden Wangen und das schelmische Lächeln ihrer Mädchentage wieder gewonnen. Der Onkel war sehr zufrieden hiermit. Sie und Sibylla stritten sich jetzt scherzweise um den Platz hinter den Blumen, wenn die Poststunde nahte. Am hellsten aber leuchteten Seraphine's Augen, wenn die

Schwester ihr einen Brief von Leon zusteckte. Diese Briefe waren für Seraphine eine bessere Medizin als alle Pillen und Bäder der Welt. Ihr zarter Körper lebte auf, sowie die Seele nicht mehr geängstigt war, ... aber noch nie hatte bei Seraphine Körperleiden Einfluß auf den Geist gehabt.

Leona traf auch einmal Baron St. Alban in Sternheim. Er hatte sich aus seinen Arbeiten gerissen, um Seraphine einige Pläne zum Bau einer Fabrik vorzulegen, und diese sagte mit ihrem heiteren Lachen: „Leona, glaubst Du nicht, daß Baron St. Alban mich für einen verkleideten Baumeister hält?" — „Nein, glauben Sie lieber, daß es mir eine Beruhigung ist, wenn ich von der Besitzerin von Tannhausen" — „Stille!" sagte Seraphine heiter, „das bin ich nicht, und was Malthus betrifft, so wissen Sie ja, wie er denkt. Er hat Sibylla, und das ist ihm die Hauptsache." — „Bis zum Juli soll Schloß Tannhausen in neuem Glanze prangen und dort wird natürlich die Hochzeit gefeiert." — „Und dann?" — „Und dann?" — Seraphine sah nachdenklich aus und fühlte Baron St. Albans Blick in Unruhe auf sich geheftet. „Dann?" wiederholte er leise, mit unterdrückter Heftigkeit, „nun das ist ja gar keine Frage! Malthus und Sibylla ziehen nach Tannhausen. Ich will Malthus dort als Herrn leben sehen." — „Malthus wird sich schwerlich so bald entschließen, den Säbel abzulegen. Er ist Soldat mit Leib und Seele," sagte Seraphine.

Sie sah, wie er blaß wurde und die Lippen zusammenpreßte, und sie legte ihre Hand auf die seine und sagte beschwichtigend: „Seien Sie nicht traurig. Ich sage für's erste! Ich bin überzeugt, Malthus wird auch dereinst nach Tannhausen ziehen; ... und die Hochzeit ist natürlich dort." — „Bin ich auch zu dieser Hochzeit geladen?" frug Frau von Lettow lächelnd. — „Das versteht sich von selbst, und ich kann nicht sagen, wie ich mich freue, Tannhausen zu sehen ... unwillkürlich stelle ich es mir immer noch so vor, wie ich es zuletzt gesehen habe. Das wird nun freilich nicht der Fall sein." — „Ist es nicht total umgebaut?" — „Ein — ein Flügel des Hauses," sagte Baron St. Alban mühsam, „blieb vom Feuer verschont. Im übrigen wird man das Schloß schwerlich wiedererkennen. Es ist fast zur Hälfte verschwunden, abgetragen, und was noch steht, sieht im neuen Kleide fremd aus." — „Aber was wird daraus werden, wird es nicht verfallen, wenn niemand dort wohnt?"

— „Malthus wird dort wohnen," versetzte St. Alban mit steigender Erregung. Seraphine sah ihn an. Er senkte den Kopf. „Malthus nicht, — aber Sie, Lothar," sagte sie. — „Ich?" er fuhr wieder auf. Jetzt flammten seine Augen; unbezwingliche Aufregung ließ jede Muskel, jeden Nerv erzittern. „Niemals! Niemals!"

„Doch. Sagen Sie sich, daß es uns so lieb und angenehm ist. Ich habe das längst mit Malthus besprochen. Er wird oft, sehr oft mit Sibylla nach Tannhausen kommen. Er wird im Sommer Wochen dort zubringen; Weihnachten und andere Feste sollen uns alle dort vereinigen, aber es ist traurig, in ein leeres, unbewohntes Haus zu kommen; es ist traurig, wenn es das ganze Jahr tot und still dasteht, wollen Sie mich glücklich machen, so erfüllen Sie unsere Bitte, betrachten Sie Tannhausen nach wie vor nicht wie Ihr Eigentum, nein . . . Sie sind davon befreit! aber wie Ihre Heimat. Es ist unser aller Heimat, auch die Ihre, denn Sie gehören mit zu uns. Ich lasse Sie nicht so ohne weiteres fort. Sie wollen Ihr lebenlang für uns arbeiten, ich nehme es an. Ja, das thue ich," sie lächelte, so ruhig und so heiter wie der Himmel! „aber ich verlange noch mehr. Ich verlange, daß Sie auch unseren wärmsten Wunsch erfüllen, daß Sie sich als Glied unserer Familie fühlen und wissen! Sehen Sie Sibylla an, — die hat es gelernt! In Ihnen sehen wir Sibylla's Bruder und damit den unseren. Wissen Sie, daß das die Worte waren, mit denen Malthus kürzlich von Ihnen schrieb? Aber nun ruhig, ruhig — kein Fieber!"

Es war leicht gesagt. Wohl beherrschte er sich. Wohl übte ihre Stimme einen unwiderstehlichen Zauber; aber Seraphine las in seinen Zügen, in welchem Licht und Schatten kämpften, daß sie etwas angerichtet hatte, was sie nicht beabsichtigte, etwas ihr selbst noch Unverständliches. Er stand auf, er hielt ihre Hand fest, preßte sie einen Moment lang gegen die Stirn; dann verließ er plötzlich das Zimmer; im nächsten Augenblick fast jagte Furioso an den Fenstern vorbei wie ein Nachtgespenst. Seraphine sah ein wenig erschrocken aus. „Er war heute wilder denn seit lange," sagte sie bekümmert, „ich sah einen Sturm kommen, deshalb sprach ich nie hiervon. Ich fürchte, es war noch zu früh. Er ist gekränkt, verletzt, wie leid mir das thut!" Frau von Lettow beugte sich über sie. „Seraph," sagte sie, „begreifst Du es wirklich nicht? Dieser Mann ist weder gekränkt noch verletzt, sondern Du hast in ihm in Deiner

Engelsunschuld eine Hoffnung erweckt, für die er bisher vermutlich zu bescheiden war." — „Leona!" Seraphine sah so ungläubig, so erstaunt aus; „welch' ein Gedanke, Leona! Davon kann nie die Rede sein, und ihm liegt nichts ferner. Er denkt nicht daran, und ich, ich werde ihm, so lange ich lebe, eine Schwester sein, die ihn warm, innig liebt; armer Mann, er verdient es! Aber glaubst Du wirklich, daß es für ihn ein besonderes Glück wäre, ein gelähmtes Geschöpf, welches Pflege und Geduld bedarf, — doch wozu hiervon reden! Leona, Herz, gib mir Feder und Tinte, ich muß augenblicklich an St. Alban einige beruhigende Worte schreiben. Ich darf seine Aufregung, sein verwundetes Gefühl nicht so unbeachtet lassen; er wird sonst wieder schwermütig."

„Ich beneide Dich, Seraph, Du bist so glücklich. Dein Herz gehört jedem, Deine Liebe Deiner ganzen Nächstenwelt. Für Dich selbst beanspruchst Du nichts, weder Gegenliebe, noch Glück, noch Dankbarkeit."

Frau von Lettow hatte leise, mehr zu sich selbst gesprochen. Sie saß halb zu Seraphines Füßen und sie fühlte deren Kuß auf ihrem Haar. „Ich bin glücklich, Leona, aber ich habe viele Schmerzen um andere. Du selbst, Leona, kostest mich noch viele Thränen. Ich kann es nicht mit ansehen, Dich so — so leiden" Seraphines Stimme versagte, Leona fühlte sich von ihr umschlungen und fühlte die heißen Thränen des Engels auf ihrer Wange. „Ich sage nichts, Leona, sei ruhig," flüsterte Seraphine nach einer Weile, „nur, daß mir das Herz bricht, wenn ich Dich ansehe, an Dich denke!" Sie zog sich das Schreibzeug heran und begann zu schreiben, Frau von Lettow saß schweigend daneben.

Unterdessen ritt St. Alban in stürmischer Eile gen Friedrichshof. Seine Pulse schlugen heftig, seine Stirn brannte, seine Seele erhob sich und sank wie ein Schiff auf sturmgepeitscher Flut. Seine Aufregung legte sich nur allmählich. Als er in Friedrichshof ankam und durch die Höfe hinauf nach dem einsam dastehenden Herrenhause geritten war, empfing ihn Mademoiselle in der wohldurchheizten, erleuchteten Wohnstube mit Thee und Abendessen. Sie saß schon strickend bei der Lampe. Ein bronzefarbenes Seidenkleid rauschte in knapp gerafften Falten und Bauschen um ihre kleine, elegante Gestalt, eine schillernde, bronzegrüne Atlasschleife steckte in ihrem fein frisierten Haar. St. Alban war diesen Empfang,

wenn er abends nach Hause kam, mit der Zeit so leidlich gewohnt geworden. Er fügte sich dem unvermeidlichen Übel, trank ihren Thee und dankte zerstreut, und seine Zerstreutheit ließ ihn ihre Gegenwart überhaupt oft vergessen.

Mademoiselle arbeitete jetzt nichts mehr. Sie war ganz vornehm und ganz träge geworden. Sie kommandierte wohl noch Jakob und die übrigen Leute; sie schalt die „Mamsell", welche für die Milchwirtschaft engagiert war, und den Schreiber, der die Rechnungen führte; aber sie selbst lebte als Dame. Sie stickte einen Teppich für Monsieur, hielt sich Modejournale und bereitete Thee und Kaffee. Das Haus, darin sie jetzt wohnten, war zwar nicht elegant, aber es war doch ein herrschaftliches Haus, und Mademoiselle war zufrieden. Sie sah den Baron nicht viel, aber sie versäumte keine Minute, in der sie ihn sprechen und sehen konnte. Er bemerkte wohl, daß sie stolz und nichtsthuerisch geworden, aber es war ihm gleichgültig, ja fast angenehm. Ihre dienstbereite Unterwürfigkeit war ihm viel peinlicher gewesen. Was die Leute denken mochten, war ihm gleichgültig. Seiner Meinung nach wäre es Mademoiselles Sache gewesen, keinen Grund zu Gerede zu geben; — aber sie ist ja nicht abzuschütteln! Er muß sie ertragen und ist darauf gefaßt, daß sie stets eine Mitbewohnerin seines Hauses bleibt.

Heute abend wollte es Mademoiselle bedünken, als nähmen ihre Aussichten und Hoffnungen plötzlich eine unerwartet günstige Wendung. Sie bemerkte augenblicklich, als Monsieur ihr die Tasse abnahm, daß er in ganz besonderer Stimmung sei. „Der Thee ist sehr gut, Mademoiselle. Ich danke. War irgend jemand aus Tannhausen heute da?" — „Ja, ein Mann. Er wollte Monsieur sprechen." — „Gut. Ich reite morgen hin. Es wird wegen der Öfen sein. Wenn er jetzt anfängt," Baron St. Alban hielt inne und sah vor sich hin, „so kann er bis zum Mai mit Bequemlichkeit fertig sein. Das ist gut." — „Hat es solche Eile? Kehrt Monsieur Malthe so bald zurück?" Mademoiselle frug gleichgültig. Schloß Tannhausen hatte ja kein Interesse für sie. Der Baron antwortete nicht auf diese Frage, er stützte die Stirn in die Hand und sah vor sich hin. Vor seinen Blicken verschwand die Stube, vor seinen Ohren zerrann das leise Summen des Theekessels, sein Geist wanderte fort, vor seiner Einbildung stiegen Bilder auf — Bilder, von denen zu träumen ihm noch gestern wie vermessener Wahnsinn erschienen

wäre. Sollte er wirklich nicht nur für sie arbeiten, — auch für sie leben dürfen. Die süße leise Stimme flüsterte ihm immer und immer wieder zu: „— Sehen Sie Sibylla an, sie hat es gelernt!“

Als er aus seinem Traum erwachte, wieder sehen und hören konnte und Mademoiselles glitzernde Gestalt, vom weißen Wasserdampf halb verhüllt, vor ihm auftauchte, wie sie dasaß, fest, sicher, ihn mit funkelnden Augen beobachtend, da packte es ihn kalt. Was wagte er zu träumen? Die Wirklichkeit war ja ganz anders. Da saß seine Wirklichkeit: das Weib, der Dämon, welcher nur mit Verlust seines guten Namens abzuschütteln ist! Eine tiefe Bitterkeit erfüllte ihn, wie er sie düster anstarrte. Mademoiselle fühlte diesen Blick sofort. Es war anders, als sie gewohnt war, von ihm angesehen zu werden. Sie war zweifelhaft darüber, was der Blick bedeute. „Monsieur scheint heute gute Geschäfte gemacht zu haben?“ — „Ich habe,“ — er stockte und ärgerte sich, daß sie ihm seine erregte Stimmung so angesehen hatte, „ich wollte,“ begann er von neuem mit verzweifelter Energie, „mit Ihnen reden. Über etwas — über Sie“ — Mademoiselle saß atemlos. Sie ahnte nicht, daß er im Begriff stand, zum letzten Mittel zu greifen, welches ihm zu Gebote stand, und an ihr weibliches Schicklichkeitsgefühl zu appellieren, indem er sie frug, ob das täglich wachsende, boshafte Gerede der Leute es ihr nicht wünschenswert erscheinen ließe, ihr Leben hier aufzugeben und in die Stadt zu ziehen. Natürlich würde er es für seine Pflicht halten, ihr eine Rente — soweit kamen seine Gedanken, da unterbrach sie dieselben. „Über mich? Wegen mir? Ich habe nicht verstanden.“ — „Ich meine nur, Mademoiselle, ob Sie, ich meine, wir nicht besser daran thäten, um Ihretwillen, eine Änderung im bisherigen Leben — — entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen einen Vorschlag mache —“

Er hielt inne, denn er sah bereits das Nutzlose dieses Vorschlags ein. Mademoiselle Therese fuhr auf, Blut und Leben kehrte in ihr Gesicht zurück, eine wilde, eine rasende Freude schoß in ihr empor, — sie konnte nicht sprechen. Ihre Stimme versagte. In diesem Augenblick glaubte sie, seinen Blick verstanden zu haben! .. es klopfte! Gerade jetzt! Mademoiselle hätte dem eintretenden Jakob, welcher einen Brief an den Baron brachte, am liebsten seine Augen ausgekratzt. „Der Bote wartet“ ... „Ich komme in die Kanzlei,“ sagte Baron St. Alban ärgerlich und erhob sich schnell. In

der Thüre wandte er sich noch einmal um: „wir kommen noch einmal auf diese Sache zurück, Mademoiselle," sagte er und ging hinaus. Nur daß er „die Sache" bald vergessen hatte.

Der Brief war nicht gerade ein Brief, wie man ihn in der Kanzlei liest! Er enthielt auf feinem Papier die wenigen Worte:

„Lieber Lothar, ich bin in Sorge, daß Sie mir zürnen. Sie sind doch nicht verletzt und traurig? Ich bitte Sie, vergessen Sie doch Ihren Stolz. Lernen Sie es doch wirklich, sich als zu uns gehörig zu betrachten; ich sehe Sie schon lange, lange so an. Was wir haben, haben Sie auch. Wo wir wohnen, wohnen auch Sie. Ist der Gedanke so unerträglich? Der Liebe müßte es doch leicht werden, über die Bedenken des Stolzes und der Vernunft hinwegzukommen! Ihre betrübte Seraphine."

„Mademoiselle," sagte St. Alban, als er am nächsten Tage auf Furioso stieg, um nach Tannhausen zu reiten, „bereiten Sie sich auf einen Umzug vor. Ich werde wahrscheinlich, so wie es möglich ist, nach dem Schlosse ziehen." „Monsieur..." Doch er sprengte davon. Von diesem Tage an erschien es Mademoiselle, als ob St. Alban ein anderer Mann geworden sei, — und sie — sie lebte nur noch in Bildern einer Zukunft, so märchenhaft, so kühn, wie sie nur ihrer überreizten Phantasie möglich waren!

XXXVI.

Der Winter war vorüber, der Frühling war vorüber, und noch immer wartete man auf die Heimkehr der siegreichen Truppen. In Altstadt herrschte bereits Desperation. Ein ganzes Jahr lang hatte Altstadt seine Husaren nicht gesehen, wo bleiben sie! Es war ein so stiller Winter gewesen. Keine Bälle, keine Gesellschaften, kein Leben. Die Damen pflegten Verwundete, anstatt auf den Ball zu gehen. Frau von Lettow namentlich hatte für's Lazarett gelebt, bis das Lazarett sich auflöste. Man fand allgemein, daß sie sich viel zu sehr angegriffen habe, aber sie bestritt es! Vielleicht hatte sie recht, vielleicht waren es die Stunden, in denen sie zu Hause ruhte

und den Spielen des Knaben zusah, welche sie angriffen. Als sie fand, daß sie nichts mehr zu thun habe, dachte sie daran, es sei wohl Zeit, sich wieder nach ihren Freunden in Schlehendorf umzusehen, und fuhr eines Sonntags hin. Sie begegnete den Kindern, welche mit der Gouvernante spazieren gingen und sehr frisch und gesund aussahen. Hänschen ward mit Jubel in die Mitte genommen und Frau von Lettow mit Neuigkeiten überschüttet. Wie Harald und Erich im Kadettenhause lernen müßten! Wie unzählig viel allerliebste Schäfchen es jetzt gebe! Was für einen großen Garten sie hätten! Zuletzt ward Hans nach den Schafställen, Frau von Lettow vom Diener um das Haus geführt, wo sie auf einer Glas-Veranda von der Majorin empfangen wurde, — wieder die sonstige Frau von Schwartz, sanft, still, aber herzlich und zufrieden, mit dem stillen Glanz wiedergewonnenen Seelenfriedens im Auge. Sie führte Leona sogleich durch eine Glasthür in ihr Wohnzimmer und hatte ihr viel zu erzählen.

„Der Onkel ist sehr gut mit uns. Er hat diese Thüre machen lassen, die direkt in den Garten führt, so kann ich den Spielen der Kinder stets zusehen. Überhaupt habe ich ja nur zu danken!“ — „Sind die Knaben glücklich im Kadettenhaus?“ — „Oh, nach ihren Briefen sind sie zufrieden. Ich habe mich nun an die Trennung gewöhnt. Es ist ja gut so.“ — „Nun, und Herr von Schlehendorf?“ — „Ah, ich sehe ihn nur fast abends. Da kommt er mit seiner Pfeife und sitzt eine Stunde lang hier.“ — „Angreifend wird seine Unterhaltung nicht sein!“ — „Nein,“ versetzte die Majorin lachend, „aber ich bin nun so an seine Weise gewöhnt, daß ich mir einbilde, wir unterhalten uns sehr gut. Auch mit den Kindern ist er ziemlich ausgesöhnt. Haben Sie Hänschen mitgebracht?“ — „Ja. Er lief mit den Geschwistern davon. Dort kommen sie alle. Auch Herr von Schlehendorf.“ — „Ah, der muß von Ihrer Ankunft gehört haben. Er hat für Sie eine besondere Verehrung, die Sie reichlich verdient haben!“

Die beiden Damen traten hinaus und Frau von Lettow ging ihrem besonderen Verehrer entgegen, indessen Hans zu seiner Mutter lief. Der kleine graue Herr kam bedächtig durch den Garten daher, dessen Hauptzierstäucher die gelbblühenden Lupinen waren. Leona dachte bei sich, es sei ein wahres Glück, daß Frau von Schwartz in dem Garten nichts andres sah als einen Spielplatz für ihre Kin-

der! Sie wäre nicht im stande gewesen, acht Tage lang vis à vis einem Lupinenparterre zu leben! Herr von Schlehendorf nahm die Pfeife aus dem Munde. „Freu mich!“ verkündete er, betrachtete Frau von Lettow dann sehr genau und fügte hinzu: „aber blaß!“ Er that ein paar mächtige Züge aus seiner Pfeife, dann drehte er sich nach der Nichte um. „Marie!“ mit einer Bewegung nach Frau von Lettow „blaß! — weshalb?“ — „Ja, Leona sieht sehr angegriffen aus,“ bestätigte die Majorin; „ich hörte schon durch Frau von Mühlberg, die neulich hier war, wie viel Du geleistet hast.“ — „Ha! Kranke pflegen? — Braves Frauenzimmer! Und nun nicht zu Bett liegen, — kein Doktor holen, — herumgehen wie Gesunder? Brav, sehr brav!“ — „Genug! genug!“ unterbrach ihn Frau von Lettow lächelnd, „sagen Sie mir lieber, wie es Ihnen geht!“ — „Mir? — Kuriose Frage! Gut, — natürlich. Fünfhundert Lämmer gehabt. — Wenig Sterblichkeit. — Mäste bald Hammel, vierzig Stück. Können auch einen kriegen, umsonst, wenn geben ein Diner. Wollens?“ — „Ich gebe keine Diners mehr,“ versetzte sie kopfschüttelnd. „Mehr? — Mehr? Lächerlich! Kind — und spricht so!“ — „Ich weiß nicht, weshalb sie mich so nennen. Ich bin durchaus kein Kind mehr, weder an Jahren, noch an Lebenserfahrung!“ — „Doch Kind!“ versetzte er obstinat, „aber warten Sie nur, — meinen Hammel sollen doch zu essen kriegen! Hilft nichts! — Nichte!“ Die Majorin sah sich gehorsam um. Der alte Herr nickte ihr listig zu. „Nicht wahr, Marie? — Mal, wenn großes Diner — Hochzeitsdiner, — geben Hammelrücken dazu, wie nicht in Hamburg.“

Frau von Schwartz errötete und sah verlegen aus. „Was Du sprichst, Onkel! Kommen Sie doch wieder ins Zimmer, Leona, es ist so heiß hier.“ — „Nichts da! — Garten zeigen!“ sagte der Onkel und winkte Leona. Sie folgte ihm, die andern gingen ins Haus. Sie wußte nicht recht, was an diesem Garten zu zeigen war, aber sie ging mechanisch neben ihm den schnurgeraden Weg hinab, und der alte Herr sah knurrend rechts und links. „Hm! — Kinderwirtschaft. — Buchsbaum zertreten. — Lupinen abreißen! — (Lieblingsblume.) Alles vom Heiraten! Aber Frauen thöricht,“ er seufzte „immer wieder heiraten!“

Dann entstand eine lange Pause, während welcher sie das Holzstaket erreichten, das den Garten von einem Kornfeld trennte. Der Weg hatte ein plötzliches Ende. Eben so plötzlich blieb der Alte

stehen und blickte in seine Pfeife, runzelte die Brauen, da er bemerkte, daß dieselbe ausgegangen sei, und frug dann: „Darf was fragen?“ — „Bitte, fragen Sie. Was möchten Sie wissen?“ — „Was Mensch er ist!“ — „Wer?“ — „Freund von Nichte!“ — „Ein sehr vortrefflicher Mensch. Können Sie nicht selbst daraus schließen?“ — „Hm. — Ja. Junger hübscher Mann?“ Frau von Lettow hatte noch nie darüber nachgedacht, ob „Freund von Nichte“ jung und hübsch sei. „Er ist sehr groß und vielleicht ist er hübsch. Er ist etwa 30 Jahr.“ Der inquisitorische Alte lachte vor sich hin. „Halten mich für neugierig?“ frug er. — „Durchaus nicht,“ gab sie ruhig zurück. Sie blickte über den Zaun, während sie sprach, und zerpflückte etwas ... sie wußte nicht was, „es wird Sie natürlich interessieren, welch' ein Mann Vormund dieser Kinder geworden ist.“ — „Natürlich! Vormund! Ha! — sehr wichtig. — Kluges Frauenzimmer! Liebenswürdig? He?“ — „Gewiß. Herzlich ist noch besser gesagt.“ — „Hm ... glauben, er wird ein guter Ehemann?“ — „Das setze ich voraus.“ — „Schön!“ beendete Herr von Schlehendorf dies Examen und wandte sich zum Gehen. Sie folgte ihm, jetzt fühlte sie aber erst, daß ihre Hände brannten, und sah, wie sie ein Bouket der üppigsten Brennnesseln in denselben hielt. Sie warf die grünen Blätter beiseite. Es war ihr, als fange sie dabei einen unsäglich boshaften Blick des alten Herrn auf, aber er sagte nichts mehr.

So gingen sie ins Haus zurück, und Frau von Schwartz empfing sie auf der Veranda mit harmloser Freundlichkeit und gutem Kaffee. „Ich hoffe, meine Liebe,“ sagte sie, die Tassen füllend, „daß Sie uns recht oft besuchen werden. Ihr Anblick ist mir so wohlthuend. Wissen Sie wohl, daß Sie mich jetzt sehr oft an Ihre Kousine Seraphine erinnern? Früher ist mir diese Ähnlichkeit nie aufgefallen, und ich möchte fast wünschen, daß dieselbe wieder verschwinde, denn sie besteht, fürchte ich, nur in einem leidenden Aussehen. Sie sollten ernstlich etwas für sich thun, liebe Leona; so durchschimmernd blaue Adern an den Schläfen sehe ich gar nicht gern.“ — „Doktor Speier trägt die Schuld. Er zwingt mich zum Nichtsthun. So lange ich Arbeit hatte, war ich gesund!“ — „Meinen Sie wirklich? Ach, Sie sagen das, um mich zu beruhigen. Ich fürchte, die Maserzeit hat Sie so elend gemacht. Leopoldine habe ich längst auf Urlaub schicken müssen, weil sie ganz bleichsüchtig geworden war!“

— „Nun, das bin ich nicht." — „Doch ist Hans nicht mehr, als Ihre Nerven vertragen können?

„Hans?" Frau von Lettow war sofort aufgeregt, „oh Marie, wenn Sie ihn mir nähmen, ... gerade jetzt" — „Nein, nein," versetzte die Majorin, „wenn er Ihnen eine Freude ist, behalten Sie ihn. Er hat mir schon anvertraut, daß er auf Lämmchen und junge Hühnchen verzichte, wenn er nur bei Ihnen bleiben dürfe. Ich fürchte nur" — „Fürchten Sie nichts. Der Knabe ist mein Glück und meine Erholung." Somit blieb Hänschen bei seiner Pflegerin, — bis auf weiteres. Als Frau von Lettow wieder in Altstadt ankam, bemerkte sie schon auf dem Bahnhof eine gewisse freudige Erregung; die Ursache wurde ihr bald klar. Die Mutter des Regimentes hatte per Telegramm mit lakonischer Kürze annonciert:

„Wir kommen!"

XXXVII.

„Wir kommen!"

Natürlich geriet ganz Altstalt in Aufregung bei diesen Worten, denn ganz Altstadt hatte darauf gewartet! Es wurden alsbald die umfassendsten Vorbereitungen zum Empfang getroffen. Vom Bahnhofe bis auf den Marktplatz ward ein Triumphbogen nach dem andern errichtet. Der Oberförster aus Tannhausen ließ ganze Wagenladungen von Eichenlaub und Tannengrün nach Altstadt schaffen. Der Herr Bürgermeister sann über seine zu haltende Rede nach und häufte in derselben Stich- und Schlagworte wie: „Erbfeind" — „Deutsche Einigkeit" — „Lorbeeren auf blutigem Schlachtfeld gepflückt." Die Ehrenjungfrauen nähten an weißen Kleidern und blauen Schärpen. Gärtner Jürgens hatte von früh bis spät zu thun, am meisten mit dem Prachtboukett, welches die Stadt „unserer verehrten Obristin, der wahren Mutter unserer verwundeten Söhne im Felde" zu überreichen gedachte. Der junge Mann, welcher von Zeit zu Zeit ein Gedicht „an Laura" oder „an den Morgen!" in's Wochenblatt setzen ließ, brütete jetzt über einem Sonett: „An unsere heimkehrenden Krieger." Fahnen, schwarzweiße,

sowie reichsfarbige, flatterten bereits von allen Dächern und aus allen Fenstern. Es herrschte reges Leben. Alles lief durcheinander mit freudigen Gesichtern. Jeder schaffte und schmückte. Dazwischen sah man freilich schwarzgekleidete Frauengestalten, welche an dem allgemeinen Jubel nicht teilnahmen. Sie glitten ernst und still durch das Getreibe, — oder sie lehnten sich zurück in die Kissen des Wagens. Die arme Landwehrmannswitwe im dünnen Halbwollkleide und die reiche Frau von Lettow blickten mit gleicher, schmerzlicher Resignation auf die Festfreude. Jene Lorbeeren, die in des Herrn Bürgermeisters Rede figuriern werden, sind aus dem Blute ihrer gefallenen Gatten erwachsen. Doch die wechselnden Schatten vermögen nicht den Glanz des ganzen Bildes zu trüben. Die Begeisterung und die Ungeduld reißt jeden mit fort. Den ganzen Tag klingen die Straßen wider von den musikalischen Übungen der Straßenjungen, welche nur noch ein Lied kultivieren: die Wacht am Rhein! Es wäre sehr herzerhebend gewesen, wenn es nicht so oft wiederholt worden wäre!

Der große Tag war da. Alle die Guirlanden prangten in frischem Grün. Häuser, Thore, Mauern, ja selbst der Schornstein der Tuchfabrik war bekränzt. Die Schar weißgekleideter Mädchen zog wie eine Lämmerherde auf den Marktplatz. Der Herr Bürgermeister prangte in Frack und weißer Halsbinde. Das alte Haus am Markte war auch prächtig geschmückt. Dank Frau von Lettow. Sie hatte es außen und innen zum Empfange bereitet, — und dann war sie nach Hause gefahren. Es sind genug da, um die Heimkehrenden zu empfangen. Das Haus soll der Sammelplatz aller werden. Die schwarze Witwentracht paßt nicht in den stürmischen Jubel des Wiedersehens! Die Sternheim'schen waren da und sahen schon eine Stunde zu früh aus allen Fenstern. Der alte Herr war auf den Bahnhof gegangen; die übrigen mußten sich streng nach den von der Obristin vorgeschriebenen Regeln halten. Sibylla und Stella standen beide nebeneinander stumm in einem Fenster. Die Großmama ging von dem einen zum andern; auf einem Sofa lag Seraphine; um sie, die heiter und wohl aussah, gruppierten sich alle die Damen vom Regiment, welche hierher „befohlen" waren, ihre Männer zu begrüßen, und welche an Seraphine's klarer Ruhe eine so angenehme Beschwichtigung ihrer eigenen Ungeduld fanden.

Da kam Oberst Sternheim wieder. „Nicht möglich durchzu-

dringen," sagte er, „der Bahnhof ist geradezu belagert! Na, so sieht man sich die Sache eben von hier aus an. He, Kleine, wie ist Dir denn?" Und Sibylla, neben welche er getreten, blickte errötend auf und lächelte. „Mein Herz klopft so!" sagte sie mit einem kleinen Seufzer. „So? Na, das ist eine schöne Geschichte! Horch! hört Ihr?" Alles drängte sich an die Fenster. Ein dumpfes Getöse; — das Hurrahrufen der Volksmenge, gemischt mit zerrissenen Musikklängen, ward vernehmbar. Immer näher kam beides; immer deutlicher ward es. Dann sah man durch den aufgewirbelten Staub oben am Anfang der auf den Markt mündenden Hauptstraße flimmernde Blitze; die Trompeten klangen hell und heller und aus den Staubwolken stiegen deutlich die Umrisse des sieghaften Reiterzuges auf! Langsam zog derselbe heran. Die schmetternde Musik vereinigte sich mit dem Jubelruf der Menge zu einem betäubenden Getöse. Aus allen Fenstern aber flogen Blumen herab.

Da war es wieder: das Regiment! — An der Spitze desselben fuhr ein offener Wagen, und in diesem saß die Obristin, ihr rotwangiges Antlitz über und über glänzend! Auch der Oberst saß neben ihr, — aber ob all die Hochs und all die Blumen ihm galten? Dann kamen Schritt vor Schritt die Reiter auf ungeduldig schnaubenden Pferden. Ganz vornan ritt „der schönste Mann im Regiment," der schlanke, heldenhafte Liebling aller, dessen goldbraune leuchtende Augen über die Menge hintanzten, dessen Locken des beengenden Tschakos spotteten! Er blickte hinauf zu den Fenstern des alten Hauses — und er hob sich im Sattel und winkte grüßend mit der Hand. Da oben aber beugte sich eine zarte Mädchengestalt weit vor und breitete die Arme aus! Was wußte denn Gräfin Sibylla davon, wie sich eine wohlerzogene Dame angesichts der Bevölkerung benehmen müsse!

„Halt, halt!" lachte Onkel Sternheim, „das kommt nachher!" — „Oh Onkel, Onkel! er ist da! Ist er das wirklich?" — und Sibylla schluchzte. Frau von Sternheim versuchte sie zu beruhigen, indessen der Onkel die feierliche Szene, welche sich jetzt unten abspielte, mit einem kleinen Privatmonolog begleitete: „Na, die Julia! Solch' ein Frauenzimmer existiert doch nicht wieder! Was da der arme Bürgermeister sagt, sie nimmt alles sich an! Jetzt dankt sie ihm wahrhaftig! Ja, wenn ein Mensch was davon verstände! Dieser verwünschte Lärm! ... was, das dort ist Daven? Wie er ge-

sund aussieht! dem hat's gut gethan! Dort ist Belsay, siehst Du, Stella? Donnerwetter, dem haben sie übel mitgespielt, wenn ich recht sehe! Richtig zerhauen! Der dort wie eine Bildsäule auf dem hohen Rappen hält, ist Adlerstein. Unverkennbar. Was der Mann Figur hat. Ah ... Fräulein Gabriel'chen? Wer ist denn der dort mit dem verwettert kecken Schnurrbart eine Elle lang? Sie wissen es nicht? Wahrhaftig! Aber Donnerwetter, Raval erkenne ich wohl, aber nach Leon sehe ich mich umsonst um. Stella! Wo ist er?" Stella's Stimme ward unsicher, als sie sagte: „Ich sehe ihn auch nicht." — „Na, verloren wird er schon nicht sein, nur ruhig, Kind! Werde ihn schon finden! O über die Weiber, was das immer zu heulen hat!" der alte Herr wischte sich nämlich selbst infolge gerührter Aufregung heftig die Augen, „so, so ... jetzt kommen die weißen Mädchens. Welche spricht denn? Bürgermeisters Gretchen? Hübsches Frauenzimmer, wünsche ihr nur, daß sie nicht stecken bleibt! So das wäre wohl vorbei, nun kommen sie her! Jetzt nur um Himmelswillen keine Thränen, ihr Kinder!"

Draußen hob sich der Jubelsturm zu donnernden Höhen; — kurze Zeit darauf füllte sich das gastliche alte Haus mit den heimgekehrten Helden! Noch nie war der „Familiencharakter" des Regimentes so deutlich zu Tage getreten wie in dieser Stunde! Es war für alle so ganz selbstverständlich, daß die Kinder im Beisein der Mutter Wiedersehen feierten! Aber eine Beschreibung dieses Wiedersehens geben zu wollen, wäre ein nutzloses Beginnen. Die Szene bot in einem Moment zahllose Einzelbilder, die schon im nächsten Augenblick sich verschoben und wechselten. Die Stimmen und die Gestalten drängten sich durch einander, Lachen und Weinen wechselte. Wortreiche Freude, stummes Glück gruppierten sich um die majestätische Gestalt der Obristin, welche an ihrer Seite einen jungen Husarenleutnant hatte, dessen Brust das eiserne Kreuz erster Klasse und andere Sterne schmückten. Sein Antlitz war tiefbraun verbrannt bis auf die weiße Stirn, und über diese lief eine rote Narbe in's kurz verschnittene dunkle Haar, stählerne Gewandtheit sprach aus den Bewegungen seiner schlanken Gestalt. Er hatte Stella's Hand ergriffen und sie starrte ihn an, — scheu, fremd wie etwas noch nie Dagewesenes! Sie sah sich immer noch hilfesuchend nach Leon um, nach ihrem Leon mit den langen Locken und dem träumerischen, bleichen Künstlergesicht! Sie konnte ihn noch immer

nicht sehen, und das was sie sah, erschien ihr wie ein wilder Traum! Mußte sich denn nicht jene Thüre dort öffnen und durch dieselbe der Jüngling im Samtrock treten und sich schützend neben seine schüchterne Stella stellen, der immer so bange war inmitten all der sporenklirrenden Gestalten!

Aber er erschien nicht; statt seiner stand eine dieser gefürchteten Gestalten selbst vor ihr! Daß dies so sein müsse, hatte sie sich, wenn sie vom Wiedersehen mit Leon träumte, nie vergegenwärtigt! Sie war vollständig bestürzt, und ihre Schwiegermama weidete sich an dieser Bestürzung! „Ja, ein Husar, — und welch ein Prachtstück von einem Husaren!“ sagte diese mit Wonne, „ja, sieh ihn Dir nur an! Ein Ideal von einem Husaren, — fast ein Ungar! So muß ein Husar aussehen. Stahlkräftig, braun gebrannt, mit Säbelhieben gestempelt, blitzenden Auges, tapfer und tollkühn bis zur Straffälligkeit!“

Und dieser Husar, wie er im Buche steht, stand in Wirklichkeit vor Stella und sah sie an, selbst zweifelnd, selbst fragend und mit Augen, aus denen der Überdruß ganz geschwunden war. Arme Stella! Man lasse ihr Zeit, über diese Metamorphose hinweg zu kommen! Die Obristin wandte sich lachend weg und begrüßte Gräfin Sibylla, die ihrerseits strahlend vor Freude neben Malthus stand. „Na, Kind! Du gefällst mir! So ist's brav! Hab' ihn gesund wiedergebracht, nicht wahr? Kannst jetzt stolz auf ihn sein wie ein Pfau! — Ah, sehen Sie, liebe Belsay! Was sagen Sie denn zu Ihrem Mann? Der nimmt's jetzt an Narben in der visage mit Ihnen auf! Wollt' natürlich nicht zurückstehen!“ Sie wandte sich jetzt um und sah, daß einige gehen wollten, aber sie rief energisch dazwischen: „Nichts da! Nichts da! Will mein Regiment heute beisammen haben! 'S wird im großen Saal soupiert — basta! Na, Papa, was sagst denn Du?“ — „Zu was? Zu dem Leon? Element! den hätte ich mein Lebtag nicht wieder erkannt. Ist ja ein Blitzkerl geworden. Gratuliere Dir!“ Die Obristin lachte vor Vergnügen. „Immer zu! Ja, Werther ist geradezu verliebt in seinen Jungen. Aber das darf beileibe niemand erfahren, denn das wäre eine schöne Geschichte fürs Regiment! Ich sage auch, man muß alle Kinder ganz gleich lieben, — nur daß eins uns manchmal mehr Freude macht als die andern! Oh, Frau von Marford, — daß ich Sie treffe! Ihr Philipp hat sich schön ausgezeichnet!“ Und Frau

von Marford bekam eine genaue Beschreibung, bis ein anderer die Aufmerksamkeit der lebhaften Dame auf sich zog!

Malthus saß längst neben Seraphine, und Bruder und Schwester waren glücklich. Gräfin Sibylla hatten ihn in das Zimmer geführt, wo Seraphine, um nicht im ärgsten Trubel zu sein, auf dem Diwan lag. War es doch, als sei er nie fortgewesen! Sehr bald fand sich auch Leon ein, und da Malthus und Sibylla am Fenster zusammen flüsterten, so wandte sich Seraphine zu diesem und ihr Blick glänzte vor Freude. Stella war immer noch wie betäubt. Sie konnte nichts thun, als ihn ansehen und sich wundern, wie schnell Seraphine sich in das Wunder fand! Ja, das Wunder; denn dieser Mann, der so ernst und ruhig sprach, dessen volles Interesse in seinem Berufe wurzelte, das war ja nicht Leon!

Drinnen im Saal bildeten die jungen Helden förmlich Cercle um die lachenden Mädchen, unter denen Antoinette und Gabriele wie stets durch Eleganz und Wortreichtum auffielen. Jeder beeilte sich, ihnen verblümt oder unverblümt die galante Ansicht zu Füßen zu legen, daß ganz Frankreich nicht so schöne, liebenswürdige Damen enthalte wie Altstadt! „Sehr schmeichelhaft!“ lachte Fräulein Antoinette, „sintemal dort alles, was ein Ansehen hatte, entflohen war und Sie Ihre Vergleiche zwischen uns und Petroleusen anstellen mußten!“ — „Oh, gnädiges Fräulein! Immer noch so malitiös?“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Frau von Lettow trat ein. Wie die schlanke Gestalt, umgeben vom Nimbus tiefer, stummer Trauer, erschien, — so vornehm, so ruhig, so seltsam schön wie ein Marmorbild, entstand momentan eine Pause. Die jungen Mädchen standen plötzlich allein da, jeder eilte, die Gekommene mit tiefer Verneigung zu begrüßen. Sie war in so tiefer Trauer, als sei ihr Gemahl anstatt vor einem Jahr vor einer Woche gefallen. Frau von Lettow verstand es, sich bei solchen Gelegenheiten zu benehmen. Sie ging mit sicherer Ruhe durch die Gesellschaft auf ihre Eltern zu. Mit leiser Kopfneigung dankte sie für die vielen Verbeugungen, aber niemand erhielt einen Blick. Sie sprach mit den Eltern, leise, ruhig, mit ihrem Lächeln, welches trauriger war als ein Thränenstrom. Als Leon sich ihr näherte, fuhr sie leicht zusammen, aber kein Ausruf der Überraschung kam über ihre Lippen, nur die Worte: „Du siehst sehr wohl aus, lieber Leon! Wo ist Malthus?“ Er stand dicht daneben, aber sie hatte ihn nicht be-

merkt. Sein strahlendes Gesicht, für sie stets das Gesicht eines Lieblingsbruders! beugte sich herab. Er küßte herzlich die kleine Hand und sagte warm: „Du aber siehst sehr angegriffen aus, Leona!“ — „Ich bin ganz wohl. Es ist nur der heiße Tag.“ — „Na, findest Du's nicht auch, Malthus?“ fiel Oberst Sternheim ein. „Freut mich nur! Hat sich damals im Winter ganz kaput gemacht mit der Pflege jener Kinder in Schlehendorf.“ Leise ward der Arm des lebhaften alten Herrn berührt, er räusperte sich und murmelte: „ja so!“ — und man sah sich an. Frau von Lettow stand, den Blick auf den Fußboden geheftet, da, und die Obristin begann, ihrem Vater eine „famose Geschichte“ von Leon zu erzählen. Leona stand daneben, . . . als sie plötzlich ihre Hand berührt fühlte und die Worte hörte: „Leona! Leona! Hörst Du nicht? Rittmeister Adlerstein möchte Dich begrüßen!“

Sie blickte auf, — sie sah vor sich Orden blitzen, höher hinauf sah sie nicht, aber sie sagte mit einer Stimme voll kalter Freundlichkeit: „Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Sind Sie vollkommen hergestellt?“ — „Vollkommen, gnädige Frau. Ich hatte vortreffliche Pflege.“ — „Ich werde eifersüchtig,“ lachte die Obristin und ging dicht an ihnen vorüber, „denn leider war nicht ich diese ausgezeichnete Pflegerin!“

Da entstand eine Pause, — mitten hinein klang eine Stimme, bei welcher Frau von Lettow bestürzt auffuhr. Durch die noch offene Thüre stürmte Hänschen, ohne Mütze, in weißen Strümpfchen, eine Kinderpeitsche in der Hand schwingend. „Ich aber bin Lisette fortgelaufen! Ich bin meiner Mama Leona nachgelaufen — ich“ verdutzt hielt er inne und blieb stehen. Was war das? — Wer war denn das alles? Die Einsicht kam in einem jubelnden: „Husaren! Husaren!“ zum Ausdruck.

Allgemeine Heiterkeit verbreitete sich. „Der Tausend, ist das nicht der kleine Schwartz?“ sagte einer der Offiziere und Malthus wollte das Kind aufheben. Aber er wehrte trotzig ab. „Mag nicht! Will zu meiner Mama Leona!“ Sie war schon neben ihm. „Hans! Wie kommst Du her? Und wie darfst Du Lisette fortlaufen und so?“ — „Ohne Schuhe?“ lachte er lustig, „das war eben der Spaß. Onkel Otto!“ schrie das Kind plötzlich auf in unbändiger Freude und streckte beide Arme zum hohen Mann empor. Er ward aufgehoben. „So weiß mein Junge noch, wer ich bin?“ frug „Onkel

Otto.“ „Du solltest aber nicht fortlaufen und Frau von Lettow so erschrecken,“ fügte er hinzu, ernst freundlich und — väterlich. „Es war sehr ungezogen von Dir, Hans,“ sagte Frau von Lettow mit bebender Stimme. Hänschen ließ den blonden Lockenkopf hängen. „Ich will es nicht wieder thun,“ murmelte er. — „Nun, und heute ist wohl ein Tag, um Amnestie zu erteilen,“ meinte Herr von Adlerstein lächelnd, „wir wollen nicht allzu streng sein;“ und er stellte das Kind wieder hin. — „Gewiß nicht,“ versetzte sie ruhig, „ich weiß sehr wohl, daß ich kein Recht habe zu tadeln, wo ich selber nur den Tadel verdiente.“ Ringsum sah man sich an. Der Vater in spe nahm sein Recht mit Nachdruck in Anspruch. Die arme schöne Dame, sie empfand das Peinliche dieser Szene tief. „Komm, Hans, wir fahren jetzt nach Hause,“ sagte sie, seine Hand ergreifend, „danke, Mama, ich bleibe nicht zum Souper, mein Wagen wartet.“

Und sie verließ das Zimmer. Als sie in den Wagen steigen wollte, trat Adlerstein herzu und öffnete ihr mit der ritterlichen Reserve, die ihn charakterisierte, den Schlag. Sie dankte mechanisch und der Wagen fuhr fort, was wird er nun von ihr denken? muß er sie nicht für eine fahrlässige Hüterin des Knaben, — seines Knaben! halten? Muß er nicht glauben, sie mache aus dem Kinde einen kleinen Straßenjungen, der aufsichtslos umherläuft? Oh die Bitterkeit dieses Gedankens!

Unterdessen begann im großen Eßsaal das Souper! Ob es wohl jemals im gastlichen alten Hause ein solches Souper gegeben hatte wie dieses? Oben an thronte die Mutter des Regiments und blickte auf ihre Kinder. Wie glücklich sie ist! Da ist keiner, auf den sie nicht stolz sein durfte. Und sie sind alle wieder *ihre* Kinder! Keiner weicht dem mütterlichen Blicke aus. Keiner sinnt auf Rebellion. Freilich ist auch sie klug geworden durch Erfahrung. Sie fand die Grenze, wo mütterlicher *Einfluß* in Zwang übergeht! Die Unterhaltung war lebhafter denn je. Was gab's nicht zu erzählen? Die jungen Herren wollten doch nicht umsonst im Kriege gewesen sein. Wurde die Heiterkeit zu laut oder die Berichte der Abenteuer zu wundersam, so zügelte die Stimme der Obristin mit gewohnter Sicherheit den Sturm. Stella saß zwischen Adlerstein und Marford. Beide ließen ihr Zeit, mit sich fertig zu werden; denn der erstere sprach fast gar nicht, und der letztere unterhielt sich nur allzu eifrig mit Fräulein Leopoldine! Wie sollte aber Stella

es bemerken, ob man sie unterhielt oder nicht? Ihre Augen sahen nur eine Gestalt; sie blickte mit träumerischen Staunen dorthin, wo Leon mitten unter seinen Kameraden saß. Seinen Kameraden! Das schon war ein Wunder, das zweite war, daß diese Kameraden, die wohl alle älter waren, förmlich zu ihm aufsahen. Er hatte sich ja einen Namen gemacht! Höchstkommandierende hatten ihm die Hand gereicht! Und er? — Nun er war, wie seine Mutter es nannte: „mitten im Regimente". Er fühlte sich als Glied desselben und die Interessen seiner Kameraden sind seine Interessen!

Wo war die Zeit hin, sie schien in unabsehbare Ferne gerückt, als er noch, von allen bespöttelt und alle hassend, fremd und feindlich inmitten des Treibens und Lebens stand! Es schien auch nicht die geringste Erinnerung an jene Zeit geblieben zu sein; er hatte sie aus dem Gedächtnis aller gestrichen durch das letzte Jahr! Freilich ahnte niemand die verbrecherische Raserei, die ihn in seine jetzige Laufbahn getrieben hatte. Ihn aber machte die Erinnerung bescheiden und rücksichtsvoll. Er schämte sich in innerster Seele. Es fiel ihm nie ein, sich mit seinen Heldenthaten brüsten zu wollen. Leon, der zwecklos hinträumende Künstler, war ein weit hochmütigerer Mensch gewesen, als Leutnant von Werther, dem Orden nach Orden überreicht wurde!

Das Souper dauerte lange, aber es nahm schließlich doch auch ein Ende, ein Ende, wie alle Soupers „en famille" hier, es endete mit einem Hoch auf die Obristin, nur daß Leutnant Werther dies Hoch ausbrachte! Dann entstand eine große Bewegung, — und schließlich trennte man sich; einer nach dem andern ging, alle in gehobener Feststimmung.

Zuletzt blieben bloß Oberst und Obristin, Leon und Stella zurück. Sie standen nebeneinander im Fenster und er sprach zu ihr — leise, tiefernst, aber glücklich. Die Eltern traten herzu und die frische heitere Stimme der Obristin rief dazwischen: „Prächtig ist die Stadt illuminiert und Musik, wohin man hört! Na, das wird ein Jubel sein bis an den Morgen. Will nur wünschen, daß meine Husaren Maß halten. Na, Stella, was sagst Du nun? Immer noch erschrocken?" — „Zu glücklich, um zu sprechen — und — und" — „Aha! es ist eben ein anderer Kauz als früher! Hast eben bisher so wenig wie ich geahnt, welch' ein Löwe in dem blassen Jungen steckte." — „Der Wagen ist da," sagte Leon, sich umwen-

bend, „gute Nacht, Vater, — gute Nacht, Mama.“ Oberst Werther streckte ihm mit grenadierhafter Steifheit die Rechte hin; dann aber ging es wie ein Ruck über sein Gesicht, seine Alltagsmiene ward ihm untreu und er schloß den Sohn in seine Arme. Lange sah er dann noch dem davonfahrenden Wagen nach. Diese beiden Charaktere, welche es stets vermieden hatten, mit einander in Berührung zu kommen, hatten jetzt endlich herausgefunden, wie groß ihre innere Harmonie sei. Die stolze Reserve, die sie in gleichem Maße besaßen, hatte sie getrennt; aber schon als Knabe empfand Leon manchmal die Sehnsucht, sich an das Herz des steifen, wortkargen Vaters zu flüchten, und dieser beobachtete den eigentümlichen Charakter seines Sohnes mit dem Interesse geheimer Sympathie! Das Eis war gebrochen. Vater und Sohn hatten sich kennen gelernt wie zwei Menschen, die bisher von einander nur die Porträts sahen!

Die Obristin war glücklich, weil Leon in das Regiment gehörte, — Oberst Werther betrachtete dies als angenehme Nebensache. Ihm war es wichtiger, seines Sohnes Herz gefunden zu haben.

XXXVIII.

Während der nächsten Tage hielt die Feststimmung noch an. Tausend Wiedersehen wurden gefeiert, — auf den Straßen, in den Familien. In Sternheim gehörte der Klang herantrabender Hufschläge wieder zur Tagesordnung. Das Tagesgespräch aber bildete die bevorstehende Hochzeit auf Schloß Tannhausen. Von den Vorbereitungen, welche Baron St. Alban zu diesem Feste traf, konnte man sich nicht genug erzählen. Nur Frau von Lettow erschien noch immer nicht in der Gesellschaft. Sie war auch für niemand zu Hause, zum großen Kummer all ihrer Verehrer, welche der schönen Frau, der Königin der Linken, gern ihre Huldigungen zu Füßen gelegt hätten! Sie war wirklich krank; Doktor Speier war in Besorgnis und hatte ihr Zimmerarrest und Ruhe verordnet. So lag sie auf dem Diwan ihres einstigen Blumenzimmers, zu müde, um irgend eine Beschäftigung vorzunehmen; zu apathisch, um einen Entschluß zu fassen, auf Doktor Speiers dringende Anempfehlung einer Badereise immer nur antwortend: Vielleicht!

Hänschen allein besaß die Macht, ihr ein freudiges Lächeln abzuschmeicheln. Er spielte meist in demselben Zimmer, tummelte sein Steckenpferd und kommandierte gewaltig, denn er war kein Freund von leisen Spielen, und die heimgekehrten Husaren hatten ihn noch wilder als sonst gemacht. Doktor Speier rang die Hände und behauptete, dieser kleine Irrwisch werde Frau von Lettows Nerven völlig zu Grunde richten. Die Obristin drang darauf, das Kind müsse fort, — Frau von Lettow begann zu zittern; sie hielt den Knaben an sich gedrückt und blickte so angstvoll auf, daß weder die Mutter noch der Arzt den Mut hatten, ihr denselben zu rauben. „Er greift mich nicht an. Im Gegenteil — trennt mich von ihm, und ich werde krank. Er ist mein Trost!" — „Hm. Na," sagte die Obristin, „hat Adlerstein Dir nicht Besuch gemacht?" — „Ich weiß es nicht," versetzte Leona gleichgültig, „ich lasse jeden abweisen. Doktor Speier will es so." — „Nun, schon recht. Ich glaube nur, Adlerstein ist ein wenig ungeduldig, daß der Knabe nach Schlehendorf kommt." — „So — schon?" frug sie bitter lächelnd, „oder will er ihn mir nur nicht anvertrauen? Ich kann mir das nach der Szene am Einzugstage lebhaft denken." — „Ich weiß nicht, was mit ihm ist," sagte die Obristin ungeduldig, „er war gestern geradezu aufgeregt, und ich muß wirklich sagen, unliebenswürdig." — „Wegen Hans?" frug Frau von Lettow schnell, sie preßte die Hand gegen die pulsierende Schläfe und richtete sich auf. „Ach nein, — nichts im besonderen. Es war von Hans nicht die Rede; er ist nur so im allgemeinen verändert." — „Sprich es nur aus, Mama! Er ist erzürnt, daß ich den Knaben da habe, er glaubt ihn in schlechten Händen, wie kann eine Frau, die auf die Rothenburger Jagden ritt, ein Kind behüten!? sage es mir, Mama." — „Aber nein doch! Rege Dich nicht auf. Er sprach äußerst teilnehmend über Dich, voll Mitleid, daß Du so leidend seiest, und sagte immer wieder, daß es ihn geradezu bedrücke. Er machte sich Vorwürfe wegen Deiner Pflege in Schlehendorf und sagte, ihm wäre, als müsse er ein Unrecht gut machen." — „Genug, genug! Allzuviel Güte! Ich weiß trotzdem, daß er mir meinen Jungen nehmen wird, weil er ihn mir nicht anvertrauen will." — „Ich rede jetzt nicht von Einzelheiten. Gesetzt auch, das wäre so; es kann doch nicht den ganzen Charakter eines Mannes ändern. Unter uns gesagt, ich glaube was anderes. Ich glaube .... Du weißt natürlich, daß er die Majorin Schwartz,

wie es heißt, aus Mitleid und Barmherzigkeit" — „Ich weiß, ich weiß," sagte Leona matt, ungeduldig. — „Na, zu Dir gesagt, ich glaube, daß ihn der ganze Handel reut. Sieht mir ganz so aus," die Obristin seufzte. „Oh?" Das kleine oh! war unbeschreiblich. Frau von Lettow öffnete die Augen wieder, ein sarkastisches Lächeln hob die feine Oberlippe. „So? Er hat wohl eine andere arme Witwe entdeckt, die ihm noch bejammernswerter erscheint als Marie? ... die Glückliche! Man glaubt nicht, was in so einer Männerseele für edle Großmut steckt!" — „Kind, was Du da schwatzt." — „Ich denke, ich rede ziemlich vernünftig! Was würde die Majorin aber sagen? Arme Frau! Ich will nur hoffen, daß nicht ich das neueste Objekt seiner Barmherzigkeit bin!" — „Liebes Kind, dazu wird er Deinen Stolz wohl zu genau kennen! Übrigens sollst Du Dich nicht aufregen, Deine Stirn brennt. Ich will jetzt gehen, aber vorher hörte ich gern, daß Du den Entschluß gefaßt hast, Doktor Speiers Rat zu folgen." — „Was, eine Badereise? Mich schüttelt der Gedanke an die monotone Lebensart!" — „Aber die Luftveränderung! Weshalb vereinigst Du Dich nicht mit Deinen Schwiegereltern zu diesem Zweck?" — „Sie sind nach Baiern an den Königssee gereist." — „Nun, und wäre dies nicht auch für Dich das Richtige?" „Vielleicht," sagte Leona müde. Die Obristin ging fort und sagte ihrem Manne, Leona sei seit Georgs Tod geradezu wie vernichtet.

Wieder ging Tag auf Tag hin, und immer seltener klang die Hausglocke der Villa Regina; man beruhigte sich und begriff, daß Frau von Lettow niemand sehen wolle. Sie hatte, da sie sich auch um die Wirtschaft nicht kümmern konnte, ein älteres Fräulein als Gesellschafterin, Bonne, Wirtschafterin engagiert. Fräulein Minna war tadellos still, fleißig und im Begriff, für ihre schöne, junge Herrin zu schwärmen. Eines Morgens brachte sie flüsternd eine Karte in den Salon: „Oh, gnädige Frau, ein so stattlicher Herr wie ein Prinz." — Frau von Lettow blickte die Karte an, „habe ich nicht Jean gesagt, daß ich niemand empfange?" — „Ja, aber der Herr ist täglich dagewesen und hat sich nach dem Befinden erkundigt, und heute, sagte er, müsse er die gnädige Frau sprechen!" Die gnädige Frau lehnte den Kopf in die Kissen des Diwans zurück und sagte apathisch: „Nun, so führen Sie ihn her. Sie aber setzen sich mit Ihrer Arbeit an das Fenster."

Fräulein Minna führte den Herrn Rittmeister herein und

setzte sich dann wie befohlen. Der hohe Mann verneigte sich sehr tief und Frau von Lettow bat ihn, ohne sich zu erheben, mit einer Handbewegung, Platz zu nehmen. „Gnädige Frau," begann er, und mochte sie nun gegen ihn fühlen, was sie wollte, der Klang seiner Stimme ließ sie beben, „ich stehe heute in der Ausübung einer traurigen Notwendigkeit vor Ihnen! Ich komme als Abgesandter der Majorin Schwartz, welche sehr erschrocken ist über Doktor Speiers Meinung und ihren kleinen Sohn zurück erbittet, damit derselbe nicht noch länger Ihre Gesundheit angreife. Dies hätte längst geschehen müssen;" sie hörte seiner Stimme Unwillen an. Da entstand eine Pause. Endlich, sich gewaltsam aufraffend, sagte sie: „Ich wußte das. Ich habe nicht die Kraft, Ihnen zu widersprechen. Nehmen Sie ihn fort; ich habe kein Recht auf das Kind . . . und daß . . . daß mir das Herz bricht, wenn ich es entbehren muß, — was kommt darauf an?" — „Hängen Sie so sehr an dem Kleinen?" frug er leise. Sie schüttelte ungeduldig den Kopf. „Wann wollen Sie ihn haben?" fuhr sie nach einer Pause fort. — „Ich fahre heute noch nach Schlehendorf," versetzte Herr von Adlerstein in gepreßtem Ton. — „Heute noch . . .", sie lächelte matt, „ich verstehe. Er darf natürlich nicht fehlen. Nehmen Sie ihn mit. Seine Sachen wird die Bonne nachbringen. Sie haben mir den letzten Sonnenschein aus meinem Leben genommen; — aber Sie haben das Recht dazu. Ich darf nicht klagen." — „Sie erschweren mir meine Pflicht noch mehr," versetzte er; „wie gern ließe ich Ihnen das Kind; aber es ist notwendig, daß Sie Ruhe haben." Frau von Lettow wandte den Kopf nach dem Fenster: „Fräulein Minna, gehen Sie in den Garten und holen Sie Hans herauf. Sagen Sie ihm, sein — Vormund sei da."

Sowie das Fräulein gegangen war, begann Frau von Lettow zu wünschen, sie lieber nicht fortgeschickt zu haben. Da entstand ein tiefes Schweigen. Sie sah nicht auf, aber sie fühlte, daß sie angesehen werde, lange, ernst, forschend. Dann sagte Adlerstein mit seiner ruhigen, herzlichen Stimme: „Können Sie mir dies Leid, welches ich Ihnen so ungern zufüge, vergeben?" — „Daran ist nichts zu vergeben," erwiderte sie, genau in demselben Ton, dessen „nichtssagende Freundlichkeit" schon Lettow's Verzweiflung gewesen war, „ich weiß ja, daß Sie ungern jemand weh thun, und ich füge mich." Hier kam Hänschen hereingestürmt, voller Freude über den gelieb-

ten Onkel. Er stürmte, wie gesagt. Er klaschte mit seiner Peitsche und warf sich wild um den Hals seiner Mama Leona. „Hollah! Ich bin Husar und ich bin im Krieg! Und ich schieße Dich mausetot!" Sie drückte ihn an sich; aber eine starke Hand zog den Knaben fort. „Hans, das gefällt mir nicht, daß Du so laut bist. Denkst Du gar nicht daran, daß Deine Mama krank ist?" — „Oh, — Mama Leona zankt aber nie. Sagt immer: mach' nur Spektakel, Hans, das schadet nichts!" Er hatte den Knaben auf die Knie genommen und blickte ernst auf ihn nieder. „Hans, ich werde Dich jetzt mitnehmen nach Schlehendorf. Morgen ist Deiner Mama Geburtstag, mein Junge. Da gibt es Kuchen. Freust Du Dich nicht?" Hans besann sich, dann legte er schelmisch den Finger auf die Lippen. „Fahre Du hin, Onkel Otto, und bringe Hans den Kuchen mit! Willst Du?" — „Nein. Hans ist viel zu wild. Er macht so viel Lärm, daß seine junge Mama krank darüber geworden ist." — „Ist nicht wahr," sagte der Junge ungläubig, „Mama ist nur traurig." Er befreite sich von dem Arm, der ihn festhielt, kletterte am Diwan empor und flüsterte zärtlich: „Meine Mama Leona nicht böse. Ist sie böse?" — „Mein Liebling!" die junge Frau zog das Kind an ihr Herz. „Lebewohl," flüsterte sie, „geh' mit dem Onkel, — wirst Du? Sei artig und gut. Du kannst ja so brav sein, wenn Du willst." Das Kind war etwas geängstigt von den Worten, von der bebenden Stimme; aber es ahnte nicht, daß dies ein Abschied für immer sei. „Mama ist so traurig, Onkel Otto! — Wollen wir nicht für Mama Kuchen mitbringen?"

Er hatte sich erhoben. „So darf ich ihn wirklich sogleich mitnehmen?" frug er. „Ja. Machen Sie es kurz." Er faßte die Hand des Knaben und verneigte sich. „Leben Sie wohl, gnädige Frau. Ich danke Ihnen und ich bitte Sie, mir zu verzeihen." Sie neigte den Kopf, — und er ging. Das Kind folgte ihm willig. „Wenn ich ihn wiedersehe," dachte Frau von Lettow, „so ist er keine Waise mehr!" und sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte wie ein trostloses Kind.

Der nächste Tag brachte ihr einen Brief. Es war ein Brief aus Varnheim datiert, und derselbe lautete:

Varnheim, am 30. Juli 1871.

Werden Sie zürnen, wenn Sie diesen Brief erhalten? Fast glaube ich es, denn Sie werden durch denselben wieder an einen

Mann erinnert, der Ihnen den letzten Sonnenschein Ihres Lebens raubte! Und dieser selbe grausame Mann denkt mit Schmerz an Ihr blasses Antlitz, an Ihr wehmütiges Lächeln. Sein Herz blutet beim Gedanken an Sie! — Einst besaß er das Recht und die Macht, Ihre Thränen zu trocknen, Ihr Herz zu trösten. Ist es sehr vermessen, wenn er hofft, dies Recht wieder zu erwerben?

Ich kam noch gestern abend aus Schlehendorf hierher und habe mir von der alten Babetta erzählen lassen, wie am Weihnachtsabend eine wunderschöne Dame, die aber so traurig aussah wie ein „krankes Reh", hier ankam. Wird sie wiederkommen? — Und werde ich dann dabei sein dürfen und versuchen, die Trauer von ihrem Gesicht zu scheuchen?

Gestern saß ich neben Ihnen und sprach ruhig; aber was es mich kostete, unausgesprochen zu lassen, was mein Herz erfüllte, — was es mich kostete, meine heiße Sorge um Sie zu verschweigen! Ich mußte schweigen; denn Sie wollten es so. Sie gestatteten mir nicht, zu reden. Weshalb? — die Scheidewand ist gefallen; jede Wolke, die zwischen uns stand, ist verschwunden. Weshalb, — weshalb darf ich nicht bloß sagen: komm! — ?

Dieser Brief soll ruhig sein. Wenn er es bleiben soll, muß ich hier aufhören. Ich komme morgen, mir die Antwort selbst zu holen; bis dahin möge Gott mit Ihnen sein! Zu ihm bete ich, er möge mir Ihr Herz schenken, Ihr Herz, Ihr Vertrauen und die Macht, Sie glücklich zu machen. Adlerstein.

Frau von Lettow hielt diesen Brief in ihren Händen, — und dann drückte sie ihn an ihre Lippen, hastig, unwillkürlich — und dann, wie erwachend, warf sie ihn von sich. „Es ist so. Mama hat recht. Er hat seine Verlobung, die wohl nie eine in Worte gefaßte Verlobung war, aufgelöst; — und er kommt zu mir, er hat mich leiden gesehen; er hat alles, alles gesehen und er ist so mitleidig und erbarmt sich über mich!" . . . sie sprang auf und lachte bitter; sie öffnete ihren Schreibtisch und schrieb; sie konnte es nicht ändern, daß ihre Hand zitterte, aber dem Sinn der Worte war, so meinte sie, keine Schwäche anzumerken:

„Ihr großmütiger Brief" —

(Ja, das ist gut so! oh sehr gut.)

„Ihr großmütiger Brief hat mich sehr überrascht. Das heißt, wenn ich ganz wahr sein soll, er hat mich gar nicht überrascht. Weiß

ich doch, daß Sie menschenfreundlich sind bis zur äußersten Grenze! Zum Glück bedarf ich Ihres Mitleids und Ihres Trostes nicht und würde beides auch nie denen rauben, die das erste Recht darauf haben! Beruhigen Sie sich meinetwegen vollständig. Ich habe die kleine Schwäche, die mich beim Abschied von meinem Pflegling überfiel, vollständig überwunden und"

Die Schreiberin hielt inne. War es denn möglich, in diesem Ton fortzufahren? Und welch eine namenlose Sehnsucht bei alledem nach seiner Stimme, seinem Trösten, seiner Zärtlichkeit? Eine Angst überfiel sie. Die grenzenlose Furcht, schwach zu werden und, wenn er kommt, die Großmut doch anzunehmen! Hat denn seine Stimme nicht eine unfehlbare Macht über sie? Aber nein! Alles, nur nicht das. Sie durfte ihn nicht wiedersehen. Jetzt nicht. Sie war verloren, wenn er kam. Einem Impuls folgend, den ihr die plötzliche Todesangst eingab, schloß sie den Brief:

— „und wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich bereits auf der Reise nach Reichenhall, wohin ich heute abend noch aufbreche. Leben Sie wohl und denken Sie nicht schlecht von mir! Ich erkenne Ihre Freundschaft und Opferfreudigkeit an, aber ich beanspruche beides nicht. Leona von Lettow.

XXXIX.

Am nächsten Tage konnte man Doktor Speier in wunderlicher Verzweiflung durch die Straßen laufen sehen. Sein rundes, rotes Gesicht glühte; — es ist aber auch kein Spaß! Seine wichtigste Patientin ist ihm durchgegangen. Fange einer was an mit kapriziösen Damen! Sie haben mehr Launen als ein Vogel Federn! „Was soll das nur heißen? Wahrlich! Erst weigert sie sich ein halbes Jahr lang, meine Anordnungen zu befolgen, — und dann ist sie eines Abends fort! Und da soll ich noch verantwortlich sein! Wissen Sie, es geht über das Erlaubte; eine Dame, so schwach, so leidend, daß sie nicht hundert Schritte gehen kann, und reist allein, ohne Jungfer, ohne Diener, ohne Begleitung durch halb Europa, ich sage Ihnen, solch eine Patientin!" Doktor Speier hatte irgend

Es war in Augsburg, wo sie in dem Zimmer, in welches sie geführt wurde, auf dem Schreibtisch einen Brief fand. Als sie diesen Brief erblickte, war das liebliche Antlitz plötzlich wie in Purpur getaucht. Sie nahm den Brief, — sie betrachtete ihn erst lange, lange, dann sah sie nach dem Poststempel „Varnheim". Sie betrachtete alles, genau forschend und doch bebend. Der Brief war von Varnheim nach Salzburg gegangen, in das Hotel, in dem sie dort gewohnt. Dort hatte man mit blauer Tinte drüber geschrieben: Augsburg. Hotel — restante. Sie erbrach das Siegel, den schwebenden Adler . . . zwei Briefe fielen heraus. Der eine war von Adlerstein, der andere von Frau von Schwartz. In diesem Moment begannen sich die Möbel, die Wände, die Fenster in gefährlicher Weise um sie zu drehen. „Was soll das heißen? Eine Verlobungsanzeige oder die vereinten Bitten, ich möge ihr beiderseitiges Opfer annehmen?" Eins ist so wohlthuend wie das andere! Sie las zuerst den Brief der Majorin . . . . aber was war denn das? Der Brief war alt, zerknittert, zittrig geschrieben und er war gar nicht an sie, er trug die Überschrift: „Mein teurer Freund!" Was? Er mutet ihr zu, einen jener Briefe zu lesen, welche die Majorin damals im Winter mit fiebernden Wangen und sehnsuchtsvollen Augen an ihn schrieb, zusammenfahrend das Blatt bedeckend, wenn jemand eintrat. Sie knitterte den Brief zusammen und warf ihn beiseite. Dann fiel ihr ein: Ah, der Brief ist für ihn ja eine Reliquie, sie hob ihn auf und glättete ihn wieder, dann steckte sie beide Briefe ungelesen in ihre Reisetasche — und reiste weiter!

Der Bodensee war mit dem Dampfschiff überfahren, die Schweizer Grenze so unmerklich vorbeigegangen wie andere Grenzen. Frau von Lettow ward in einen prächtigen Waggon geführt. Es war ein amerikanischer Salonwagen, luftig, groß, die freieste Aussicht gewährend und — leer. Der Schaffner und der Bahnhofschef führten sie mit großen Verneigungen hinein und der letztere erlaubte sich, der Dame zu vermelden, daß sie diesen Waggon bis Lausanne behielte! Goldner Sonnenschein erfüllte ihn. Die Thüre ward geschlossen, sie blieb allein, verwundert, sinnend, ja oft schaudernd, mitten in dem leeren, eleganten Raume. Roter Samt ringsum! ein Spiegel, ein Tisch, auf welchem Zeitungen und Bücher lagen, ein anderer, auf dem Erfrischungen standen — und in einem Fauteuil ein duftendes Boukett. Der Zug war im Abgehen, da ent-

stand ein kleiner Tumult. Zwei Herren, augenscheinlich Berliner Badereisende, welche die vornehme Erscheinung der allein reisenden Dame schon auf dem Dampfschiff angestarrt hatten, sprangen auf die Plattform des Waggons und öffneten brüsk die Thür. In demselben Augenblick erschien schon der Kondukteur hinter ihnen. „Ich bitte — hier ist kein Platz für Sie!" — „Kein Platz?" rief der eine, während der andere die Dame anstierte, „hier sind fünfzehn leere Fauteuils! „Welch' ein Trinkgeld hat Ihnen diese Dame gegeben, damit Sie sie in einem Salon mit fünfzehn leeren Plätzen allein lassen?" — „Die Dame ist krank, wünscht allein zu sein und hat die fünfzehn leeren Plätze mitbezahlt," sagte der Kondukteur ruhig und schob die Herren beiseite, die sich scheltend entfernten.

Leona hatte es längst aufgegeben, sich über irgend etwas noch zu wundern. Ja es erschien ihr natürlich. Ein Unfall an der Maschine hielt den Zug auf. Es war vorauszusehen, man werde erst in der Dunkelheit, wenn nicht in der Nacht, in Lausanne ankommen. Frau von Lettow fühlte keine Ängstlichkeit. Sie lag träumerisch im Sessel und blickte aus dem Fenster in die Dämmerung. Bald ist sie nun am Ziel. Was dann? Sie wird wieder zum Alltagsleben erwachen, der Traum, in dem sie sich eben befindet, wird verflogen sein! Und was — was — was ist dieser seltsame Traum? Wer zaubert ihn um sie? Wie sie dalag und mit schlaflosen Blicken um sich sah, kam ihr plötzlich die Empfindung, als stände sie der Lösung sehr, sehr nahe. Sie fühlte den Geist, der sie führte und schützte; es war, als neige er sich über sie, als halte er sie. Und doch war sie allein, ganz allein in dem erleuchteten, nächtlichen Zaubergemach. Es war schwül und ihre Schläfen pulsierten. Fast wunderte sie sich, daß sich nicht die Fenster von selber öffneten, um frische Luft einzulassen. Sie stand auf. Sie sah lange auf die Thür. — Sie ging auf die Thür zu. Fast wie im Traum. Ihr Herz schlug langsamer — langsamer — es legte sich wie Blei darauf, sie fühlte, daß sie dem dunklen Geheimnis immer näher träte. Sie fühlte das instinktiv. Die Thüre ließ sich zurückschieben, — leise. Dunkelheit da draußen, kaum unterschied sie das Geländer der Plattform, doch bald sah sie schon ganz klar. Auf dieser Plattform vor der Thüre, aber ihr den Rücken zuwendend, stand regungslos eine hohe, dunkle Gestalt. — Eine Wache.

Die Räder donnerten, der Waggon gegenüber schwankte hin

und her, die kühle Nachtluft fuhr der Heraustretenden entgegen. Sie blieb einen Augenblick stehen, — dann that sie noch einen Schritt. Er genügte, sie stand neben dem unbeweglichen Wächter. Er sah sie nicht, denn er blickte seitwärts in die dunkle Landschaft. Ein Schauer lief durch die Gestalt, — er wandte sich hastig um.

Einen Moment lang starrten sie sich an, sie mit großen, entsetzten Augen, er mit einem Blick, dessen sprühendes Feuer der Nacht spottete, — ein Blick, wie Leona ihn noch nie bei ihm gesehen. Dann, sich zu ihr herabbeugend, frug er kurz, fast herrisch: „Nun?" — Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Was ist — was ist das alles?" — „Gefällt es Ihnen?" frug er wieder in seltsam kurzem Ton. Sie schauerte zusammen. „Sie hätten es nicht thun sollen! Es ist nicht recht" . . . stammelte sie, „weshalb — weshalb thaten Sie es?" — „Ich denke, das wissen Sie schon," versetzte er ironisch, „aus lauter Mitleid und Gnade" . . .

Sie senkte den Kopf, überwältigt von der Macht, die seine Stimme selbst in diesem Ton über sie hatte. Ihr Haar wehte, vom Winde erfaßt, über seine Schulter. Er trat einen Schritt zurück. „Fassen Sie das Geländer, gnädige Frau; fürchten Sie nicht, ich könnte Sie halten wollen." Sie legte mechanisch die Hand an das Geländer, sich vor dem Schwanken zu bewahren. Es folgte ein Schweigen. Die Sterne blitzten oben am Himmel und das Mondlicht begann, die prachtvolle Gegend zu erhellen. Es flimmerte auch hin und wieder über die Gesichter der beiden hin. Endlich legte Frau von Lettow schüchtern ihre Hand auf den Arm ihres ritterlichen Beschützers. „Sie sind so gut — viel zu gut! Wenn ich daran denke, schwindelt mir . . . dennoch — war es ganz recht?" — „Gut — recht — die beiden Worte gehören nicht hierher. Sie haben nichts mit mir zu thun in dieser Sache! Nehmen Sie Ihre Hand fort — oder"

Sie wich erschrocken zurück. War denn das wirklich Adlerstein? Sie blickte angstvoll in sein Gesicht — da — jetzt sah sie es, — es ist blaß und ruhig, fast hart. „Sie bekamen meinen Brief in Augsburg. Natürlich." — „Ja, weshalb war er aus Varnheim?" — „Ist das alles, was Sie mir darüber zu sagen haben?" — „Ich — ich las ihn noch nicht." — „Ah — so!" er lächelte und dann schauderte er wieder.

„Die Nacht ist prachtvoll," sagte er, „und ist es nicht wunder-

bar genug? Hier stehen wir und sprechen wie zwei Geschäftsleute. Weshalb nehme ich nicht diese kleine Hand und lege Beschlag darauf für ewig?" — „Ich hoffe, Sie thun das deshalb nicht, weil Sie wohl wissen, daß Sie damit ein Unrecht gegen eine andere begingen." — „Aber — doch ich vergesse. Sie lasen meinen Brief noch nicht. Sind Sie nicht einmal neugierig, zu erfahren, was darin steht?" — „Sagen Sie es mir." — „Es steht drinn, was Sie natürlich auch wissen, daß alles, was über meine Absicht, Frau von Schwartz zu heiraten, verlautet, nicht wahr ist. Wenn ein Mensch auf der Welt ist, der von Anfang an wissen mußte, daß dies unmöglich sei, so sind Sie es!" — „Ich — aber ich glaubte wirklich," stammelte sie betäubt. — „Sie glaubten?" er fuhr herum und sah sie an, „Sie glaubten! — Leona! Womit habe ich dies verdient? Sie glauben, wenn die Welt sagt: da! er heiratet! . . . und wenn ein Engel Ihnen dies gesagt, so meinte ich, würden Sie es nicht glauben. Frau von Lettow!" er sprach tief ernst, ohne Bitterkeit, aber mit vorwurfsvoller Stimme, „seien Sie wahr! Sie glaubten es nie. Sie wußten es besser. Der Mann, der einst zu dem Kinde sagte: „ich werde Dich lieben bis an den Tod", hält dies Wort, nicht weil er will, sondern weil er muß! Er gab sich viel Mühe, diese Liebe aus seinem Herzen zu reißen. Er konnte es nicht. Das wissen Sie wohl. Nun sagen Sie nicht: ich glaubte! sondern sagen Sie offen: ich liebe Dich nicht, und daher bist Du mir unbequem. Geh!"

Sie konnte nichts antworten, — sie konnte kaum noch stehen. „Sehen Sie wohl, ich habe recht! Und nun gehen Sie herein, Sie sind krank und müde; Sie sollen sich erholen. Es wird nicht mehr lange gehen, daß Sie sich, zitternd, an dieses Eisengitter klammern; — und ich — ich habe nicht Mitleid, nicht Barmherzigkeit genug, um zu sagen: ich will Dich stützen!" Wieder senkte sie den Kopf, — aber sie ging nicht. Es war alles wie ein Traum. Das schaurige Rollen und Schnaufen des Zuges, die dunkle Plattform, die schwankenden Umrisse des Wagenkolosses vor sich, rechts und links die grandiose, mondhelle Landschaft, die flimmernde Alpenkette im Süden, und darüber hin ausgespannt der ewige, unermeßliche, majestätische Sternenhimmel. Und sie hier allein, neben dem Mann, dessen Nähe genügte, um ihr Herz schlagen zu machen und Fieberschauer über sie zu bringen. — Menschen im Traum können oft

auch nicht gehen, sind wie gelähmt, — wenn sie am schnellsten fliehen möchten!

„Gehen Sie herein, ich bitte Sie darum!“ — „Ich bleibe lieber bei Ihnen.“ — „Gewährt es Ihnen Vergnügen, mich anzusehen?“ Sie dachte an den Schmerz, an die Blässe, an den Kampf in seinem Gesicht, — und es ging ihr wie eine jähe Glückseligkeit dabei durchs Herz. „Ich sehe Sie nicht an, — ich will nur hier bleiben.“ — „Bedenken Sie denn nicht, was es für mich sagen will? . . . Ruhig hier zu stehen — und Sie — Sie! neben mir zu sehen, mit Schwäche, mit Ohnmacht, mit dem Schwanken des Ungeheuers, das uns trägt, kämpfend! Und bedenken Sie nicht, — aber nein, Sie können es nicht verstehen. Sie sind es ja so gewohnt, in mir einen guten Freund zu sehen, den nichts aus der Fassung bringt.“ — „Sind Sie sehr, — sehr unglücklich?“ frug sie leise. — „Seh' ich sehr glücklich aus?“ — „Leiden Sie wirklich um meinetwegen, — um meinetwegen!“ — „Sie wissen dies. Wozu fragen Sie danach?“ — Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. „Bisher durfte ich es nicht glauben und jetzt wage ich es kaum zu glauben!“ sagte sie, „ich war so unglücklich und jetzt ist es mir, als hätte ich einen stillen, ruhigen Hafen erreicht.“ — „Täuschen Sie sich nicht. An meinem Herzen ist keine Ruhe für ein müdes Kind, welches einen Vater sucht.“ — „Auch nicht für Ihre Leona?“ . . „Die Frau, die glauben konnte, ich würde mein ihr einst gegebenes Wort, „ich werde Dich lieben bis in den Tod“, brechen, um einer barmherzigen Idee willen, ist meine Leona nicht!“ — „Die Frau, die beinah gestorben ist vor Sehnsucht nach Dir? Du bist hart und grausam, mein Adler, und doch danke ich Dir für jedes Deiner harten Worte mehr, als für alle die Freundlichkeit, die Du mir je bewiesen! Jetzt aber vergib Deiner Leona! Sie hat die Irrtümer, Fehler und Vergehen vergangener Jahre schwer gebüßt.“

Da legte er den Arm um ihre Schulter und zog sie an sich, sie brach in leidenschaftliche Thränen aus, und doch, welch ein Glück war es, in das Recht des verwöhnten Lieblingskindes wieder einzutreten, in seinen Armen weinen zu können, von seiner Stimme getröstet zu werden. Dann standen beide schweigend am Geländer und blickten hinaus in die Nacht. Nach einer langen Pause sagte Leona, ihre Thränen trocknend, „und der Brief der Majorin?“ — „War die Versicherung, daß sie Dir nicht verraten würde, was ich

in meinen Fieberphantasien gesprochen habe, verbunden mit der Bitte, ich solle diese Fieberträume wahr machen. Es gäbe nach ihrem Ermessen nur eine, die mich glücklich machen könnte." Sie sagte auch hierauf nichts. „Wirst Du jetzt wieder lachen lernen, Leona?" frug er leise, „diese engelhafte Sanftmut steht Dir zwar so gut, Du bist ja auch kein Kind mehr, sondern die Frau, zu welcher ich mit heißer, verehrender Liebe aufblicke, weil sie mir ein Vorbild ist, und dennoch werde ich erst dann ganz davon überzeugt sein, meine Leona wieder zu haben, wenn ich ihre Augen wieder strahlen sehe in dem glückseligen Übermut, der mich so oft an meinem Kinde entzückte." — „Ich habe keine Sorge," versetzte sie, „mein Zauberer macht aus mir, was er will!"

Der schrille Pfiff der Lokomotive führte sie zurück in's wirkliche Leben. „Wir sind am Ziel," sagte er, „Deine Schwiegereltern werden Dich empfangen. Ich aber sage Dir lebewohl!" — „Lebewohl? — Und Du?" — „Ich fahre mit dem nächsten Zuge zurück!" — „Wer von unseren Freunden würde es nicht für ein Märchen halten, erzähltest Du ihm, was Du für mich gethan hast!" sagte sie tiefaufatmend. — „Du sollst noch an andere Märchen glauben lernen, Leona. Ich verstehe in Worten nicht viel zu sagen. Ich rede lieber durch Thaten. Wann werde ich Dich wiedersehen?" — „Zu Sibylla's Hochzeit." — „Wirst Du dann die Trauer abgelegt haben und mir damit ein Recht darauf geben, Dich meine Braut zu nennen?" — Sie nickte. „Wenn Du nach Altstadt kommst," sagte sie, „dann besuche einmal meine Blumen bei Gärtner Jürgens." — „Das werde ich thun. Ich werde die Blumen fernerhin einpacken lassen und sofort nach Varnheim bringen, ... das soll ihnen, hoffe ich, ebenso gut bekommen, wie Dir der Aufenthalt in diesen Bergen!"

XL.

Tannhausen hatte sich nicht wenig verändert seit den Tagen, da Gräfin Sibylla, ein gefangen gehaltenes, furchtsames Kind, durch die dunklen Korridore und Höfe huschte. Das alte Schloß war nicht

wieder zu erkennen. Der größte Teil war ganz verschwunden; was noch stand, der Flügel mit zwei mächtigen Türmen, renoviert von oben bis unten, ein stolzes, majestätisches Gebäude, über dessen Portal das Tannesche Wappen in Sandstein gehauen war. Die Fenster der Fronte leuchteten, das hohe Schieferdach mit den vielen Türmchen flimmerte blau im Sonnenlicht und eine Fahne flatterte hoch über den Wäldern! Die Wildnis ringsum war verschwunden. Parkanlagen nach englischem Stil umgaben das Schloß. Wo Park, Wald und Wiese mit einander verschmolzen, waren breite Lichtungen mit viel Geschick durchgeschlagen. Man konnte von der glasbedeckten Veranda vor dem Hause in eine weite Ferne blicken, — der Kirchturm von Friedrichshof bildete den Zielpunkt des Auges. Innerlich war die Zimmerfolge möglichst so gelassen, wie es zur Zeit des verstorbenen Freiherrn Malthus gewesen. Aber natürlich war alles frisch und neu möbliert und dekoriert; daß genau dieselben Farben und Stoffe gewählt worden, dafür hatte Baron St. Alban Sorge getragen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten brachten viele Gäste nach Tannhausen, — und die Räume hallten wider von frohen, leichten Schritten; in den Anlagen unter den alten Eichen, um den silberfunkelnden Teich promenierten Damen und Herren, lachend, bewundernd, fröhlich. In den Räumen des Souterrains schwirrte und summte es. In der Küche hantierte der Koch in weißer Schürze und weißer Mütze; flinke Mädchen rupften Hühner und Lerchen; Jakob stand strahlend in seiner Putzkammer und überblickte die Reihen blitzenden Silbers. In der Plättkammer dampften die Toiletten der Damen unter dem heißen Stahl und die Kammermädchen liefen Trepp auf Trepp ab.

Im Souterrain dirigierte Mademoiselle Therese, sie stellte die silbernen Aufsätze, die Schalen voll Konfekt und Früchten auf die glänzende Hochzeitstafel im Eßsaal. Sie ordnete, befahl und herrschte. Sie that es mit einem Lächeln, welches deutlich sagte: „es ist das letzte Mal, bald werde ich hier Herrin sein, bald läuten die Glocken für mich." — Weshalb sie es überhaupt that? um dem Fieber zu entrinnen, welches in ihr loderte. Oh, wie sie sie alle haßte, diese vornehmen, eleganten Damen, die so leicht an ihr vorübergingen, sie kaum beachtend! Diese Herren, welche von ihrer auffälligen Erscheinung frappiert, einen Augenblick stehen blieben, sich über die

Achsel frugen: „Wer ist das?" — und dann gleichgültig weitergingen! Die wunderschöne Frau von Lettow mit dem fröhlichen Kinderausdruck und der Haltung voll fürstlicher Grazie, die im Vorbeigehen leichthin nickend sagte: „Ah, sieh doch — kennen wir uns nicht, Mademoiselle? Immer noch in Tannhausen?" und dann weiter ging, ohne auf eine Antwort zu warten, die Komtesse Rhede, welche sich mit solcher Sicherheit inmitten der Gesellschaft bewegte: alle waren ihr verhaßt. Sie fühlte, daß sie trotz ihrer Schönheit nicht da hinein gehöre, sie fühlte, daß alle sich spöttisch gegen sie wenden würden, und sagte jetzt plötzlich: „nur Geduld, die nächste Hochzeit ist die meine, und nach derselben bin ich Baronin St. Alban!" — und das hielt sie davon ab, in den Momenten, wo die Wut über sie kam und sie zu ersticken drohte, nicht ihrem Impuls zu folgen und das Wort mitten in die Gesellschaft hinein zu schreien! So tauchte sie hier und da in dem festlichen Durcheinander auf, momentan bemerkt, — dann wieder verschwindend. Baron St. Alban hatte am wenigsten Zeit dazu, auf sie zu achten. Er hatte sie fast vergessen. Hätte er lieber in diesen Tagen, anstatt immer und immer den Zauber von Seraphine's Nähe zu suchen, jene falschen, heißfunkelnden Augen beobachtet, welche überall unstet umher fuhren und wieder verschwanden!

Es waren Tage, von denen jeder ein angenehmes, festliches Bild in der Erinnerung zurück behielt. Abends spielte Musik, hinter Bosketts verborgen, während Garbe auf Garbe funkelnder Sterne am Himmel aufstieg und, gleich Feuerstaub zerstiebend, im Spiegel des Teiches reflektiert, niedersank, oder Park und Schloß in rotem und blauem Lichtmeer feenhaft auftauchten. Dann wurde getanzt oder zu Boot gefahren. Zu Pferd und Wagen ward die Gegend durchstreift, dies Tannhausen, das märchenhafte, sagenhafte Waldgebiet, die Wildnis voll Spuk und Räubergeschichten! . . Jetzt zeigte Baron St. Alban wohl angelegte Straßen, gut bebaute Felder, stattliche Vorwerke, rauchende Fabrikschornsteine, saubere Kolonien, glückliche, zufriedene Menschen! Wenn das auch nicht poetisch war, so war es vielleicht etwas Besseres!

Der Hochzeitstag mit dem solennen Diner nach der Trauung in der neugebauten Schloßkapelle brachte die Festtage zu Schloß Tannhausen zu einem angenehmen Schluß. Wie männlich und jugendschön der Bräutigam aussah, wie lieblich die Braut, das läßt

sich leicht denken. Man sagt es von jedem Paar, welches vom Altar zurückkehrt! Es sei auch hier gesagt und vielleicht mit Recht! Das große Diner vereinigte alle — eine majestätische Tafel! Da fehlte weder die lächelnde, stolze Regimentsmutter, noch einer seiner Freunde. Die Uniformen leuchteten überall; es war, als seien sie hier, um die „Krone des Regiments" wieder in ihre Mitte zurück zu nehmen! Er soll nicht dableiben, nein, er gehört in's Regiment. Niemand wird ihn missen wollen! Und die Gäste? Natürlich lauter heitere Gesichter. „Eine musterhafte Hochzeitsgesellschaft," flüsterte Antoinette Marford dem neben ihr sitzenden Lüttau zu; „es ist ein richtiges Ende des Tannhausener Romans!" — „Weshalb?" frug ihr Kavalier. „Das will ich Ihnen sagen!" versetzte die lebhafte junge Dame, „sehen Sie wohl, harmonische Zufriedenheit nennt man das! Da sind alle die Papa's und Mama's strahlend, insbesondere unsere Regimentsmama! Da ist das Brautpaar, natürlich unendlich glücklich! Sehen Sie die Gäste an. Wie finden Sie Frau von Lettow?" — „Bezaubernd schön!" — „Ah, davon spreche ich nicht. Ich finde sie so verändert aus der Schweiz heimgekehrt, als hätte Sie dort — wissen Sie, ich steh für nichts! Es sollte mich nicht wundern, hätten wir plötzlich einen russischen, polnischen, italienischen Fürsten, eine „angenehme Badebekanntschaft," mitten unter uns! Da ist was vorgefallen! Sehen Sie, wie sie lächelt, sie spricht eben mit Mühlberg! Neben ihr sitzt Adlerstein, Gott sei Dank, daß es mit der guten Majorin nichts war! Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich es hörte. Ich wünschte, er verliebte sich in Leona, edel von mir, nicht wahr? Sie wissen, ich schwärme für diesen Herrn!" Herr von Lüttau lächelt hierzu — siegessicher. „Es scheint aber auch nicht die geringste Hoffnung, daß mein Wunsch sich erfülle. Die zwei haben eine Viertelstunde lang über das Wetter gesprochen und dann sprachen sie gar nicht mehr zusammen! Nun sehen Sie dort, sogar Belsays sehen heute liebenswürdiger aus; die kleine Werther ist allerliebst. Leutnant Werther soll ja seine ganze freie Zeit mit dem Studium der Kriegswissenschaften zubringen. Der kommt sicherlich einmal in den Generalstab! Denken Sie nicht? Wissen Sie, daß er und Stella ihre schöne Villa ganz dem neuvermählten Paare abtreten und selbst nach Sternheim ziehen? Er kommt zum Dienst in die Stadt und kehrt nachmittags zurück. Wissen Sie, wer mir von all den kontenten Gesichtern am besten gefällt? Seraphine, ich habe

noch nie solch ein Gesicht mit so überirdischem Ausdruck gesehen!" Also, und noch lange fort, ließ Fräulein Antoinette die Gesellschaft Revue passieren, bis die Toaste ihren kritischen Bemerkungen ein Ende machten. Zuletzt Gläserklirren, ein Tusch der Musik — und das Hochzeitsmahl war beendet.

Die ganze Gesellschaft drängte bunt durcheinander in die anstoßenden Gemächer. Wagen wurden bestellt, die Braut verschwand, um sich umzuziehen. Im ganzen Haus war alles lebendig. Im Salon ward Kaffee gereicht und man trat in Gruppen zusammen. Frau von Lettow stand, die Mokkatasse in der Hand, in einem Fenster und Herr von Adlerstein dicht neben ihr, zum erstenmal seit den drei Festtagen. „Ich habe, wie Sie wünschten, Ihren Wagen bestellt, gnädige Frau. Das Wetter ist jetzt abgekühlt." — „Ja. Es wird eine angenehme Fahrt." — „Sind Sie mit den Rappen noch zufrieden?" — „Mehr denn je, sie laufen brillant." — „Unausstehlich!" murmelte Fräulein Antoinette, die in der Nähe stand, „schon wieder das Wetter! Kommen Sie, Herr von Lüttau, — kommt auch Ihr — nochmals in den Park!" Darauf löste sich die Gruppe auf, aber Adlerstein, den Fußboden studierend, begann: „Wir müßten es bald sagen. Nur" — „Es wird mir so schwer, als sollte ich ein Heiligtum preisgeben." — „Mir auch." Sie trank ihren Kaffee aus und sagte, ebenso gleichgültig halblaut: „Weißt Du was? — Wir sagen es nie!" Er lächelte — in dem Augenblick kam ein Diener und meldete Frau von Lettow's Wagen. „Wo ist Seraphine? Ich hörte, sie sei zu angegriffen, um heute schon zu fahren. Ich gehe, ihr adieu zu sagen." — „Darf ich mitkommen?" — „Wenn Seraphine allein ist — ja!" Seraphine war allein. Sie hatte sich zurückgezogen und wartete, daß Malthus käme, von ihr Abschied zu nehmen. Statt dessen kam Leona und nach ihr Adlerstein; welch einen Sonnenschein rief ihr Eintritt hervor. Sie wartete nicht auf ein Wort der Erklärung, sie streckte ihnen die Hand entgegen, sie strahlte von einer Freude, wie nur sie sie kennt! Adlerstein beugte sich über ihre Hand, mit ritterlich ernster Reserve, dann trat er neben Leona, und in dieser einen Bewegung lag genug. — „Oh, wie ich glücklich bin!" sagte Seraphine fast seufzend. — „Glücklich? Ah, Seraph — und worüber?" — „Über Euch!" — „Was? Daß ich hier neben dem entsetzlichsten Menschen stehe, den es je auf Erden gab?" — „Oh! Leona! meine eigene Leona! Wie viele Thränen, die niemand se-

hen durfte, habe ich geweint seit vier Jahren, ich konnte Euch beide nicht so leiden sehen. Mein Herz schmerzte. Und jetzt — oh wie froh ich bin!" — „Hast Du es eben erst erraten, Seraph?" — „Ich wußte es schon, man sah Dir's an, Leona." — „Wirklich? Ich hoffte, es sollte nicht so sein. Aber ihm hast Du sicherlich nichts angemerkt, er verstellt sich wie ein Luchs. Er ist entsetzlich." — „Das sehe ich," lächelte Seraphine. „Aber Du siehst, Seraph" Leona stand, während sie sprach, neben ihrem Verlobten, den sie auf einen Stuhl gezogen hatte, und steckte ihm die weiße Rosenknospe aus ihrem Haar an, „er mag nun sein, wie er will, eine Weltdame muß darauf bedacht sein, eine gute Partie zu machen, und das ist wohl der Grund, weshalb ich ihn nehme! Er hat 3000 Schafe und 100 Rinder. Darauf hin probieren wir es." — „Höre, Leona, Du bist schlimmer denn je!" rief Seraphine lachend, „wie wird das werden, Herr von Adlerstein?" Er blickte bloß einmal in das Gesicht vor sich, in demselben Augenblick sah Seraphine schon die Purpurglut in dies Gesicht steigen, im nächsten warf sich Leona neben sie hin und verbarg ihr Gesicht in Seraphines weißem Kleide. „Weißt Du nicht, daß es meine einzige Rettung ist, Unsinn zu reden? Aber Du darfst es sehen, doch nur Du allein! — daß dieser Mann mit mir anfangen kann was er will; daß er nicht einmal zu sprechen braucht, und Leona ist schon still und fügsam."

Seraphine war noch in ihr mitfühlendes Glück vertieft, als andere Gestalten schon wieder das Zimmer füllten. Das junge Paar kam, um lebewohl zu sagen; sie reisten in die Welt hinaus! Die Gäste fuhren auch alle fort, nur die Großeltern und Seraphine wollten noch einige Tage in Tannhausen bleiben. Eine tiefe Stille folgte, als der letzte Wagen fortgerollt, die Stimmen verstummt waren. Es war ein wundervoller, sonnendurchglühter Nachmittag. Herr von Sternheim und seine Frau hatte sich ermüdet in ihr Zimmer zurückgezogen; Seraphine lag auf der Veranda in ihrem Rollstuhl und blickte, mit unendlichem Behagen die Ruhe, die Schönheit und den Frieden genießend, vor sich hin über den Spiegel des Silberteiches in den Wald. In ihren Locken glühten noch die Blumen, die sie zu Ehren des Tages sich von Leona hatte hinein stecken lassen, und das weiße Seidenkleid, mit Spitzen umsäumt, verlieh ihrer ätherischen Erscheinung noch mehr den Glanz und Schimmer überirdischer Klarheit. Baron St. Alban stand hinter ihr; sein braunes

Beduinengesicht, seine mächtige Gestalt, sein Blick, in welchem sich Melancholie mit Wildheit mischte, — alles ein so wunderbarer Kontrast zu dem weißen, zarten Geschöpf. „Kommen Sie doch, Lothar, setzen Sie sich hierher. Sehen Sie, wie glücklich ich bin! Bisher dachte ich nur an Malthus, bisher hatte ich keine Zeit zum Nachdenken. Jetzt will ich Tannhausen genießen und Ihnen danken! Mit welcher Liebe haben Sie mir das einstige Tannhausen wieder hergezaubert!" — „Wenn ich es nur besser gekonnt hätte!" — „Es kann nicht besser sein! Sibylla glaubte ja, es würde ihr ein Streich gespielt, und sie wäre gar nicht in Tannhausen. Ich hingegen werde wieder ein kleines Kind, sehe ich auf diese Wiesen, Bäume und das Wasser." Er stöhnte und preßte das Gesicht in die Hand. „Jetzt — gerade jetzt sprechen Sie davon! nehmen Sie mir Mut und Kraft aus dem Herzen! Wie darf ich, mit der Erinnerung" — „Sie dürfen alles!" versetzte sie heiter, mit harmloser Ahnungslosigkeit, „fangen Sie stets wieder davon an? Lassen Sie mich meinen lieben Gedanken nachhängen!"

Und sie blickte seufzend vor Glück und Wehmut vor sich in den sonnenklaren, leuchtenden Tag. Jeder gotische Bogen der Veranda umschloß ein anderes Bild, und jedes Bild weckte eine neue Erinnerung. Dort, der kleine chinesische Pavillon auf der Anhöhe, halb versteckt im Schatten einer Buchengruppe, war die Stätte des ersten, kindlichen Unterrichtes gewesen, den ihre Mutter, halb spielend, dem lieblichen Mädchen erteilte. Dort in der breiten, uralten Allee pflegte Junker Malthus, von Martin sorglich begleitet und unterwiesen, die ersten Galoppaden auf dem Rücken eines trotzigen Schottländers zu unternehmen. Dort auf der Wiese standen sie neben ihrem heißgeliebten Vater, voll Jubel die kleinen Hände zusammenschlagend, wenn das zahme Dammwild leicht über die Wiese gelaufen kam, um die gewohnten Leckerbissen aus der Hand des Herrn entgegen zu nehmen. Dann die weiße Brücke, die über den kleinen Bach führte, der angestaut, den Silberteich bildete . . . es war eine sehr kleine Brücke, welche durch hängende Weiden blickte. Dort sah Seraphine zum erstenmal den Schmerz. Sie sah ein kleines Fischchen an der Angel des triumphierenden, krausköpfigen Bruders zappeln und sich winden in Todespein. Ihr unschuldiges Herz wallte über in heißem Weh. Sie brach in Thränen aus. Sie warf sich schluchzend um den Hals des Bruders. Wohl, Malthus befreite sogleich

die Opfer, aber das nervöse, feinfühlende Mädchen behielt auf lange Zeit ein Gefühl lebhaften Entsetzens. Sie konnte ja niemand leiden sehen, und sei es ein Tierchen! Jetzt war auch das eine süße Erinnerung. Der Gedanke an den Bruder, den Liebling ihrer Seele, verband sich damit! Der Silberteich war das einzige, was der Reformator von Tannhausen verändert hatte. Er war nicht mehr in Form eines Halbmondes, er bildete eine breite Wasserfläche, in welcher sich schwarzgrüne Tannen mit rötlichen Stämmen und tief herabhängende, lichte Trauerweiden spiegelten. Die weiße Brücke war verschwunden, keine Wasserlilien blühen auf der Oberfläche. Dagegen schaukelte sich ein schmales, grünes Boot, am Ringe einer steinernen Treppe befestigt, auf der hellen Flut. Am Himmel, der im Westen schon abendlich in Gold und Purpur zu strahlen begann, flogen einzelne, zwitschernde Schwalben hin, weite Bogen über den Wald beschreibend.

Wieder atmete Seraphine tief auf. „Oh, wie glücklich ich bin!" sagte sie aus tiefster Seele. St. Alban hatte schweigend neben ihr gesessen; jetzt frug er, ohne aufzusehen, mit halberstickter Stimme: „Vollkommen glücklich?" — „Ja, Lothar," sagte sie herzlich, „mir ist, als gipfelten sich in diesem Moment alle Wünsche, alle Hoffnungen, alle Gebete meines Lebens! Dieser Tag — diese Stunde — dieser Ort! Mein Herz schlägt ganz leise vor lauter stillem Dank gegen Gott. Es ist so schön — so überreich." — „Und was?" frug er zitternd. „Alles, alles! Ich mag denken, woran ich will, der Gedanke weckt wohlthuende Ruhe. Ich denke an Malthus, — mein erster Gedanke stets! Es ist gerade heute sein Lebenssonntag! Und nicht nur, daß er glücklich ist, er ist auch gut! Mein teurer, prächtiger Bruder! So voll Feuer, voll Zärtlichkeit, voll Schönheit der Seele! Ich denke an Sibylla; sie durfte Tannhausen wiedersehen als glückliche Braut! Sie hat so viel gelitten, armes Herzblatt, und das ist vorbei! Ich denke an Stella und Leon, und mein Herz freut sich! Und von meinen Geschwistern wandern meine Gedanken weiter, und ich sehe soviel Sonnenschein! Dazu Tannhausen: Ihr Werk! vor meinen Augen wie sonst, — nein, schöner noch. Und Sie selber ausgesöhnt und zufrieden, durch Ihren großen Beruf. Es ist so wohlthuend, es ist ein solches Glück!"

Der ganze Himmel schien jetzt ein purpurflammendes Meer, silberne und goldumsäumte Wolken, gleich Wellen, wogten darüber

hin. Wald und Wasser leuchteten rot. Der Widerschein lag auch auf Seraphines Antlitz; es strahlte in einem Erröten, welches ihm wunderbaren Reiz verlieh. Der Mann blickte wie gebannt zu ihr auf. Er hätte eben nicht gewagt, den Saum ihres Kleides zu berühren, so heilig und himmlisch erschien sie ihm! Und dennoch schlug sein Herz wie noch nie, er rang nach Worten und fand keine. „Sie sind nachdenklich und bekümmert, Lothar," sagte Seraphine endlich und reichte ihm lächelnd die Hand. — „Ich bin sehr niedergeschlagen." — „Weshalb?" — „Weil ich im Begriff stehe, Sie zu betrüben." — „Was ist es? Was fehlt Ihnen?" frug sie schnell. — „Sie sind eben glücklich, weil — nun weil Sie glauben, von allen Menschen, die Ihnen nahestehen, zu wissen, diese seien glücklich. Ich weiß einen Unglücklichen, Seraphine." — „Kann ich ihm helfen? Oh, wie viel Elend mag es geben, welches ich nicht weiß oder zu lindern versäume! Ich bin ja jetzt reich," fügte sie lächelnd hinzu. — Sie würden ihm helfen?" — „Jedem!" — „Jedem! — Das ist es!" St. Alban wandte sich fort. — „Sagen Sie mir, was Sie meinen," bat sie warm. — „Ich kenne jemand — ob Mann, ob Weib, ob Kind, das will ich nicht sagen, jemand, der da mit Verzweiflung kämpft. Ein unseliges Geschöpf." — „Ich wünschte, Sie sagten mehr. Mir scheint, Sie setzen voraus, ich könnte helfen, reden Sie, bitte." — „Sie können helfen, aber weder durch Ihr Geld, noch durch Ihre Vermittelung, noch durch Ihre Güte, — ja wenn Sie alles hingäben, was Sie haben, wenn Sie sich selbst mit opferten — es ist nicht, was ihm hilft!" — „So hilft ihm vielleicht mein Gebet." — „Nein." — „Sehen Sie nicht so düster aus! Die Welt ist so schön eben," sagte sie, in's Abendrot blickend, „wissen Sie, was ich gern möchte? Daß Sie mich herunter führen, am Ufer des Teiches hin, ich möchte auf Tannhauser Erde gestanden haben, ich möchte die herrliche Luft, das silberne Wasser sehen — fühlen, ich bin heute stark und gesund, ich werde Ihnen nicht viel Mühe machen."

Er hob schweigend die zarte Gestalt aus dem Stuhl und führte sie die Stufen hinab. Sein Arm hielt sie, und sie vertraute gern diesem Arm. So willig, so hingebend wie ein Kind. Die Stufen der Veranda waren das Schwierigste, dann ging es leichter über den knirschenden Kies. Sie sprachen beide nicht. Auf St. Alban's Gesicht lag eine seltsame Ruhe, er war sehr blaß; Seraphine sah manchmal lächelnd zu ihm auf und wieder in die Baumkronen hin-

auf, welche jetzt ebenfalls wie Gold flimmerten. Sie gingen ans Wasser und standen an der steinernen Treppe, welche in zwei mächtigen Stufen hinabführte. Vor ihnen lag es wie Gold und Perlmutter schimmernd, über ihnen flammte der Himmel, ein Feuermeer — schöner, erhabener, als die menschliche Kunst hervorzaubern konnte. Da fuhr Seraphine plötzlich leicht zusammen — ein Schauder durchflog sie. Was war das, Lothar?" frug sie, von unüberwindlicher Furcht erfaßt. — „Was? Seraphine fühlen Sie sich unwohl?" — „Nein, nein," versetzte sie, halb ängstlich, halb erstaunt, „was war es nur? Was ging — was schlich dort durch das Gebüsch?" Er sah hin, aber es war nichts zu sehen. „Was ich für eine wunderliche Phantasie habe," sagte sie schon wieder lächelnd — wissen Sie, was ich eben sah? Mir war, als ginge ein Panther, eine große gelbe Katze mit feurigen Augen leise, lauernd vorbei, und ich kann die Empfindung, daß sie dort, — dort hinter jener Hecke kauert, daß etwas Entsetzliches mich ansieht, nicht los werden." St. Alban zog die bebende Gestalt an sich. Sie sah wieder über das Wasser und sagte lächelnd: „Oh, ich weiß wohl, Sie schützen mich. Eigentlich fürchte ich mich auch nicht; es ist nur so ein Grauen. Ich fühlte dasselbe manchmal, wenn Gräfin Ellas neben mir stand." Da entstand eine Pause. Dann frug sie plötzlich: „Weshalb schlägt Ihr Herz so? Haben Sie Angst!" — „Ja — namenlose Angst!" — „Oh Lothar! Und wovor?" — „Vor Ihnen, Seraphine! Vor Ihrem: Nein! welches kommen muß, — kommen wird, wenn ich sage, wie vermessen ich geworden!" — „Oh Lothar, nicht so heftig. Sie zittern ja. Mein armer Lothar, was gibt's wieder? Werden Sie denn nie zu Ruhe und Frieden kommen?" — „Nicht eher, Seraph, als bis ich das Recht habe, das unbestrittene Recht, Dich auf meinen Armen durch's Leben zu tragen! Spreche ich wie ein Narr? Ich fürchte, das bin ich! Einst zerschlug ich einen köstlichen Edelstein, — und jetzt verlange ich als Lohn für jene That den Besitz dieses Kleinods. Oh Seraphine, seit ich zurückdenken kann, ist es Dein Bild, welches mich erst verfolgte, von Land zu Land, von Meer zu Meer trieb und dann tröstete, versöhnte, beruhigte. Ich möchte meinen Talisman bei mir behalten für ewig! Nicht eine Stunde, nicht eine Minute möchte ich ihn missen." Sie sah erschrocken aus und bestürzt. „Oh, wie dürfte ich hierzu Ja sagen!" murmelte sie, „Sie würden Ihr Leben hinopfern der Pflege einer

Frau, welche Ihnen nichts zu bieten hat als Dankbarkeit! Sie wissen nicht, was Sie sagen, Lothar. War es nicht bisher gut so?" — „Oh, nur zu gut! zu gut!" rief er leidenschaftlich, „ich weiß ja, ich rase! Es war nur eine Hoffnung, die plötzlich auffuhr, an die ich nie zu denken gewagt hätte, Seraphine, vergeben Sie mir!"

Sie legte den Kopf an seine Brust. „Lieber Lothar, reden Sie nicht so. Ihre Stimme thut mir so weh! Ich werde für Sie bis an mein Ende ein besonderes Gebet haben und ich hoffe, Sie treten mir nie ferner; aber wenn ich bedenke, was ich Ihnen zum Leben wünsche, so ist es ein Wesen, welches Wärme des Herzens mit Heiterkeit verbindet. Eine junge, glückliche, frische Frau, die Ihnen die Melancholie vertreibt, Ihre Thätigkeit teilt, fröhlich in Ihrem Hause waltet und um Sie her Heiterkeit verbreitet. Aber ich? — ich? oh Lothar!" und sie lächelte. Er zog sie leidenschaftlich dicht an den Rand des Wasserspiegels, ihre ideale Gestalt im silbernen Kleide mit den Blumen in den langen, dunklen Locken, zitterte als Spiegelbild in unsicheren Konturen empor, „sieh, Seraphine, so sieht sie aus und nur so, die mein Glück machen kann!" Sie seufzte tief und sah in sein Gesicht. Es lag ihre warme Zärtlichkeit in ihrem Blick, die Angst, ihm wehe zu thun, der Wunsch, recht zu handeln. An sich selber dachte sie nicht. Sie irren sich, Sie täuschen sich, Lothar. Ich glaube, ich darf nicht, es wäre nicht das, was Sie fürs Leben glücklich machen würde; und dann habe ich nie, nie daran gedacht, daß ich eine Frau werden könnte. Nie. Ich habe gesehen, wie andere so glücklich waren gegenseitig, ich kann es nicht recht begreifen. Ich sah vor wenigen Stunden zwei solche Menschen; ich freute mich so innig mit ihnen, denn ich sah, daß ihre Wünsche erfüllt sind, daß ihre Herzen jubelten, sie sahen aus, als ginge die ganze Welt sie nichts mehr an. Weshalb? weshalb?"

Sie stand sinnend, an den hohen Mann gelehnt, und seine Leidenschaft ward wieder gedämpft. Er sprach leise, erregt, aber nicht wild: „Seraphine, Sie fragen weshalb? Weil jene sich liebten! Und ich liebe Sie, Seraphine, brennend, namenlos! Ich hasse meine Mitmenschen, denn sie haben für alle ein Lächeln und ein Trostwort. Ich habe das Fieber, wenn ich sehe, wie Sie sich auf den Arm eines jeden stützen, der Sie führen will. Wie oft, wie oft hielt nur Ihr Engelsblick mich ab, mich dazwischen zu werfen! Welche Qualen leide ich, wenn ich immer wieder hören muß, daß

Ihnen der Bruder teurer ist als ich. Sie sagen es nicht so, — ich fühle es trotzdem! Oh Seraphine, Seraphine," schloß er mit ausbrechendem, heftigem Schmerz, „mein alles! mein Himmel! — mein Schutzengel und meine Sehnsucht, wenn ich Dich jetzt fortreißen könnte von hier, Dich in eine andere goldene Welt jenseits der Sterne tragen, ganz für mich, nur für mich . . . fort von den Menschen! Niemand, niemand soll Deine Stimme hören als ich, niemand Dein Lächeln mit mir teilen. Seraphine, das ist die Liebe — ich kannte sie nicht, bis ich Dich sah! sie ist ein Wahnsinn — habe Mitleid und Erbarmen mit ihr," er hielt inne, dann schloß er den Engel plötzlich in die Arme und bedeckte ihr Haar und ihre Augen mit heißen Küssen — und dann selbst tödlich erschrocken im Bewußtsein, ihr Vertrauen auf immer verloren, ihre hingebende Schutzlosigkeit mißbraucht zu haben, ließ er den Arm sinken und starrte sie an. Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Armer Lothar!" sagte Sie, „wie muß eine solche Liebe entsetzlich schwer sein! Sie haben recht, es streift an Wahnsinn. Sie wußten selbst kaum noch, was Sie sagten und thaten! Führen Sie mich zu der Bank dort, ich bin etwas ermüdet vom Gehen! . . . weshalb wollen Sie nicht?" — „Zürnen Sie mir nicht?" — „Oh nein, nein! Sie sind mir bloß unverständlich, und sie waren so heftig."

Die Bank stand unter einer Trauerweide am Ufer. Es war ein von der Abschied nehmenden Sonne in grünes Gold getauchter Platz. Das Schilf knisterte und raschelte leise, und das Wasser lag still davor. Die schwarzen Tannen drüben waren noch mit Purpur in den Wipfeln angehaucht und spiegelten sich in blutrotem Wasser. Seraphine saß wieder eine Zeitlang schweigend. Sie dachte nach. Sie überlegte in ihrem Herzen, was zu thun. Sie that dem Manne, der jetzt düster neben ihr stand, so ungern weh; und doch glaubte sie ihm größeres Unrecht zuzufügen, wenn sie seinen Wunsch erfüllte. Nicht nur, daß sie ihn nicht liebte, sie verstand ihn nicht einmal. „Lothar, wollen Sie nicht versuchen, diese Stunde zu vergessen? Es wird nicht gehen. Ich würde Ihnen sagen: Ja, nehmen Sie mich als Eigentum! wüßte ich, daß es Ihr Glück, und daß es recht wäre. Aber der Gedanke, Sie könnten einst bereuen, und der Gedanke, wie unverständlich mir Ihre Empfindungen sind, hält mich zurück." — „Seraphine, seien Sie barmherzig!" — „Bin unbarmherzig? Oh lieber Freund, dann bin ich es ungern. Ich

kann Ihnen ja bleiben, was ich Ihnen bin, eine liebende Schwester, aber Sie müssen ein Frauenherz besitzen, welches Sie versteht und diese Liebe, die mir mehr dem Hasse ähnlich scheint, erwidert." — „Als könnte ich diese Liebe beliebig übertragen," sagte er trostlos, „diese Liebe, die mein Leben ist und nur mit diesem enden kann! die, so seltsam es klingen mag, hier — hier," er wies auf das Wasser, „hier auf dieser furchtbaren Stelle vor 18 Jahren ihren Anfang nahm. Sie wurzelt in Schmerz, in Reue, in Verzweiflung, sie ist daraus empor gewachsen, hoffnungslos und glühend. Asche bedeckte die Flammen, aber sie schlugen jäh empor in unbewachten Augenblicken. Sie verzehrten mich, sie durchdrangen mir Leib und Seele. Das Feuer floß in meinen Adern, es brannte in meinem Hirn. Wo ich auch war, ob in den Wüsten Arabiens, ob auf den Felsenbergen der Cordilleren, immer hielt ich eine weiße, hilflose Kindergestalt in meinen Armen, immer umschwebte mich ein Gesicht. Und nun denkt der Engel, der alle Menschen liebt, ich könnte plötzlich mein Ideal vergessen und meine Liebe auf eine andere übertragen!"

Seraphine schwieg sehr betrübt. Ihr unschuldiges Gesicht war ein Spiegel ihrer Gedanken. Er konnte sie alle ablesen. Plötzlich schauderte sie wieder zusammen und sah sich um. „Was ist?" frug er wieder, und sie sich fassend, sagte: „Oh, nichts, nichts. Ich glaube, ich fröstele ein wenig, — sehen Sie, dort blieb mein blaues Tuch auf der Balustrade der Veranda hängen. Bitte, holen Sie es mir." — „Und dann?" — „Dann führen Sie mich hinein." — „Und ist das das Ende von allem?" — Sie schwieg seufzend. Dies Schweigen war beredter als Worte. St. Alban ging.

Kaum fühlte sich Seraphine allein, so kam die unerklärliche Angst wieder über sie, ein Grauen, als nahe sich etwas Entsetzliches, Unheiliges, Verderbliches. Es kam immer näher — gekrochen, geschlichen, — ihre Nerven fühlten es wie eine verpestete Luft, wie einen schweren Druck. Sie hörte nichts. Die Rohrsperlinge zwitscherten, die Sonne sandte noch zuckende Lichter aufwärts, der Himmel verblaßte. Senkte sich nicht eine schwarze Wolke, ein Riesenvogel herab? Stieg nicht ein Gewitter auf? Stieg nicht aus den Tiefen der Erde ein glühender Strom aufwärts, der sogleich durchbrechen wird, Feuer und erstickenden Qualm ausstoßend? Was es auch sein mochte, — es kam näher jetzt. Da starrte es sie an, — da war es! — Was war es? Seraphine fühlte ihr Blut zu

Eis gerinnen. Es war ein Kopf, der neben der Bank fast vom Boden auftauchte, ein verzerrtes Gesicht, der Kopf eines wilden Tieres mit stieren, glühenden Augen und weißen fletschenden Zähnen, eine Hand, eine Kralle streckte sich nach der Zitternden aus, eine kaum menschliche Stimme lachte hohl und gellend in ihr Ohr, um in Zischen übergehend der Erscheinung wieder etwas so Schlangenhaftes zu geben, daß Seraphine meinte, einen blauschillernden, buntfleckigen Leib sich nach dem Kopf aus den Blättern bäumen zu sehen.

Alle Schauder der Hölle erfaßten sie. Es war nicht bloß die natürliche Angst vor einem feindseligen Ungeheuer, welches ihr Leben bedrohte. Es war noch mehr das Grausen, welches ein Dämon einflößt. Seraphine hatte dafür das schärfste Gefühl; ihre ganze Natur bebte zurück in jähem Todesgrauen vor der Nähe eines unseligen Geistes. Entsetzen faßte sie und mit dem Entsetzen der Wille: Du mußt fliehen! Fort! Fort aus dieser Nähe! — Wenn sie nicht floh, so starb sie — wie eine Blume am vergiftenden Meltau. Näher und näher rückte es, das Furchtbare! mit wildem Grinsen, — schon schnappen die wilden Zähne nach ihrem Halse — jetzt — fort! Ihr ganzes Wesen konzentrierte sich in einem Gedanken, — die Flucht vor dem Grauen. Und sie floh, ohne zu wissen, daß sie es that. Der panische Schrecken, der sie erfaßt hatte, überwand Lähmung, Schwäche, Unvermögen. Sie sah, hörte und fühlte nichts, als daß sie verfolgt werde, und sie wußte nichts, als daß sie fliehen müßte. Dann schlugen verworrene Töne an ihr Ohr, wo war sie?

Sie hielt inne im Laufen und wandte sich um — und sie sah, daß sie weit am Teiche hingelaufen war. Dort stand die Bank weit, dort aber an der Brücke rang St. Alban mit einem Geschöpf, welches ihn bald wie eine wilde Katze mit Zähnen und Krallen umklammerte, bald ihm wie eine Schlange entglitt, bald mit ihm zu kämpfen und ihn zu überwinden schien. Seine Kleider waren zerrissen, seine Hände und Arme bluteten. Er war ein starker Mann, anscheinend war das Tier oder das Weib, mit dem er kämpfte, nicht groß; aber dämonische Kräfte schienen ihr inne zu wohnen, denn er konnte sie nicht bewältigen. Einmal hatte er das wütende Geschöpf hingeworfen und kniete über ihm, bemüht, mit den schwarzen flatternden Haaren die Hände zusammen zu schnüren. Da blitzte etwas in der Luft, er fuhr zurück, mit einem gellen Hohnlachen entriß sich der Dämon seinen Händen und floh, laut kreischend in den Wald.

Baron St. Alban schwankte. Ein scharfer Dolch lag zu seinen Füßen; seine Brust aber war von Blut überströmt, er hielt beide Hände gegen die Wunde und — sah sich nach Seraphine um. Da war sie, an seiner Seite. Da stand sie frei, sicher, ohne Stütze — und selbst ahnungslos des Wunders! „Oh Lothar! Wie furchtbar! Was that es Ihnen? Lehnen Sie sich an diesen Baum, Sie werden immer blässer. Ich hole jemand!“ und sie eilte davon. Er sah ihr nach wie einer Himmelserscheinung, dann erfaßte eine wilde Glückseligkeit sein Herz, das heiße Blut strömte aus der Wunde, vor seinen Augen ward es dunkel, und dann verlor er das Bewußtsein!

Als es ihm allmählig wiederkehrte, kam, ehe er etwas sehen konnte, die Fähigkeit, zu hören. Verworrene Stimmen klangen dumpf und fremd durch einander. Er hörte die eine sagen: „Gefährlich genug. Habe wenig Hoffnung. Immer noch kein Zeichen wiederkehrenden Bewußtseins? — Diese stundenlange Ohnmacht! Es ist der Blutverlust.“ St. Alban öffnete die Augen. Es mochten viele um ihn sein, — er aber sah nur Eine. Die Thüre öffnete sich, und Seraphine trat herein. Vielleicht erschien sie ihm eben wie ein lichter Todesengel, als sie auf ihn zuschwebte, er wollte sich aufrichten, aber eine bleierne Schwäche hielt ihn nieder. Sie kam näher, sie beugte sich über ihn mit ihrem Blick voll zärtlicher Sorge. Er fühlte ihre warme Hand auf der Stirn. Es war keine Täuschung, Seraphine konnte gehen. Sie stand neben ihm, sie kam und sie verließ ihn. Tagelang waren die Aerzte in der größten Besorgnis. Weniger daß die Wunde so gefährlich gewesen wäre, aber ehe Hilfe kam, war der Verwundete fast verblutet. Er selbst fühlte das und hatte selbst keine Hoffnung, — nicht einmal den Wunsch zu leben. Der Gedanke, für sie zu sterben, hatte einen wunderbaren Zauber. Er wußte nicht, wie es zusammenhing, daß ihre Lähmung geheilt war; er dachte kaum darüber nach, er gab sich dem instinktiven Bewußtsein hin, daß er seine Schuld mit seinem Tode büße und daß durch seinen Tod ihre Gesundheit wiederkehre. So lag er still, fast apathisch, erschöpft bis zum äußersten da. So oft Seraphine erschien, und sie saß stundenlang neben ihm, richtete sich sein Blick auf sie, aber er sprach fast nicht. Er sah sie an, — ruhig, resigniert, hoffnungslos, aber trotzdem zufrieden. Einmal als sie weinend sagte: „Oh Lothar, mein Herz thut mir so weh, sehe ich Sie leiden!“ versetzte er matt: „Es ist aber gut so. Es ist alles gut.“

Sternheims blieben natürlich da, und die Großmama war in der Krankenstube unentbehrlich. Sie ihrerseits gewann den Kranken lieb. Er war geduldig, dankbar, melancholisch. Er hatte nie erfahren, wie Mutterliebe wohlthun kann; denn er hatte nie eine liebende Mutter gehabt, und Frau von Sternheims unermüdliche freundliche Pflege, ihre Nachtwachen, ihre sanfte Hand thaten ihm wohl. Sie hingegen erklärte, sie habe Baron St. Alban bisher für eine Art gezähmten Tiger gehalten, jetzt aber sehe sie, daß er ein wunderbar weiches Gemüt habe. „Das habe ich lange gewußt," versetzte Seraphine, „er ist so leicht zu bändigen, und ich habe ihm oft gesagt, daß er allzu melancholisch und apathisch sei." Der Oberst Sternheim stiefelte viel in Feld und Wald umher, stolz im Bewußtsein großer Thätigkeit und stets in großen Konflikten mit den Förstern und Verwaltern. Er hatte, wie er sagte, fabelhaft viel zu thun, sei aber gern bereit, noch wochenlang hier zu wirtschaften. In der Dienerstube aber stand Jakob, Messer putzend, und hielt seinem Freunde, dem alten Kastellan, der fast nie mehr hinter dem Ofen hervor kam, folgende triumphierende Ansprache: „Na nun, Martin, und hab ich's nicht immer gesagt, daß sie," er bekreuzte sich, „eine Hexe war? Und nun ist's erwiesen! Und wußt ich's nicht immer, daß sie toll war? Wenn sie so in die Wut kam, daß ihre Augen glühten und ihre Haare flogen, hab' ich da nicht stets gedacht: rett' dich, Jakob, denn jetzt kommt's über sie! — und dann kam es, und man konnt' sehen, wo man blieb! Ja, so war sie immer; und wie sie mit ihren grünen Augen das arme Lamm, Fräulein Seraphine, mag angestiert haben und ihren Spruch gezischt, da ist der böse Zauber in sie gefahren, aber weil's solch ein Engel ist, hat er ihr nichts dürfen anhaben, und ist ihr das Böse zum Guten verwandelt, und anstatt daß sie blind und taub und häßlich wird, hat der Schreck sie ganz heil gemacht, daß sie wieder gehen kann!" — „Dank Gott," murmelte Martin mit seiner eingerosteten Stimme, welche, seit Seraphine den alten Diener ihres Vaters täglich besuchte, viel gefügiger wurde. „Da wundern sich nun die Herren Doktoren," fuhr Jakob fort und strich sein Messer hin und her, „da ringen sie die Hände und sehen sich an und geben der Sache gelehrte Namen und wissen doch nichts. Ich werd's wohl besser wissen! Na aber Martin, um davon zu reden, wie ich das Höllengekreisch höre, und stürze hier heraus, und renne um das Schloß und sehe von weitem den

Baron mit der Tollen sich herumbalgen und reißen und winden! und wie sie ihm die Kleider zerriß und ihn mit dem Messer stach und davon raste! Denk ich nicht, es ist eine wilde Bestie? Und hat man sie nicht bis jetzt vergeblich gesucht, überall und immerfort? Aha! sag ich wieder, weiß es doch besser! Wo wird man eine Hexe fangen können? fährt in die Luft wie Rauch, — kenne das schon von meiner Großmutter her."

Was indessen die Kenntnis des weisen Jakob anbelangte, so traf die Voraussage nicht ein. Es ward ein grausiges Kesseltreiben veranstaltet, und man fing in einer engen Schlucht „die Hexe" ein. Das unglückliche Geschöpf verschwand für immer hinter den düsteren Mauern eines hohen Hauses, welches Vorübergehende mit leisem Grauen ansahen. Hier tobte sie ihr Leben zu Ende, verfolgt und gepeinigt von einer Idee, welche sie packte in dem Moment, als die schwere Thüre ihrer Zelle zum erstenmal hinter ihr dumpf dröhnend zuschlug: da schrie sie auf: „Sibylla! Sibylla! Bist Du schon tot? — die Thüre ist fest, — ich schlug sie zu!" und, sich flüsternd umwendend, deutete sie schaudernd und doch lachend in eine Ecke: „da liegt sie. Siehst Du wohl? sie ist tot, — sie ist verwest; nach hundert Jahren wird man sie finden!" Und zuletzt verschwand auch diese Erinnerung. Es ward ganz Nacht. In Tannhausen ward ihr Name nicht mehr genannt.

St. Albans Zustand blieb sich merkwürdig gleich. Er ging nicht rückwärts, nicht vorwärts, „er konnte nicht leben, nicht sterben," wie er selbst mit seinem resignierten Lächeln sagte. „Baron," erklärte Doktor Speier, „ich sage Ihnen jetzt offen und wahr, was Ihre Wunde betrifft, so ergibt sich dieselbe als nicht gefährlich. Keine edleren Teile sind verletzt. Fassen Sie Mut!" — „Mut? Wozu?" — „Zum Leben!" — „Wenn ich leben bleibe, so bleibe ich leben, sterbe ich, so ist mir's auch recht. Mir ist eins so viel wie's andre," sagte der Kranke. „Himmel!" seufzte Doktor Speier, „ich dachte, der Gedanke ans Sterben fiele Ihnen schwer, bedrückte Sie, — sei die Ursache, daß" — Doktor Speier kratzte sich den Kopf. „Der Tod ist mir jede Stunde willkommen," sagte St. Alban mit der Grandezza eines sterbenden Indianerhäuptlings.

Leise winkte Seraphine den Doktor beiseite und frug: „Lieber Doktor, meinen Sie wirklich, daß Baron Lothar sterben wird?" — „Nicht heute, nicht morgen," versetzte Doktor Speier,

„aber so gewiß, wie ich hier stehe, er stirbt langsam, wenn er in diesem Zustande bleibt. Er siecht hin. In einem halben Jahre werde ich die Ehre haben, ihn nach Meran oder St. Maurice oder Madeira zu schicken." — „Oh!" rief Seraphine mit Thränen, „sprechen Sie nicht weiter! Ich weiß das Ende, aber könnte ihn denn jetzt nichts, nichts retten?" — „Er könnte sich selbst retten, — aber er will nicht. Mir scheint, er hat alle Liebe zum Leben verloren. Da sitzt's, Fräulein Seraphine, können Sie ihm nicht etliche Quadratmeilen Urwald in eine Kolonie umzuwandeln geben? Solch ein Interesse, wie er an Tannhausen hatte! Aber auch dies hilft nichts mehr."

Seraphine schwieg und ging fort. Sie ging direkt in das Krankenzimmer und hier sagte sie bittend: „Großmama, willst Du mich einen Augenblick mit Lothar allein lassen? Ich möchte etwas mit ihm besprechen" — und Frau von Sternheim, die es ja kannte, daß Seraphine oft mit jemand allein sprach, ging. Als sie fort war, setzte sich Seraphine neben den Kranken. Er lag, halb von Kissen gestützt, in einem langen Krankenstuhl, am offenen Fenster, die Hände ruhten verschränkt wie leblos auf der Steppdecke. Sie waren fiebernd heiß, sein Gesicht blaß, mager, das schwarze Haar achtlos von der Stirn gestrichen. So mit den übergroßen Augen, welche keinen Glanz mehr hatten, wenn nicht das Fieber sie leuchten ließ, der abgemagerten Gestalt und dem niedergeschlagenen Ausdruck, bot er ein melancholisches Bild, sehr ähnlich dem eines Sterbenden. „Lothar" — er wandte sich nach ihr um und lächelte. „Da!" sagte er, „ich dachte es mir wohl! Noch vor wenigen Minuten glaubte ich, es sei alles vorüber, ich sei erlöst ... da wieder die Stimme: Lothar! Nun, ich bin wieder auf der Erde!" — „Ich wollte Sie um etwas bitten," sagte sie leise und erfaßte seine Hand, „mein Herz treibt mich dazu." — „Alles, alles!" sagte er, „und wie seltsam! Auch ich hatte eben eine Bitte auf den Lippen." Sie stand auf und trat neben ihn. „Sagen Sie die Ihre zuerst," sagte sie.

„Seraphine! Es ist vielleicht nur noch eine kurze Zeit, — und ich atme nicht mehr. Wenn ich fühle, daß der Tod kommt, dann werde ich Sie rufen lassen. Sie sollen mich nicht sterben sehen, Sie sollen nur noch einmal ihre Arme um meinen Hals legen, Ihre Lippen auf meine Stirn drücken und sagen: Nun geh! Sie sollen mir erlauben, zu sterben. Bisher thaten Sie es nicht." — „Ich werde es nie thun, Lothar," versetzte sie voll Zärtlichkeit, „aber wenn

Sie sterben wollen, wie mir scheint" sie lächelte fast, „so thun Sie es nicht, ehe Sie meine Bitte erfüllt haben, machen Sie mich zu Ihrer Frau, Lothar!" Sie legte die Hand auf seine Schulter und blickte ihn flehend an. „Ich bitte Sie darum. Mein Herz ist so schwer gewesen, seit ich ihre Bitte abschlug," fuhr sie fort, „immerfort dachte ich mir: er wird sterben, und du — du hast ihm, vielleicht aus Egoismus, seine letzte Bitte abgeschlagen! Er stürbe vielleicht auch, wenn du sie ihm gewährt hättest — aber dann wäre er doch glücklich gewesen mit seiner seltsamen Liebe, die du nicht verstehst! — und dann dachte ich mir: er sieht dich immerfort vorwurfsvoll an! Er leidet, er ist hoffnungslos — und du könntest ihm vielleicht noch eine Freude machen — du könntest" — „Seraphine! Ist dies Ernst?" der Mann zitterte von Kopf bis zu Füßen, „nein! nein! nein! es ist ein Opfer, welches ich nicht annehmen darf. Ich wäre ein Unwürdiger!" — „Lothar!" sie hielt seine Hand fest, „wollen Sie uns beide unglücklich machen? Bedenken Sie auch, ich könnte nicht mehr glücklich sein, dächte ich an Sie als an einen Gestorbenen und sagte mir: Vielleicht hättest Du ihn retten können! Lothar, machen Sie mich zu Ihrer Frau!"

Ihre Thränen brachen hervor, ihre Stimme und Ihr Antlitz — alles war eine einzige rührende, innige Bitte. St. Alban schwieg — erschüttert und betäubt. Dann zog er seine Braut an sein Herz, sanft und leise. „Gott vergebe mir," murmelte er, „es ist ja nicht auf lange."

„Wissen Sie," sagte Doktor Speier, „im Befinden unseres Patienten ist eine merkwürdige Besserung eingetreten seit gestern. Ich möchte nur wissen, was Fräulein Seraphine da für ein Wunder gethan hat!"

XLI.

Schon manchmal hatten die Linden auf der Varnheimer Terrasse geblüht seit dem Tage, daß Herr und Frau von Adlerstein ihren festlichen Einzug in das alte, stille Haus gehalten! Es war kein stilles, verlassenes Haus mehr. Die Schatten der Melancholie waren daraus gewichen. Die junge Frau hat wie eine Elfenkönigin einen ganzen Frühling mitgebracht, Sonnenschein, welcher auch die

trübsten Regentage vergoldet! Sie hat das öde Haus in ein Heim verwandelt, sie waltet drin, umgeben von einer unsichtbaren Geisterschar. Unter ihren Händen blüht nicht nur ein Blumenheer, sondern auch Wirtschaft, Bienengarten, Haus und Hof. Es ist unglaublich, nicht nur wieviel sie zu thun hat, sondern auch, wie ihre Umsicht, Ausdauer, Frische und Thatkraft unerschöpflich ist.

Rings in der Nachbarschaft, in deren etwas stagnierende Geselligkeit die junge Frau von Adlerstein neues Leben, neue Bewegung hineinbracht hat, wird sie ebenso bewundert wie gepriesen. Trotzdem sie und ihr Mann ziemlich gesellig leben, ist sie die musterhafteste Hausfrau. Von ihr können alle Damen ringsum lernen. Und mit welch allerliebster Miene hält sie jungen Mädchen kleine Vorträge darüber, daß das wahre Glück einer Frau in treuer Erfüllung häuslicher Pflichten bestehe. Sie kann dazu fromm aussehen wie ein Engel, — wenn man ihr nur trauen dürfte! So viel ist gewiß. Niemand liefert so exquisite Butter, so treffliches Obst auf den Markt wie die junge Baronin in Varnheim. Niemand erzielt mehr und besseren Honig; — denn der Bienengarten ist ihre Passion! Niemand hat so blendend weiße Wäsche. Niemand hat bessere Dienstleute! Sie thut alles mit einer schwungvollen Freudigkeit und einer talentvollen Hand. „Sie ist ein Sonntagskind, unsere liebe gnädige Frau," sagt Babetta, welche natürlich „längst" geahnt hat, wie es kommen müßte! Kurz, als Hausfrau musterhaft und ebenso als Mutter. Ihre Kinder sind ringsum die besterzogensten, die gesundesten, die saubersten. Und welch prächtige Kinder! Der Knabe, Leon, mit den funkelnden tiefschwarzen Augen, dem rosigen Gesicht voll Kraft und Leben, der goldflammenden Löwenmähne. Ein solch' zärtlicher, unbändiger Wildfang wie es nur seine Mama einst gewesen, mit demselben offnen, wahren Charakter, demselben Gefühl für Recht und Unrecht, Ehrenhaftigkeit und Stolz. Und dann die kleine sanfte Leona, ein süßes Ding, geschaffen um geliebt und ermutigt, verstanden und geschützt zu werden!

Auch als Gesellschaftsdame ist Frau von Adlerstein Tonangeberin; denn sie hat Schönheit, Liebenswürdigkeit, Geist und das Talent, sich mit unvergleichlichem Geschmack zu kleiden, für sich. Kein Ball, keine Gesellschaft darf sein, ohne daß nicht nach Varnheim eine Einladung käme. Sie kommen nicht immer; sie sehen lieber Gäste bei sich; aber wenn sie kommen, dann hat die Gesellschaft sogleich eine Königin!

Soweit wäre nun alles gut, Frau von Adlerstein ist eine treffliche Hausfrau, Mutter und Salonerscheinung. Was aber ist sie für eine Gattin? Ihrem ersten Mann war sie eine ausgezeichnete, liebende Gattin, — wie aber nun?

Die Sache war, daß niemand dahinter kommen konnte. Sie hatten niemals den Eindruck eines zärtlichen Brautpaares gemacht, noch weniger aber den eines zärtlichen Ehepaares. Die schöne Frau war in Gesellschaft anderer, und sei es ihrer nächsten Verwandten, nur von unwiderstehlichem Mutwillen beseelt, wenn sie ihren Mann nicht ganz ignorierte. Und er hatte hin und wieder solch ein eigentümliches Lächeln, welches ganz verdächtig war. Gewiß! Zu Hause gab es sicherlich manche Szene, denn wie sollte das wohl anders sein, wenn zwei solche Willen aufeinander platzen? Er war ruhig, von konsequenter Energie, und sie feurig, gewohnt zu herrschen, übermütig und entschieden. Wie mag das wohl dabeizugegangen sein, wenn sie in Gesellschaft mit einem Blick gen Himmel sagt: „heute wäre ich gern in einem neuen Pariser Kleide erschienen, aber mein Mann wollte nicht! Wie finden Sie das?"

Vielleicht ist es erlaubt, ein wenig zu lauschen, wie es wohl „dabei" hergegangen ist. Es ist Abend. Der Wagen wartet. Herr von Adlerstein steht in seinem Zimmer. Da öffnet sich die Thüre, seine Gemahlin tritt in hoher Toilette ein. Sie zeigt sich ihm stets, ehe fortgefahren wird. Sie ist in paillefarbener Seide, mit breiten weißen Spitzen besetzt, um den schlanken, stolzen Nacken legt sich ein Brillantkollier, im gepuderten Haar blitzt Brillantstaub — hoch, schlank, vornehm wie eine Fürstin steht sie da. „Nun, Otto? Dies ist also das Kleid, welches Du mir aus Paris kommen ließest!" Er steht vor ihr, hinter ihr wartet bereits die Jungfer mit dem weißen, schwanbesetzten Mantel. „Eins — zwei — drei! Nun?" frägt die schöne Frau. — „Das Kleid steht Dir — hm! — Ja. — Dir steht schließlich alles, denn Du machst die Kleider erst zu etwas.. (Otto, ich habe die größte Lust Dich zu erdrosseln), aber offen gesagt, gefielst Du mir neulich in dem gewissen blaßblauen Atlaskleide besser." — „So!" Leona ringt die Hände, „das also muß man sich sagen lassen, nachdem man eine Stunde lang als Opferlamm dagesessen hat. Du bist furchtbar, Mann! Zur Strafe mußt Du nun fünf Minuten länger warten. Ich habe meine Handschuh vergessen und muß sie suchen!" — „Ich warte." — Sie geht. — Da steht sie wieder

vor ihm — lichtblau von oben bis unten. „Oh Leona!" — „Aber natürlich, glaubst Du, ich hielte es in irgend einer Gesellschaft aus, wenn ich mir immer sagen müßte: Neulich gefiel ich ihm besser?!" Das war die „Szene", welche dem Pariser Kleide, das sie gern getragen hätte, vorausging!

Wieder ein anderes Bild. Eine fröhliche Gesellschaft sitzt auf der Varnheim'schen Terrasse. Malthus und Sibylla, sowie Frau von Schwartz mit Klärchen und Hans sind gekommen. Hans, jetzt ein schlanker Junge, der bereits in die Schule geht, hängt noch mit schwärmerischer Liebe an seiner „Mama Leona". Frau von Schwartz sieht wohl, zufrieden und glücklich aus. Die Wirtin schenkte die Schokolade ein und war liebenswürdig, aber auch übermütiger denn je. Sibylla saß etwas schüchtern neben ihr und hörte zu, wie sie mit Malthus disputierte: „Sage nur nichts. Ihr habt mir Otto verführt, auf einen Tag fuhr er zum Regimentsdiner zu Euch nach Altstadt, und vier Tage blieb er weg!" — „Weshalb kamst Du nicht mit?" frug Malthus. — „Das erlaubte ich mir auch schon zu fragen," sagte Herr von Adlerstein, welcher an einer Linde lehnte und rauchte. Leona sah durch ihre langen Wimpern zu ihm auf. „Ich?" frug sie dann entrüstet, „so fragen eben Männer! Ich konnte doch unmöglich diesmal mit, wenn ich so viel Leinwand zu bleichen habe wie ein Waschweib oder eine Fee! Ich habe überhaupt nicht Zeit, vier Tage lang von Hause fort zu sein, — aber er kann das." — „Verteidige Dich doch, Adlerstein," sagte Malthus lachend. „Oh, er hütet sich wohl," rief Leona in strahlendem Zorn; „er hat gar keine Entschuldigung. Er ist, nebenbei gesagt, ein Mensch, den ich nicht ausstehen kann." — „Liebe Leona!" flüsterte Sibylla. „Wahrhaftig, Liebste! — Nehmen Sie noch etwas Kuchen, Marie! Ja, was ich sagen wollte, er ist jemand, den ich faktisch nicht ausstehen kann!" — „Das ist eine alte Geschichte," versetzte Malthus, „das hat sie ihm schon vor sechs Jahren, bei einem Souper, in's Gesicht gesagt! Du wirst Dich erinnern, Adlerstein." — „Ich erinnere mich," sagte er und streifte seine Zigarre ab.

Leona errötete, lachte und fuhr fort: „Ich freue mich über Euer gutes Gedächtnis! Ja, schon damals herrschte die Antipathie! Ich bin wahrhaftig eine arme, unglückliche Frau. Sibylla, glaubst Du das?" — „Du bist so sonderbar, Leona," sagte die arme Sibylla verwirrt, „es ist wahr, Ihr seid gar nicht so wie andere, ich glaube,

— ja, ich glaube wirklich." — „Um Himmelswillen, Sibylla, was glaubst Du wirklich? Du marterst mich!" — „Ich meinte, ich glaubte wirklich, ich hätte noch nie gesehen, daß Ihr Euch einen Kuß gegeben hättet; aber ich denke doch, Ihr seid nicht unglücklich." — „Hm," sagte Leona ernsthaft, „Du kannst nicht erwarten, daß alle Menschen sich aus blanker Liebe heiraten, wie Du und Malthus. Es gibt auch Konvenienzehen, weißt Du. Man heiratet sich aus Langerweile. Siehst Du, das ist unser Fall." — „Brav!" rief Malthus lachend, indessen Frau von Schwartz Adlerstein ansah. Dieser lächelte, aber schwieg.

„Das sind Dinge, über die man nicht gern spricht," sagte Leona feierlich, „Sibylla teile mir den neuesten Stadtklatsch aus Altstadt mit. Ist Leon von der Kriegsschule zurück?" — „Ja. Es war natürlich großer Jubel in Sternheim, wohin sie nun gezogen sind. Die Großeltern sind so glücklich. Du glaubst nicht, wie wohl Stella aussieht, und was für ein reizendes Kind die kleine Seraphine ist. Sie ist sehr still und träumerisch, und doch hat sie ganz Seraphines Lachen. Sie ist so musikalisch wie ein kleiner Mozart, und Leon unterrichtet sie ganz allein in allem." — „Nun, und Mama? Natürlich strahlend wie immer!" — „Ja. Sie läßt Dich vielmals grüßen und ebenso Frau von Lüttau und Frau von Raval." — „Welche hoffentlich dem Regiment Ehre machen!" — „Oh, ich denke," sagte Sibylla nachdenklich, „namentlich ist Antoinette seit ihrer Verheiratung viel ernster geworden. Ich habe sie gern. Auch mit Frau von Belsay habe ich mich ausgesöhnt; aber Raval und Panten sind wilder denn je." — „Das zu hören!" sagte Leona, „wie das Eichkätzchen im Regiment herumkramt, wie in einer Schachtel mit Bleisoldaten." — „Nun aber, Leona, um wieder davon anzufangen, Dein Mann ist kein so pflichtvergessener Gatte, wie Du glaubst, der General war nämlich gestern da, und da mußte" — „Stille, stille! Kein Wort will ich hören, Malthus. Es geht mich doch auf der Welt nichts an, was jener Mensch thut. Jetzt habe ich interessantere Dinge zu hören. Marie! Nun erzählen Sie was aus Schlehendorf." — „Mein liebes Schlehendorf, es wird in meinen Augen immer hübscher, aber viel Neues gibt es von da nicht zu erzählen." — „Ja, Sie sind eine glückliche Natur," seufzte Leona; „Sie erquicken sich auch am Anblick von Lupinen." — „Oh, Leona," lächelte die Majorin schelmisch, „reden Sie mir von Lupinen! Ihre Lieblingsblume steht noch eine Stufe niedriger." — „Meine Lieb-

lingsblume? Ich habe gar keine! Ich liebe alle." — „Wirklich? Nun, Onkel Schlehendorf läßt Sie grüßen und Ihnen sagen, Sie möchten bald einmal kommen. Die Nesseln ständen in voller Blüte, — es sei eine wahre Pracht."

Leona's Augen flammten auf, Gesicht, Hals, Nacken, alles glühte in einem Moment; sie lachte dazu, aber sie war in Verwirrung.

„Was?" rief Malthus, „was? Seht sie an! Augenblicklich gestehe, ob Dir Herr von Schlehendorf durch ein Bouket Brennnesseln einmal seine Verehrung ausgedrückt hat!" — „Aber natürlich!" versetzte sie, schnell gefaßt, „er war mein treuester Verehrer — in seiner Weise. Wenn Otto einen Tag später gekommen wäre, — wer weiß! Eigentlich gefiel er mir besser als Otto, — sage das aber nicht Antoinette wieder, Sibylla. Es ist mein Geheimnis!" — „Und die Brennesseln, Leona?" frug ihr Gemahl. — „Oh, das erfährst Du nie!" versetzte sie mit blitzenden Augen, „hier, Hans, mein Junge, hier hast Du ein Stück Kuchen und drei Küsse! Liebe gute Menschen, Ihr eßt alle wie die Sperlinge. Babetta hat mir schon sorgenvoll gesagt: die gnädige Frau müssen herzhafter nötigen, und dieser Kuchen ist es wert!"

Zum Schluß noch das Bild eines frohen Tages! Der Geburtstag der gnädigen Frau! Das ist, dank der an diesem Tage großartigen Freigebigkeit des Gutsherrn, für ganz Varnheim ein Festtag! Schon am frühen Morgen spielt Musik unter den Fenstern. Gratulationen und Besuche dauern bis zwölf. Jeder kann heute auf's Schloß, und für jeden hat die gnädige Frau ein Lächeln, Dank, Kuchen, Wein und freundliche Worte. Zu Mittag kommen Gäste von nah und fern. Der Oberst und die Obristin bringen wie selbstverständlich einen ganzen Train aus dem Regiment mit; Geschwister, Verwandte und die besten Nachbarn, alles vereinigt sich um die lange Tafel, welcher die Wirtin mit so viel Anmut präsidiert. Nachmittags finden sich immer mehr und mehr Gäste ein, der Salon gleicht bereits einem Blumengarten; auf allen Sesseln und Sofas scheinen Blumen emporzusprießen, soviel Bouketts wurden mitgebracht. Abends wird getanzt. Frau von Adlerstein, ganz weiß, mit einer einzigen brillantbesetzten Marguerite in den Haaren, hat die schwierige Aufgabe, zu gleicher Zeit Wirtin und meistbegehrte Tänzerin zu sein. Sie löst die Aufgabe mit solcher Grazie! Wer

sie ansieht mit den leuchtenden Augen und der erhöhten Farbe, meint, ihre Seele sei ganz im naturgemäßen Element, so animiert, so lebhaft, so geistsprühend ist sie.

„Nun sehen Sie nur Leona an," sagt die Obristin zu Adlerstein, welcher am Ofen steht und sich mit ein paar Nachbarn unterhält, „wirklich, ich muß es selbst sagen, sie ist heute hübscher denn je." Er hob langsam den Blick und sah hin. „Ich fürchte, lieber Otto, Sie verwöhnen und verziehen sie entsetzlich. Leona wird wieder ganz weltlich." — „Es ist mein Wunsch, daß sie oft Gesellschaften gibt und mitmacht." — „Ja, wunderbar! Und weshalb denn?" Er schwieg, dachte er vielleicht bei sich: weil es mir ein so namenloses Glück ist! weil ich sie jahrelang in Gesellschaft sehen mußte, schön, gefeiert — und nicht den Blick zu ihr heben durfte! weil es mich stolz und froh macht, ihr mit den Augen zu folgen. Das sagte er aber nicht, — und wer hätte hinter der ruhigen Stirne solche Gedanken vermutet?

„Leona wird wieder solchen Geschmack an weltlichem Leben finden," sagte die Regimentsmutter warnend. Auch hierfür hatte er keine Antwort. Weiß er es nicht besser? Und wie er einst unter all dem Glanz der Toilette und der musterhaften Haltung doch Frau von Lettows blutendes Herz gesehen, so las er jetzt in den blitzenden Augen seiner Festkönigin! Darin stand: wenn ich schön bin, so bin ich es für Dich, und wenn ich lache und scherze, so thue ich es, um nicht immerfort die Minuten zu zählen, bis alle, alle fort sind und Du mir sagst: „Gott erhalte Dich mir!" Oh, er hat es nun gelernt, in ihren Augen zu lesen! Zum zweitenmal soll es ihm nicht geschehen, daß sich ein Schatten zwischen sie legt und sie sich „mißverstehen." — Der Tag geht auch zu Ende. Die Wagen rollen alle fort. Es ist eine duftig warme Sommernacht. Herr von Adlerstein steht auf der Terrasse und blickt auf zu den hell erleuchteten Fenstern seines Hauses! Ja, es ist kein dunkles, einsames Haus mehr. Sie, der zu Ehren es heute festlich strahlt, hat es ihm noch viel heller gemacht durch den Glanz ihrer Augen! Er sieht sie im Geist noch neben den Bettchen der Kinder stehen, um den schlafenden Lieblingen Kuß um Kuß auf die roten, warmen Wangen zu drücken, und — er wird ungeduldig!

Er war ein glücklicher, zärtlicher Vater, der das Familienleben, die Sehnsucht seines bisher einsamen Lebens als ein täglich neues Glück dankbar genoß. Aber sein Herz, seine ausschließliche

reiche Liebe gehörte vor allem ihr, die ihm noch weit, weit mehr war als die „treffliche Hausfrau". Nein, — seine erste und einzige Liebe, die Frau, für welche sein Herz in leidenschaftlicher, hoffnungsloser Zuneigung jahrelang geschlagen, ohne daß er sich dies selbst hätte zugestehen dürfen! Das war vielleicht der Grund, weshalb sich sein Verhältnis zu ihr nie zu alltäglicher Freundlichkeit verflachte, sondern stets die Färbung ritterlicher Huldigung behielt. Es war, als scheue er sich jetzt noch, ihr gerade in's Gesicht zu sagen: ich liebe Dich! und wenn sie neben ihm stand, sie allein waren und er den Arm um ihre mädchenhafte Gestalt legte, sie an sich ziehend, so geschah dies immer mit der zarten Reserve, die erst frägt: „darf ich?"

Und Leona? Sie stand noch oben neben den schlafenden Kindern und sie sprach noch mit Babetta und gab ihr Befehle, und hielt die Schleppe ihres weißen Kleides über dem Arm und ein Schlüsselbund in der Hand. Sie war geschäftig und dachte an den vergangenen Tag! Ein Tag voll Leben, Geselligkeit, Freuden. Sie war gefeiert, beschenkt, von Freunden umgeben gewesen. Das Beste aber fehlte noch. Sie hatte es sich morgens, als dieser ganze festliche Tag mit seinen Überraschungen, Tanz, Lust und Lachen noch vor ihr lag, ausbedungen: „Wenn sie erst alle wieder fort sind, und es ist ein schöner Abend, dann gehst Du noch mit mir durch den Mondschein in den Park bis zur Linde, — und dort sitzen wir, bis es zwölf schlägt."

Was werden sie da sprechen? Von Dingen, von denen Leona nur mit ihm spricht, — ernste, heilige Dinge. Wer dann ihr Gesicht sieht, wird schwerlich sagen: sie wird weltlich! Aber niemand sieht es dann außer ihm. Er allein weiß, daß der ganze Tag voll Heiterkeit und Lachen ihr nicht diese Stunde aufwiegt. Er allein weiß um ihre Seele. Er weiß, daß das Leben voll Thätigkeit, voll Geselligkeit keine Versuchungen für sie birgt. Sie geht hindurch, — lächelnd, denn sie ist glücklich; — aber ihr Glück wurzelt nicht darin! Und jetzt kommt sie die Treppe herabgeflogen, sie gleitet wie ein Lichtstrahl auf die dämmernde Terrasse heraus, sie sieht den Mann, an einen Baum gelehnt, schon auf sie wartend, und sie fliegt in seine Arme. „Endlich, — endlich, endlich!"

XLII.

Schluß.

In Tannhausen wohnen jetzt Baron und Baronin St. Alban. Als er, sterbend wie er meinte, vor dem Altar der Tannhausener Schloßkapelle das „Ja" von ihren Lippen hörte, sagte er sich: „es ist nicht auf lange!" und doch strömten Lebenskraft und Energie von neuem durch sein Herz. Sie verbrachten den Winter in Italien, und als sie heimkehrten, war St. Alban nicht nur gesund, er war glücklich, ruhig, ausgesöhnt. Sie wußte das im voraus. Sie sah, daß es in ihrer Hand lag, ihm das Leben zurückzugeben, und sie sprach das heilige bindende Wort; aber ihre Erscheinung vor dem Altar machte auf alle, die zugegen waren, einen seltsam erschütternden Eindruck. Wie sie kniete, in weiße Schleier gehüllt, vom Lichte der durch die bunten Kapellenfenster scheinenden Sonne glorienhaft angehaucht, das Gesicht emporgewandt, erschien sie wie eine der Welt entsagende Nonne. Sie entsagte freudig, ja — aber sie entsagte. Ihrer ganzen Natur, ihrem bisherigen Leben, ihrem bisherigen Lieben! Dies Herz, welches allen Menschen mit gleicher Wärme entgegen schlug, welches den Sonnenschein einer ganzen Liebeswelt in sich barg, welches diesen Reichtum mit verschwenderischer Freigebigkeit austeilte, es ward Besitztum eines einzigen. Er, der es beansprucht, wacht mit der Eifersucht der Leidenschaft darüber. Er leidet, sieht er sie jedem zulächeln, er fiebert, sieht er, daß sie sich auf den Arm eines andern lehnt; er verzweifelt, wenn er hören muß, wie ihre Gedanken, sorgend, liebend, betend von diesem zu jenem wandern, einen weiten, weiten Kreis umschließen, stets mit dem Wohl und Wehe anderer beschäftigt, stets auf Hilfe sinnend, wo sie Schmerz weiß, stets glücklich, wenn sie ein fremdes Glück weiß! Diese Gedanken sollen sich jetzt auf einen konzentrieren — so ruft der Egoismus seiner Liebe, die sie nicht versteht.

Und die Liebe, die sie kennt, die himmlische Liebe, welche stets bereit ist, dem „Nächsten" jedes Opfer zu bringen, sei dieser Nächste, wer es auch sei, überwindet auch diese Anforderung, folgt an den Altar und — entsagt. Dem Seraph werden die Flügel abgenommen und es wird ihm gesagt: „er ist fortan Dein Herr! Steige zu ihm auf die Erde herab."

Es war geschehen. Wenn es ein Opfer war, welches sie ge-

bracht, so geschah es gern, und sie durfte täglich mehr und mehr erfahren, daß es kein vergebliches Opfer gewesen. Sie gab einem verlöschenden Leben Wert und Thatkraft zurück; sie sah einen Charakter, dessen Verdüsterung ihr stets ein Schmerz gewesen, gleichsam in erneuter Jugend sich entwickeln und zu Harmonie und männlicher Schönheit entfalten. Reiche Gaben, welche vernachlässigt unter Verbitterung und Reue begraben lagen, traten hervor. Die Melancholie wandelte sich in Ernst, die nutzlose Reue in ruhige Gewißheit erlangter Vergebung. — Sie war sehr glücklich. Konnte eine Natur wie die ihre je unglücklich werden, wenn sie sah, daß sie glücklich machte? Sie arbeiteten vereint an Tannhausen. Er am Lande und sie an den Seelen. „Die gnädige Baronin St. Alban," das klang jetzt ganz anders im Munde der Leute als vormals! Ihre milde Hand und ihr teilnehmendes Herz sind bekannt. Obgleich ihre Gesundheit zart ist und bleibt, so hält sie das nicht ab, selbst in die Hütten der Armen zu gehen und überall zu trösten, zu lindern, zu helfen. Sie hat Zeit genug, dies in der Abwesenheit ihres Gemahls zu thun, denn er muß viel in Friedrichshof sein. Manchmal geht sie ihm auch durch den Wald entgegen. Sie weiß, daß ihn dies ebenso beglückt wie erschreckt. Wenn dann Furioso feuerschnaubend mit seinem Reiter den schattigen Weg heraufkommt, wird er plötzlich gebändigt; St. Alban springt ab, der wilde Hengst stürmt allein wiehernd weiter dem Stalle zu; Seraphine aber wird von starken Armen aufgehoben und heimgetragen wie ein Kind.

Tannhausen hält jetzt gute Nachbarschaft mit Varnheim. Wie sich die Frauen lieben, so sind die Männer durch wahre Freundschaft verbunden. Jeder Sommer bringt Malthus mit Frau und Kindern nach Tannhausen; oft begleitet auch Stella sie mit ihrer kleinen Tochter, welche aller Herzen gewinnt. Dann sitzen die Geschwister wohl oft zusammen auf den Stufen der Veranda; Seraphine lehnt den Kopf an die Schulter des Bruders und sagt zu allen, wie schön das Leben sei und wie glücklich! Einmal versetzt Malthus darauf mit lächelndem Munde, aber tiefbewegter Stimme: „Was aber wäre es für uns geworden ohne Dich, Seraph?"

Ende.

Verlag von Georg Böhme in Leipzig.

Mark Albrecht. Roman von Ursula Zöge v. Manteuffel. 2 Bde. 1884. 7.—, eleg. geb. 9.—

Il Romano. Roman von Ursula Zöge v. Manteuffel. 3 Bde. 1882. 7.50, eleg. geb. 9.25.

Lora. Roman von Ursula Zöge v. Manteuffel. 1885. 4.—, eleg. geb. 5.—

Die Erzählungen gehören unstreitig zu den beliebtesten Werken der einschlägigen Litteratur. Glühende Phantasie, echte Poesie, herrliche Diktion, fesselnde Darstellung vereinigen sich in diesen edlen Gebilden der hochbegabten Verfasserin.

Binnen kurzem erscheinen:

Numa.

Eine Geschichte aus altgriechisch-italischer Sagenzeit

von

M. von Ascheraden.

ca. 23 Bogen. 4.—, eleg. geb. 5.—

Ramona

von

Helen Jackson.

Autorisierte deutsche Übertragung von Elizabeth H. Denio.

ca. 21 Bogen. 4.—, eleg. geb. 5.—

Druck von Herm. Ramm, Leipzig.